

Opa Meia erzählt:

Jahrzehnt der

WECHSELJAHRE

KUNSTGESCHICHTEN

Aus den achtziger Jahren

The Meia

Jahrzehnt der
Wechseljahre

Kurzgeschichten

© 2013 The Meia

Layout + Illustration: The Meia



Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-xxxx-

Autor

The Meia wurde im Dezember 1962 im Ruhrgebiet unter dem bürgerlichen Namen Rainer Meyer geboren. Ein kurz danach stattgefundenem Umzug ins Rheinland prägte sein Aufwachsen und sein Musikgeschmack die Hinwendung zu Punkrock, sodass er erstmals Ende 1979 für ein Punkfanzine schrieb. Bis 2002 veröffentlichte er in unterschiedlichen Heften Texte aller Couleur und spielte fast ständig in verschiedenen Bands. Erst eine Erkrankung sorgte für ein Ende des Interesses an Punkmusik und Punkkonzerten, oder besser gesagt bewirkte ein abruptes Verstummen von jeglicher Musik in seinem Leben, da sie zu einem fast völligen Verlust seines Gehörs und starken Gleichgewichtsstörungen führte. Seitdem ist er Rentner und konzentriert sich auf ein Niederschreiben seiner vielfältigen Erinnerungen.



Buch

Nachfolgend 15 Kurzgeschichten über eigene Erlebnisse in der Bonner und Troisdorfer Punkszene während der achtziger Jahre. Zur Themenauswahl griff ich auf bereits vorhandene Stories zurück und schrieb noch einige weitere. Trotzdem stellt das Geschilderte nur einen kleinen Ausschnitt der von mir in diesem Jahrzehnt erlebten Ereignisse dar, ist es nur eine chronologische Sammlung einzelner Geschichten die ich in den letzten Jahren unabhängig voneinander geschrieben habe.

Zu einigen einzelnen Jahren dieses Jahrzehnts lassen sich nur wenige Stories zuordnen, zu manchen Jahren sogar überhaupt keine. Das ist komisch, denn gerade 1981 würde ich als das ereignisreichste Jahr meines Lebens bezeichnen. Naja, irgendwann erzähle ich mal über die Geschehnisse in diesem Zeitabschnitt. Übrigens basieren alle Geschichten auf eigenen Erlebnissen, es ist also nichts Erfundenes dabei.



Riss (später "Meia") 1981

Inhalt

1980

Am Anfang war das Wort

Geschrieben 2011, unveröffentlicht..... 8

Dichtung und Wahrheit

Geschrieben 2011, unveröffentlicht..... 27

Auf einen Schlag

Geschrieben 2011, unveröffentlicht..... 37

Harmonien sind für Hippies

Geschrieben 2009, unveröffentlicht..... 58

1982

Frühstücksfreuden

Geschrieben 2010, unveröffentlicht..... 72

1984

Zwei flüchtige Begegnungen

Geschrieben Ende der Neunziger, veröffentlicht in „Suburbia“ 1999..... 93

Nicht aus heiterem Himmel

Geschrieben 2012, unveröffentlicht..... 106

1985

Jung kaputt spart Altersheime

Geschrieben 2010, unveröffentlicht..... 121

1986

Die schönste Frau der Innenstadt

Geschrieben Ende der Neunziger, unveröffentlicht.....**130**

1987

Materie am falschen Ort

Geschrieben 2010, unveröffentlicht.....**144**

Six Pack

Geschrieben 2004, veröffentlicht im „Pankerknacker“ 2008.....**154**

Tarnen, Täuschen, Verpissen

Geschrieben 2009, unveröffentlicht.....**165**

Rätselhafte Mitteilung

Geschrieben 2009, veröffentlicht in „Pankerknacker“ 2009.....**176**

1988

Erschütterungen

Geschrieben 2008, veröffentlicht im „Pankerknacker“ 2008.....**190**

1989

Individueller Lebensstil

Geschrieben 2008, unveröffentlicht.....**211**

Interview

Veröffentlicht im „Pankerknacker“ 2007.....**229**

Nachwort.....**238**



ENTENHAUSEN
is a
HOLIDAY
CAMP!

1980

DUCKY
LIVES
MONITOR

AM ANFANG WAR DAS WORT

Der uns entgegenkommende Mann starrte uns an. Deutlich genauer als es die flüchtigen Blicke vieler Passanten in der Bonner Fußgängerzone taten betrachte er die beiden ihm entgegenkommenden Menschen, konnte uns nicht einordnen und fragte sich bestimmt was wir für seltsame Gestalten wären. Sehr wahrscheinlich hatte er noch nie Leute unserer Art gesehen, in der Zeitung nichts über kurzhaarige Jugendliche die sich extrem auffällig kleideten gelesen und solche auch noch nie im Fernsehen gesehen.

Das verwunderte mich nicht. Seit Mitte der siebziger Punk als neue Spielart der Rockmusik in die Medien gekommen war, waren einige Jahre vergangen und die Berichterstattung darüber bis auf einige Randbemerkungen in Musikmagazinen geschrumpft. Punk war vergessen und schien eine kurze Episode gewesen zu sein. Aber dem war nicht so. Zwar waren im Laufe der Jahre viele der ersten Bands und besonders die Punks genannt und wie die Musiker gekleideten Gruppenanhänger verschwunden, aber Ende der siebziger Jahre begannen sich junge Menschen für Punk zu begeistern und sahen diesen Musik- und Lebensstil als eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung an. Darunter auch Achmed und ich, und deshalb waren wir bemüht anders als die anderen Menschen auszusehen.

Neben der auffälligen Kleidung, die auf Lederjacke (natürlich trugen wir nur täuschend echt aussehende Kunstlederjacken, da Jacken aus richtigen Leder zu teuer für uns Siebzehnjährige waren), in grellbunten Farben bedruckte T-Shirts mit Namensschriftzügen von Punkbands und abgenutzten, mit Flickern versehenen Jeanshosen basierte, waren unsere Lederjacken mit aufgesprühten Bandnamen geziert und wir hatten sie mit sie mit Sicherheitsnadeln, Ketten

und in Deutschland kaum erhältlichen nur münzgroßen Ansteckknöpfen geschmückt. Zusätzlich hatte ich ein weinrotes, nietenbeschlagenes Hundehalsband um. Einerseits betrachtete ich es als schön und als typisches Punkaccessoire, andererseits als ein gutes Mittel um die von mir als "Spießer" bezeichneten Mitbürger provozieren und schocken zu können.

Unsere Frisuren waren aber das deutlichste Zeichen für unsere Andersartigkeit und verstießen bewusst gegen jede allgemein gültige Haartrachtnorm. Seit den siebziger Jahren unterschied sich der Anblick von Kopfhaaren erwachsener Männer nur durch deren Länge. Der angepasste Teil der männlichen Bevölkerung hatte seine Haare kurzgeschnitten, trug sie stets ordentlich gekämmt und die Frisur an irgendeiner Stelle durch einen Scheitel geteilt. Männer hingegen die ihren Protest gegen die Gesellschaftsverhältnisse und ihre andersartige Denkweise offen zeigen wollten hatten fast immer langes Haar, wobei in manchen Kreisen die Haarlänge Gradmesser des Protestwillens und der Dimensionierung der "Ich bin gegen bürgerliche Normen"-Einstellung war. Im Laufe der Jahre hatten sich die Bürger an lange Männerhaare gewöhnt, erregte ihr Anblick nur noch selten das gleiche Ausmaß von Unmut wie ein Jahrzehnt zuvor. Achmed und ich passten aber nicht in dieses Schema. Durch unsere Kleidung bewiesen wir eine deutliche Abneigung gegen die herkömmliche Gesellschaft, trugen aber kurze Haare und zeigten dadurch unsere Distanz zu allen bisher bekannten Protestbewegungen. Zudem waren sie durch den nachträglichen Einsatz von Seife oder ähnlichen Substanzen zu abstehenden Strähnen gebündelt, was den optischen Eindruck einer extremen Verdreckung erzeugte. Dies war nachvollziehbar, denn wir wollten möglichst abstoßend auf die "Spießer" wirken, und Unsauberkeit erzeugte fast immer Ablehnung bei diesen.

Auch dienten zwei typische Barttrachten für die Unterscheidung zwischen angepassten Bürgern und protestwilligen Langhaarigen. Männer ersterer Sorte gingen entweder glattrasiert oder pflegten einen Oberlippenbart zu tragen. Langhaarige Männer hingegen zierten sich mit einem um alternative Wirkung bemühten Vollbart, der mich

persönlich aber automatisch nicht an Protest sondern an den Weihnachtsmann oder Robinson Crusoe denken ließ. Besonders auffällig war, dass junge Männer bürgerlicher Gruppen einen Schnauzbar als ein Zeichen für eine ausgeprägte Männlichkeit ansahen, sie also glaubten besonders männlich zu wirken wenn sie einen Schnäuzer trugen. Auch in der Berufsgruppe der Polizisten hatte fast jeder Beamte einen Schnauzbar, ein Schnäuzer schien zur Uniform zu gehören und war polizeilicher Auftretensstandard wie das Mitführen einer Pistole. Interessanterweise trugen konforme Bürger jeden Alters selten einen Vollbart. Diese Form des männlichen Gesichtschmucks war den langhaarigen Hippies und den auf irgendeine Art gegen die Gesellschaft protestierenden jungen Männern vorbehalten, und wenn jene Bartträger sein wollten wählten sie imagegerecht eine solche Bartform.

Wir hingegen standen der Vorstellung einer Kombination von Punkoutfit und Bart stark ablehnend gegenüber, hatten noch nie einen Punk mit Bart gesehen und sahen sowieso jegliche Bartracht als ein typisches Merkmal von Mitgliedern der Vätergeneration an, rasierten unsere Gesichter deshalb regelmäßig. Zudem legten wir keinen Wert darauf möglichst männlich zu erscheinen, wollten aber hart wirken und demonstrierten Härte lieber durch Kleidung und Auftreten.

Mein Blick fiel auf Achmeds blonde Haare, die von der Farbe her überhaupt nicht zu seinem Vornamen passten. Eigentlich hieß er ja "Joachim", hatte bis vor einem halben Jahr so geheißen und war von mir auch "Joachim" genannt worden. Jetzt sagte ich natürlich "Achmed" und dachte auch an einen "Achmed" wenn ich an Joachim dachte. Dies war leicht erklärbar, denn vor einigen Monaten hatten wir uns neue Namen geben. Dies geschah weil wir unbedingt richtige Punks sein wollten und in der Musikzeitschrift Sounds gelesen hatten, dass sich richtige Punks neue Namen gaben. Außerdem war eine Namensänderung ein gutes Symbol für einen Neuanfang, sollte nun doch alles was früher gewesen war hinter uns liegen. Joachim hatte sich für "Achmed" entschieden, weil Namen von Punks oft etwas geringwertiges darstellten und jemand der in Deutschland den Namen "Achmed" trug in der Regel ein südländischer Gastarbeiter war, und solche standen in der

gesellschaftlichen Wertigkeit ganz unten. Also war »Achmed« eine indirekte Form von Gesellschaftskritik und Protest gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen, was auch einer der Hauptinhalte des Punkseins war.

Mein eigener Punkname hingegen beinhaltete keinerlei politische oder soziale Kritik, bezog sich "Riss" lediglich auf den Zustand meiner von mir bevorzugten Jeanshosen. So erklärte ich es anderen Menschen jedenfalls. In seiner Bedeutung hatte "Riss" zu Beginn überhaupt nichts mit meinen Hosen zu tun gehabt, denn ich hatte mich bei der Namenswahl einfach für keine neue Titulierung entscheiden können. Nachdem ich alle Vorschläge abgelehnt hatte, rief Achmed irgendwann genervt »Nenn dich doch einfach "R.I.S" für Rainer ist schääl«. Komischerweise gefiel mir dieser Name, jedenfalls wenn er sich in seiner Bedeutung auf meine Beinkleider bezog. Außerdem war er ungewöhnlich, nicht deutlich auf irgendein Bandmitglied oder eine Punkband bezogen und auch nicht eines bemüht gefährlich klingenden Inhalts. Also nannte ich mich seit diesem Moment "Riss".

Vor zwei Jahren war ich Achmed – oder besser gesagt dem damaligen Joachim – zum ersten Mal begegnet. Das war im Alter von Fünfzehn gewesen, als ich die Hauptschule verlassen musste und keine Lehrstelle fand. Also musste ich in eine Berufsbildende Schule in Siegburg, die ein als ein Berufsgrundschuljahr bezeichnetes Auffangbecken für arbeitslose und schulpflichtige Jugendliche enthielt. In meiner Klasse waren auch aus den umliegenden Städten stammende Schüler gewesen, und einer dieser Menschen war Joachim aus dem Nachbarort Hennef. In der ersten Zeit war unser Kontakt nur oberflächlich gewesen, bis ich ihm einmal aus irgendeinem Grund eine Liste meiner wenigen Schallplatten gezeigt hatte und er nach kurzem Lesen dieser erstaunt »Du hast ja eine Punkplatte« ausgerufen und er dabei auf eine Single der englischen Band "Sham 69" gedeutet hatte. Dass man diese Musik als Punk bezeichnete wusste ich bis dahin überhaupt nicht. Ich hatte das Lied irgendwann auf "BFBS" gehört, einen englischsprachigen Sender für in Deutschland stationierte britische Truppen, dessen Anhören bei vielen Jugendlichen gang und gäbe war, da hier oft die neuesten aus dem

Kulturzentrum England stammenden Schallplatten gespielt wurden. Dieser Song hatte es mir angetan, besonders die durchgängig gespielte verzerrte Gitarre und ein Chorgesang der mich an Fußballgesänge erinnerte. Leider redete der Sprecher in Englisch und ich hatte bis auf Bandnamen und Songtitel nichts enträtseln können. Aber jene hatte ich mir aufgeschrieben und war schon am nächsten Tag zu einem Siegburger Plattenladen gefahren um den Tonträger zu erwerben. Dies war aber erst nach einigen Wochen möglich gewesen, denn natürlich war die Single in Deutschland nicht erhältlich gewesen und musste erst bestellt werden.

In den Folgemonaten wuchs unsere bis dahin nur flüchtige Bekanntschaft rasch zu einer Freundschaft aus, war der Kontakt ebenso rasant wie die Bedeutung von Punk für uns gewachsen. Was zu Beginn nur eine musikalische Vorliebe gewesen war, wurde rasch zu einem großen Interesse an der gesamten Punkidee. Schnell spielte sie eine zentrale Rolle in unserem Leben und nur ein Jahr später begannen wir uns wie die Punkmusiker zu kleiden...

Diese Gedanken verschwanden so rasch wie der ablehnend blickende Mann aus meinem Sichtfeld. Achmed und ich schritten weiter in Richtung Bahnhof und überquerten den einfach "Marktplatz" genannten Platz am Beginn der Fußgängerzone. Fast zeitgleich erblickten wir eine Gruppe junger Männer die aus einer anderen Richtung kommend die freie Fläche des Platzes betreten hatten. Sie sahen aus wie wir, waren eindeutig Punks. Freudige Erregung erfüllte uns, denn solch einen Anblick hatten wir hier noch nie erlebt. Nur selten waren wir bisher anderen Punks begegnet, und nur durch Zufall oder bei Konzerten in der Millionenstadt Köln, außerhalb dieser und auch in Bonn noch nie.

Genauso wie bei Achmed und mir stach der Anblick ihrer Kleidung und der struppigen Haare aus dem konformen Einerlei hervor. Ihre Jeanshosen waren nicht um den üblichen Eindruck von Neuwertigkeit bemüht sondern hatten eindeutig ihren Qualitätshöhepunkt lange hinter sich. Diese Hosen waren mit vielen Flickern versehen und an den Knien durch große Löcher gekennzeichnet, Beinkleider, die in bürgerlichen Kreisen als Müll angesehen wurden, bei Punks aber bevorzugte

Kleidungsstücke waren. Am deutlichsten wies die Art ihrer Oberbekleidung auf ihre Andersartigkeit hin. Wegen der sommerlichen Temperaturen trugen zwei von ihnen statt einer Jacke ein T-Shirt oder einen dünnen Pullover, die allerdings ebenso wie ihre Hosen an Unrat erinnerten. Die anderen beiden hatten ihre Oberkörper in Leder- oder Anzugsjacke gehüllt, und besonders letztere war mit Badges, dünnen Ketten und mit einer großen Zahl nicht auf die Schnelle definierbarer Metallgegenstände geschmückt, was sie sichtbar von den Anzugsjacken anderer Menschen unterschied und an ein designtechnisches Kunstwerk erinnerte. Außerdem trug der größte von ihnen eine Sonnenbrille mit einem auffallend gelben Plastikrahmen auf der Nase. Eigentlich waren diese Brillen nur für kleine und ohne durch viel ästhetisches Empfinden belastete Kinder gemacht, wurden von Erwachsenen verschmäht. Jedenfalls von erwachsenen Menschen herkömmlicher Denkart, denn Punks mochten diese Brillen und ich hatte verschiedene Photos von englischen Punks mit solchen gesehen.

Merklich waren beide Seiten überrascht von dieser plötzlichen Begegnung, denn ebenso wie Achmed und ich sie anstarrten schauten die vier Männer unentwegt auf uns. Noch während unsere Blicke jeweils auf die andere Menschengruppe gerichtet waren schritten wir automatisch und wie von unsichtbaren Fäden gezogenen auf die andere zu.

»Hi«, sagte Achmed grüßend als wir uns bis auf wenige Meter genähert hatten.

»Seit ihr aus Bonn?« platzte ich heraus.

»Ja, wir wohnen alle hier«, antwortete der großgewachsene junge Mann mit der Kindersonnenbrille.

»Wir sind aus Siegburg. Also ich, der Achmed kommt aus Hennef, aber das liegt ja direkt neben Siegburg, ist also aus der Gegend. Meistens fahren wir nach Köln, dort gibt es zwar einige Punks, aber keine Treffpunkte, und die wenigen Punks sind in der Millionenstadt Köln nur schwer zu finden. Hier in Bonn waren wir auch schon manchmal, haben aber hier noch nie Punks gesehen.«

»Bonn ist punktmäßig ziemlich tot. Hier gibt es vielleicht acht oder zehn Punks, aber keine regelmäßigen Treffen und

kaum Konzerte, und ab und zu verabreden wir uns mit den anderen in irgendeiner Kneipe.«

»So etwas dachten wir uns schon. In der Sounds war ja letztes Jahr eine Artikelserie über Punk, und richtige Punkszenen in einigen Städten wurden beschrieben, nur Bonn oder Köln wurden nicht erwähnt, die nächste Punkszene ist in Düsseldorf.«

»Das ist viel zu weit weg, fast hundert Kilometer«, kommentierte ich Achmeds Worte.

»Wie gesagt ist hier echt nix los. Aber mit uns gibt es in Bonn sogar eine richtige Punkband, leider nur keinerlei Auftrittsmöglichkeiten.«

»Höchstens in der Jazz-Galerie beim Berta, aber auch nur wenn die Band so jazzspielende Hippie- oder Spießertypen sind, Punkbands werden dort wohl kaum spielen«, sagte der T-Shirt-tragende Punk, ein durchschnittlich großer Blondhaariger, der mir durch seine kräftigen Arme und der Sicherheitsnadel im Ohr läppchen auffiel.

»Wie heißt denn eure Band?« fragte Achmed interessiert.

»Wir nennen uns "The Cosh", ergriff der erste Sprecher das Wort, »aber den Namen hast du bestimmt noch nie gehört. Uns gibt es ja erst seit einigen Monaten und wir sind noch nie irgendwo aufgetreten. Übrigens bin ich der Sänger und heiße Tommy Travolta.«

Achmed schwieg und an seiner Mimik sah ich, dass er mit einem ihm unbekanntem Bandnamen konfrontiert wurde und von dem noch nie irgendwo gelesen oder etwas gehört hatte.

Schnell sagte ich wieder etwas, wollte den Grund unseres Hierseins an diesem sonnigen Frühsommernachmittag erwähnen.

»In dem Soundsartikel wurde einiges über Punkfanzines geschrieben, die gibt es praktisch in jeder Stadt mit Punkszene. Das sind so von Punks geschriebene und für Punks gemachte Hefte. Obwohl Achmed und ich noch nie so eines gesehen hatten beschlossen wir letztes Jahr auch eines zu machen und in Plattenläden mit Punkplatten auszulegen. Wir dachten, so könnten wir am einfachsten die Punks aus der Umgebung kennenlernen. Das Heft gibt es hier in Bonn auch, aber nur in "Maggies Farm", das ist so ein kleiner Plattenladen für

Secondhandplatten in der Altstadt, hat aber auch ein paar Punkscheiben. Kennt ihr den?«

Einer der schweigenden Punks und jener mit der Sicherheitsnadel im Ohr schüttelten den Kopf, nur Tommy äußerte sich auf meine Frage, sagte, dass er mal kurz drinnen gewesen war um das Angebot zu checken, aber da er nur Hippieplatten gefunden hatte schnell wieder hinausgegangen war.

»Apropos Hippie«, griff ich die für mich passende Überleitung auf. »Eben waren wir zu Besuch bei so einem Typen hier aus Bonn, der hatte das Fanzine bei Maggies Farm gekauft und mich dann angeschrieben weil er uns mal treffen wolle. Zuerst dachte ich das wäre ein Punk, wir also heute nach Bonn, aber das war so ein Langhaariger der Punkmusik mag, außerdem ist er Mitglied bei so einem neu gegründeten Verein für Rock in Bonn, und die wollen auch Punkkonzerte veranstalten.«

»Aber jetzt veranstaltet dieser Verein noch keine Konzerte? Am Freitag sollen Spizz Energy in den in den graurheindorfer Rheinterrassen spielen, ist das schon von denen? Ist übrigens das erste Punkkonzert in Bonn. Kommt ihr auch?«

Achmed kam mir mit einer Antwort zuvor.

»Ja, da wollten wir auch hin. Das Konzert ist nicht von diesem Verein hier, die wollen erst später Konzerte machen, und dann auch nur mit Bonner Gruppen. Das am Freitag ist ja mit ner englischen Band, organisiert wird das von dem Dieter aus Köln. Der ist auch kein Punk sondern eher eine Mischung aus Hippie und Normalo. Der Dieter hat einen kleinen Plattenladen in Köln und verkauft dort "Kanal-Kultur", so heißt unser Fanzine, daher kennen wir den persönlich.«

»Wenn ihr auch dahin wollt können wir uns dort treffen, ein paar Bier trinken, quatschen und gute Mucke hören...«

Tommy unterbrach seine Worte und schaute auf die Armbanduhr an seinem Handgelenk, die meiner Meinung nach optisch nicht richtig zum Punkoutfit passte, wie ein Fremdkörper wirkte.

»...dann haben wir echt mehr Zeit zu labern, denn wir müssen schnell weiter. Schließlich wollten wir alle noch zu mir

und müssen noch runter bis Godesberg...der Bus fährt bald und der nächste dann erst wieder in einer Stunde.«

»Wir wollten eigentlich auch direkt zur Bahn nach Siegburg. Dann bis Freitag, man sieht sich!« sagte Achmed und nickte den vier Punks zu, die sich sofort in Bewegung setzten und in einer Seitenstraße verschwanden.

Auch wir gingen weiter und eilten schnellen Schrittes Richtung Bahnhof. Ein Gefühl der Freude und der Euphorie erfüllte mich als ich mir die Bilder der nur wenige Augenblicke zurückliegenden Begegnung in Erinnerung rief.

»...auf direktem Wege hat Kanal-Kultur bisher zu keinen neuen Punkkontakten geführt, aber auf indirektem Wege sozusagen...«, dachte ich.

...

Mit einem lauten Schlussakkord endete das dritte Lied der Zugabe. Es war der bekannteste Song der Band mit dem Titel "Where's Captain Kirk?". Getreu dem Motto "Das Beste kommt zum Schluss" wurde er erst am Ende ihres Auftritts gespielt.

Die beiden Gitarristen entledigten sich schnell ihrer Instrumente, mit Gesichtsausdrücken die mich an einen Handwerker erinnerten der pünktlich zum Feierabend seine Werkzeuge wegstellte. Es wirkte als wollten sie etwas Ungeliebtes loswerden, die letzte vom Feierabend trennende Hürde rasch überwinden, ein Eindruck, der im Gegensatz zu dem Bild das sie während ihres Auftritts abgegeben hatten stand, als sie aussahen wie Menschen denen das Spielen eines Instruments die größte Freude ermöglichte. Überhaupt glichen sie nicht dem Bild der Vorstellung das ihr Name und ihre Musik in mir erzeugten. Wie viele Punkmusiker sahen sie kaum wie Punks aus, eher wie kurzhaarige Bürger von der Art wie sie in der Fußgängerzone zu hunderten zu sehen waren. Nur hier und da erinnerte ein T-Shirt oder ein einzelner bunter Ansteckknopf an eine über die Musik hinausgehende Beziehung zu Punk. Diese Diskrepanz fiel mir immer wieder auf wenn sich Punks im Publikum eines Punkkonzerts

befanden. Manche Anhänger einer Punkband wirkten auch optisch wie Punk, die Musiker nur selten.

Auch heute Abend konnte man nur sechs Menschen in dem mit ungefähr fünfzig Köpfen nur spärlich gefüllten Konzertsaal der Rheinterrassen Publikum Punks nennen, Achmed, ich und die vier Musiker von "The Cosh" waren die einzigen Punks unter den vielen langhaarigen oder nur unauffällig gekleideten Menschen.

Obwohl wir nur zu sechst waren erfüllte mich ein Hochgefühl, denn in einer Gruppe von Punks zu sein hatte ich noch nie erlebt. Bisher war ich immer und überall ein alleiniger Außenseiter gewesen, einer der sein andersartiges Denken auch durch seine andersartige Kleidung zum Ausdruck brachte. Zwar war in letzter Zeit oft Achmed an meiner Seite gewesen, aber mein Empfinden war dadurch nicht anders geworden. Sicher war das Gefühl nun nicht mehr völlig alleine dazustehen erbauend gewesen, aber die Empfindung stets alleine am Rand zu stehen wurde nur von der zweier isolierter Außenseiter abgelöst. Nun war dies anders. Wir waren zu sechst, zwar nur eine kleine Gruppe, aber immerhin eine deutlich zusammenhängende Gruppe. Dieses Gefühl wollte ich nicht mehr missen, es auch in Zukunft wieder erleben.

»Spizz Energy fand ich wirklich gut«, sagte der neben mit stehende Volker.

Ich schaute ihn an, und wie jedes Mal wenn er in mein Blickfeld geriet, stach mir sofort der Anblick der silbern glänzenden Sicherheitsnadel in seinem Ohr ins Auge und wie immer fielen mir seine überdurchschnittlich kräftigen Oberarme auf. Jene waren heute besonders gut sichtbar, denn er trug ein an den Ärmeln abgeschnittenes T-Shirt, welches um punkiger zu wirken mit einigen selbst hineingeschnittenen Löchern versehen war. Dadurch sah es wirklich wie das T-Shirt eines Punk aus, wirkte stark beschädigt und wie ein Kleidungsstück, das bestimmt jeder andere anstatt es in den Sack mit den Altkleidern zu legen sofort in die Mülltonne geworfen hätte.

»Die Band war echt gut, auch wenn es eher angepasster New Wave als richtiger Punk gewesen war. Aber trotzdem ist solche Mucke immer noch besser als die ganze Hippiekacke.

Übrigens hießen sie letztes Jahr Spizz Energy, 78 Spizz Oil und jetzt Atletico Spizz 80, die ändern jedes Jahr ihren Bandnamen.«

»Das ist doch Quatsch, es dauert ja seine Zeit bis eine Band bekannt ist, und wenn der Name endlich einem Haufen Leuten ein Begriff ist verschwindet er wieder.«

»Echt. So müssen die ja jedes Mal bei null anfangen. Datt ist ja wie bei Monopoly, "Zurück auf Start". Na ja, vielleicht halten die Typen das für besonders punktig... Egal, jedenfalls fand ich es echt gut, dass ihr heute alle gekommen seid. Mit so vielen Punks in einer Gruppe zu sein habe ich noch nie erlebt. Das finde ich voll geil, sollten wir öfter wiederholen. Am besten wäre es uns immer vor einem Konzert zu treffen oder so.«

»Das können wir machen, kein Problem. Achmed und Tommy haben ja die Telefonnummern getauscht, da kann jeder schnell mal Bescheid sagen. Aber so viel ich weiß ist in den nächsten Monaten kein Punkkonzert in Bonn, und nur darauf zu hoffen, dass dieser Verein mal ein Punkkonzert macht ist auch nicht der Bringer. Alles viel zu vage, da kann man vielleicht warten bis man schwarz wird und nichts passiert.«

»Wir können uns alle ja auch mal so treffen, auch wenn kein Konzert ist.«

»Das meine ich auch. Okay, leiern wir das an. Wir geben also in den nächsten Tagen alle allen anderen irgendwie Bescheid und die erzählen dann wohl auch Leuten die wir nicht kennen davon. Müssten wir so zehn bis fünfzehn Punks sein, na ja, vielleicht nicht alles Punks, aber die meisten, jedenfalls knapp ein dutzend Leute.«

»So viele? Das ist ja eine richtige Masse. Wäre echt geil, sollen wir uns schon nächste Woche Freitag hier in Bonn treffen?«

»Das könnte hinhalten, ist ja noch eine Woche Zeit, und meistens dauert es etwas bis man alle Leute erreicht hat«, antwortete Volker nach einer kurzen Pause des Überlegens. »Wie Tommy dir schon erzählte haben wir uns schon einige Mal getroffen, aber immer in einer bestimmten Kneipe, und hierin liegt das Problem. Eine in der Punks länger als fünf Minuten bleiben können ist selten und die muss man erstmal

finden. Sonst werden wir sofort rausgeschmissen, denn die ganzen Spießer mögen keine Punks, besonders nicht in ihren Kneipen.«

»Dann treffen wir uns doch irgendwo draußen, es ist doch warm genug, wir haben Frühling und in den nächsten Wochen wird es noch wärmer.«

Volker antwortete sofort, so als wolle er möglichst schnell etwas sagen weil ihm die Idee gut gefiel und ihm sofort etwas zu meinen Worten eingefallen war. »Das ist logisch. Am besten wäre ein Platz in der Innenstadt, hm, der Berliner Platz wäre gut, kennst du den? Das ist neben dem Stadthaus, da sind selten Leute und dort kann man sogar sitzen und die Altstadt mit den ganzen Kneipen ist direkt um die Ecke.«

»Klar kenne ich den Berliner, dort gehen Achmed und ich fast jedes Mal lang wenn wir in Bonn sind. Um wie viel Uhr wäre denn am besten? So gegen sieben Uhr abends?«

»Sieben ist gut, nicht zu früh und nicht zu spät.«

»Schön, dann sagen wir nächste Woche Freitag um sieben am Berliner, Achmed und ich kommen auf alle Fälle!«

Ich grinste Volker an und griff zu dem am Boden abgestellten Bierglas.

...

»Ihr kriegt hier nichts zu trinken... Es wäre besser wenn ihr alle sofort wieder gehen würdet«, sagte der Mann an den Zapfhähnen und stellte das bei unserem Eintritt ergriffene leere Bierglas wieder auf die Ablagefläche. Sein Gesicht zeigte eine Miene der Entschlossenheit, er war deutlich gewillt sich durch keinerlei Worte von seinem Vorhaben abbringen und sich durch diese nicht doch noch zu einer Getränkeausgabe erweichen zu lassen. Das ärgerliche Funkeln in seinen Augen verstärkte noch diesen Eindruck.

Durch meine in den letzten Wochen dutzendfach erlebten Hausverbotserfahrungen wusste ich, dass bei einem Menschen seines Schlages jede weitere Silbe unnötige Luftverschwendung war. Selbst wenn sich unsere Kleidung wie von Geisterhand in unauffällige Anzüge und sich unsere Stachelhaare in enganliegende, sorgsam gescheitelte

Konformitätszeichen verwandeln würde, könnte es keine Meinungsänderung des erbosten Gastwirtes bewirken.

Der neben mir stehende Ollie grinste mich an. Offensichtlich hatte er die Worte des Mannes hinter dem Tresen ebenfalls genau verstanden und ebenso offensichtlich hatte er mit einer Reaktion dieser Art gerechnet, sah die erbosten Worte nicht als einen Grund für Ärger oder Empörung an, sondern als den belustigenden Eintritt von etwas Erwartetem. In dieser mir wie ein visuelles designerisches Relikt aus den sechziger Jahren erscheinenden Gaststätte wirkte er genauso wie ich wie ein Fremdkörper. Vielleicht sahen wir für die Spießer wie eigentümlich aussehende menschliche Wesen aus einer fernen Zukunft aus, obwohl es recht unwahrscheinlich war, dass sich die Menschen in späteren Zeitaltern mit durch Seife verklebten Kopfhaaren und um den Hals gehängten Fahrradschlössern schmücken würden. Die jetzige Verwendung war ein Zeichen für die unkonventionell denkende Jugendgruppe der Punks, wie ein halbwegs informierter Mensch wissen müsste, dessen Denken nicht von der den bürgerlichen Großteil der Gesellschaft kennzeichnenden Erstarrung in jahrzehntealten Denkweisen geprägt wurde.

»Dann trinken wir halt anderswo ein Bier«, sagte einer der Punks die an den Tischen saßen. Diese bequemen Sitzgelegenheiten standen nur wenige Meter vom Tresen entfernt und die ablehnenden Worte des Wirtes waren auch dort gehört worden. Sofort erhoben sich die sitzenden Punks, und etwa zwanzig Leute – die sich wie um ihren Willen zu einem längeren Aufenthalt zu zeigen erst vor wenigen Augenblicken dort Platz genommen hatten – strebten auf die Ausgangstüre zu. Ollie und ich schlossen uns ihnen an, und als wir den Bürgersteig betraten schaute ich mich mit Absicht nicht um, warf keinen Blick auf das große Namensschild über der Tür. Den dort stehenden Schriftzug prägte ich mir zwar immer vor Betreten einer von mir noch nie frequentierten Gaststätte ein, für den seltenen Fall, dass Punks in dieser Lokalität geduldet wurden, Getränke erwerben konnten und wir sehr wahrscheinlich wiederkommen würden. Aber schon in dem Moment als der Wirt unsere Bitte nach Bier abschlägig

beantwortet und uns alle dann hinausgeworfen hatte war der Kneipenname automatisch aus dem Gedächtnis gestrichen und zum sofortigen Vergessen freigegeben worden. Ich wusste, dass ich diese Gaststätte nie wieder betreten und mir dessen Name in wenigen Stunden nicht mehr geläufig sein würde.

»Da vorne ist direkt die nächste Kneipe«, sagte der großgewachsene Tommy und wies auf eine nur ungefähr hundert Meter entfernte Gaststätte. Die Menge der Kneipen in diesem Stadtteil erstaunte mich immer wieder, obwohl ich schon sehr oft hier gewesen war. Wie anders sah es doch an meinem Wohnort aus, einem Vorort der zehn Kilometer entfernt gelegenen Kreisstadt Siegburg. In dem von mir bewohnten Sozialwohnungsviertel gab es eine einzige Gaststätte, in dem gesamten Vorort noch drei weitere, aber die nächste davon war nur durch einen längeren Fußmarsch erreichbar. Hier in der Bonner Altstadt war es besser. Man konnte praktisch den gesamten Abend damit verbringen eine Kneipe zu betreten, dort nur wenigen Minuten zu bleiben um dann in die nächste zu gehen, ohne jemals zweimal im Laufe des Abends in der selben Kneipe gewesen zu sein.

Dass Tommy als erster das Wort ergriff wunderte mich nicht. Als Sänger von "The Cosh" – die in der letzte Woche ihren ersten Auftritt als Vorband bei einem Konzert in den Rheinterrassen gehabt hatten – war er es gewohnt zu Leuten zu sprechen, fühlte sich durch auf ihn gerichtete Blicke zum Reden animiert. Außerdem war er einer der wenigen Punks die schon bei den ersten Treffen anwesend gewesen waren, was ihm in unserer von Woche zu Woche größer werden Gruppe eine besondere Stellung einbrachte. Bei den ersten beiden Malen waren wir jeweils nur ein knappes Dutzend Punks gewesen, aber sofort hatten alle Gefallen daran gefunden unter Gleichgesinnten zu sein. Folglich hatten wir rasch begonnen uns jeden Freitagabend auf dem Berliner Platz zu versammeln.

Die öffentlichen Treffen bewirkten in der Folge einen erstaunlichen Prozess des kontinuierlichen Gruppenzuwachses. Jedes mal gesellten sich zwei oder drei bisher unbekannte Punks zu uns, waren auch am nächsten Freitag wieder anwesend, oft in der Begleitung von Leuten die sich noch nie auf dem kleinen Platz am Rande der Innenstadt eingefunden

hatten. Offensichtlich hatten die Neuankömmlinge der Vorwochen ihren Bekannten von den Punktreffen erzählt, was in manchen den Wunsch erweckte ebenfalls am Berliner Platz zu erscheinen. Sicherlich war der Ort des Treffens für den Multiplikationseffekt mitverantwortlich, denn anstatt das es versteckt in irgendwelchen Gaststättenräumlichkeiten stattfand, war der leicht einsichtbare und direkt neben der vielfrequentierten Fußgängerzone liegende Berliner Platz schnell als Punktreffpunkt bekannt geworden. So mancher der zu uns gestoßenen Jugendlichen hatte sich schon einige Zeit für Punkmusik und Punk als Lebensweise interessiert, dann aber weil er keinen Punk kannte und es auch im kulturellen Bereich fast nichts zu Punk gab schnell seine Vorliebe als aussichtslos angesehen und sie nicht weiter verfolgt. Unser Anblick war für einen solchen Menschen dann der Anlass das Interesse wieder aufleben zu lassen...

Während wir in Richtung der gezeigten Kneipe gingen schaute ich die mich umgebenden Punks an. Die meisten hatte ich im Laufe der Wochen näher kennengelernt, aber wie jeden Freitag waren wieder einige mir völlig neue Gesichter dabei.

Aus der Gruppe der komischerweise fast ausschließlich männlichen Punks stach mir ein besonders groß gewachsener junger Mann ins Auge, der alle anderen Punks um Kopfgröße überragte. Ihn sah ich nicht zum ersten Mal, kannte ihn schon einige Wochen. Er war einer der wenigen Punks der dem modischen Vorbild Sid Vicious nicht nacheiferte und der keine Lederjacke wie der Sex Pistols-Bassist trug. Stattdessen hatte er immer eine graue und ohne auffällige Accessoires versehene Anzugsjacke an, hatte aber genauso wie Sid Vicious seine Haare zu einer schwarzen Stachelfrisur aufgestellt. Diese Kombination war sein Markenzeichen. Ebenso wie eine um den Hals getragene hölzerne Perlenkette, die eigentlich ein unverzichtbares Abzeichen eines Jüngers der Bhagwan-Sekte war. Solche Leute begegneten einem in den Innenstädten von Köln und Bonn sehr oft, es gab recht viele von ihnen und sie betrieben sogar eine "Bhagwan-Disco" genannte Diskothek in Köln. Einer von ihnen hatte allerdings eine unheimliche Begegnung der soundsovielten Art erleben müssen, als er dem großgewachsenen Bonner Punk begegnet war und der ihm mit

dem Vorschlag einer körpersprachlichen Alternativargumentation um eine sofortige Schenkung der Kette bat. Der an einer kinetischen Kommunikation nicht interessierte Sektenanhänger war dem Wunsch bereitwillig nachgekommen und seitdem besaß der aus irgendeinem Grund "Kohi" genannte Punk diese Kette und trug sie mit Stolz. Normalerweise schmückte ein Foto des Sektengurus Baghwan den verzierten Anhänger, aber Kohi hatte das Bild des pausbäckigen Grinsehippies weggeworfen und durch ein Foto seiner selbst ersetzt, was einen der Grundgedanken des Punk – in diesem Fall "Keine Führer" – entsprach.

Fast automatisch glitt mein Blick zu der einzigen Frau in der großen Gruppe der männlichen Punks. In Bonn gab es aus irgendwelchen Gründen kaum weibliche Punks, nur zwei oder drei junge Frauen pflegten derartig provokant gekleidet herumzulaufen und waren an den Wochenenden am Berliner Platz zu finden. Zu dem heutigen Treffen war nur eine einzige Punkfrau erschienen. Sie nannte sich in Anlehnung an die Sängerin der bekannten Londoner Punkband »Siouxie and the Banshees« »Siouxia«, trug ähnliche Kleidungsstücke wie wir und hatte genauso wie die männlichen Punks ihre Haare kurzgeschnitten und künstlich verstrubbelt, was den Eindruck extrem verdreckter Haare erzeugen sollte. Dieser Anblick flößte mir stets Respekt ein, denn bei einer Frau setzte ein Tragen kurzer Haare weitaus mehr Mut als bei einem Mann voraus. Fast alle Frauen trugen sie lang, und selbst den wenigen die sie kurzgeschnitten hatten sah man an, dass sie um ein den gesellschaftlichen Normen entsprechendes "schönes" Aussehen bemüht waren. Bewusst gegen alle Konventionen zu verstoßen war ein Merkmal des Punkoutfits, aber ein sichtbares Missachten aller Erscheinungs- und Verhaltensregeln wurde bei jungen Männern eher toleriert als bei jungen Frauen. Siouxia musste sicherlich öfter als ich Kommentare wie "Aus der Art geschlagen" oder ähnliches ertragen. Obwohl sie nicht gängigen Schönheitsnormen entsprach fand ich sie sehr schön, fühlte ich mich zur ihr hingezogen, schaute sie immer wieder an und spürte dabei stets ein sehnsüchtiges Verlangen in mir entstehen. Auch diesmal war es wieder so, aber scheinbar fühlte sie sich beobachtet, und als Siouxia den Kopf drehte um

im meine Richtung zu schauen fühlte ich mich peinlich berührt, wollte ihr nicht in die Augen schauen und wie jemand erscheinen der sie anstarrte und deshalb wanderte mein Blick schnell zu dem vor ihr gehenden Punk.

Der vor einigen Stunden eingesetzte und immer noch andauernde dünn tropfige Nieselregen hatte wohl einen Juckreiz auf der schnell nass gewordenen Kopfhaut erzeugt, denn er griff an seinen Kopf und kratzte sich. Dabei fasste er auch an die in dicken Strähnen gebündelten Haare, bewegte einige von ihnen. Sofort bildete sich auf der durch den ständigen Regen befeuchteten Strähne eine weißliche Flüssigkeit. Diesen unangenehmen Effekt kannte ich nur zu gut.

‘Seife tropft bei Nässe zum Glück nur heraus’, dachte ich, ‘Schaum wie beim Haarewaschen bildet sich erst wenn man viel über die Haare reibt. Unabsichtlich macht das ja keiner, und kein Punk würde sich mit Absicht seine Frisur ruinieren. Es wäre ja echt doof wenn alle so aussehen würden als wären sie direkt aus der Dusche gestiegen, schließlich wollen wir doch in eine Kneipe, und wenn alle Punks schäumende Köpfe haben halten uns die Wirte für total bekloppt und wir werden überall rausgeschmissen, kriegen nirgendwo ein Bier...’

Prompt erinnerte ich mich an ein peinliches Ereignis bei dem auch Haarstyling und Regen eine gravierende Rolle spielten.

»Wir können froh sein, dass es nicht stärker regnet, denn so Regen ist für Punks richtig Scheiße, wegen den Haaren und so«, erzählte ich laut den anderen. »Vor zwei Jahren wollte ich mich mal total als Punk stylen und auf eine große Schülerfete gehen. Die Haare färbte ich mit roter Wasserfarbe...«

»Wieso hast du nicht dieses Hippiezeug Henna genommen, ist doch besser als Wasserfarben?«, fragte jemand.

»Kannte ich noch nicht.«

»Henna macht ja auch nur so'n rötliches Braun. Die Punks in London haben aber manchmal richtig bunte Haare, so blau und grün, möchte mal wissen wie die das machen«, warf ein dritter ein.

»Dort gibt es bestimmt irgendwelche coole Färbemittel. Is' halt London und nicht Bonn. Na ja, egal, jedenfalls schmierte ich mir ordentlich rote Wasserfarbe ins Haar und ging auf die

Fete. Zwischendurch ging ich dort kurz raus um etwas frische Luft zu schnappen, aber weil es nach einiger Zeit stark zu regnen anfang direkt wieder rein. Dort schauten mich alle dauernd doof an, dachte wegen meinem Punkoutfit. Als ich dann eine Stunde später wieder zuhause war und in den Spiegel schaute, sah ich, dass der Regen die Farbe aus den Haare gespült hatte, das Wasser mein Gesicht heruntergelaufen war und ich sah wie verrostet aus...«

Fast alle reagierten mit lautem Gelächter auf meine Ausführungen und lachten auch noch als wir die nächste Gaststätte betraten.

Vor dem Betreten schaute ich auf das große Namensschild über der Eingangstür, las "Zur gemütlichen Ecke". Wegen des Namens wunderte ich mich etwas und fand ihn sehr unpassend, da es vielleicht gemütlich sein konnte, aber von irgendeiner Ecke nicht die Rede sein konnte und die nächste Straßenecke viele Meter entfernt war.

Der zuvorderst gehende Volker öffnete die Eingangstür und mit ihm betrat die gesamte Gruppe der Punks die Kneipe. Ich war einer der ersten die hineingingen, verspürte bei Ansicht des Tresens fordernden Bierdurst. Der Schankraum war nur spärlich bevölkert. An den wenigen Tischen saß niemand und die fünf oder sechs Gäste – alles Männer zwischen dreißig bis fünfzig Jahre – auf hohen Hockern direkt an der Theke.

Auf das Geräusch der sich öffnenden Tür hin hatte der Wirt neugierig in deren Richtung geschaut, und als er unser Aussehen erkannte bildete sich in Sekundenschnelle eine deutliche Falte auf seiner Stirn. Auch die Köpfe der Männer am Tresen hatten sich in unsere Richtung gedreht und unter ihren erstaunten Blicken kam ich mir plötzlich sehr andersartig vor, wie ein seltsames und unbekanntes Wesen das sich unerwartet in die Welt der Menschen gedrängt hatte. Dass unser Erscheinen in einer schlecht besuchten oder in einer seit vielen Jahren in Stagnation verharrenden Gaststätte eine mittelgroße Tagessensation darstellte hatte ich schon oft erlebt, aber die Atmosphäre in der "Gemütlichen Ecke" war besonders surreal. Es hätte mich auch nicht überrascht, wenn wie in vielen Filmen oft gezeigt die leise Hintergrundmusik bei unserem Erscheinen verstummt wäre, aber natürlich war dies

nicht so und das halblaute Gedudel unaufdringlicher Unterhaltungsmusik ging ohne Unterbrechung weiter.

Die meisten von uns nahmen an den wenigen Tischen Platz, während ich von Bierdurst getrieben zusammen mit Volker direkt an den Tresen ging.

»...Bande von Verrückten...«, hörte ich einzelne Satzketten aus dem Munde eines Gastes mit Halbglatze entsprungen waren und an seinem schnauzbärtigen Tresennachbarn gerichtet waren. Offensichtlich waren sie beide langjährige Stammgäste die die Kneipe mittlerweile als etwas zu ihrem Territorium zugehörigen betrachteten und schnellen Änderungen in diesem als eine Störung ansahen.

»Ich hätte gern ein Pils!«

»Ich ebenso«, sagten wir zu dem Wirt auf der anderen Seite des Tresens, der während unseres Näherkommens mit dem Spülen eines geleerten Bierglases begonnen hatte.

Diese Arbeit nahm nur wenige Sekunden in Anspruch, dann blickte er auf und Volker und mich an, sagte mit Enttäuschung und Zorn in den Augen oft gehörte Worte.

»Ich möchte, dass ihr alle sofort geht!«, offenbarte er uns hastig und griff zu einem eben geleerten Glas eines der Stammgäste.

Sofort wandte sich Volker den erwartungsvoll blickenden anderen Punks an den Tischen zu und zeigte auf die Tür. Schnell gingen wir hinaus und standen wenige Augenblicke später wieder auf dem Bürgersteig. Es nieselte immer noch und ich zog automatisch den Kopf ein als kleine Tropfen meinen Nacken trafen.

‘Das war jetzt der vierte Rauswurf hintereinander...’, dachte ich während wir auf die nächste Straßenecke zuschritten. ‘Mal schauen wann wir ein Bier kriegen. Kann noch was dauern, das war jetzt der Vierte, und letzte Woche waren es glaube ich acht oder neun. Egal, irgendwann klappt es. Hauptsache ist doch, dass es endlich so was wie ne richtige Punkszene in Bonn gibt, echt gut!’

DICHTUNG UND WAHRHEIT

»Hamburg. Gestern Abend verunglückte der 16jährige Olaf Ritzmann bei einer Demonstration anlässlich eines Besuchs des Kanzlerkandidaten Franz Josef Strauß tödlich. Die Polizei hatte einen Bahnhof gestürmt in den sich gewalttätige Demonstranten zurückgezogen hatten. Bei der darauf folgenden Panik geriet der Tischlerlehrling unter einen S-Bahn-Zug. Vorher war es wiederholt zu Steinwürfen auf Beamte...«

Der gepflegt aussehende Enddreißiger auf der Mattscheibe meines Fernsehers war sichtlich um einen emotionslosen und neutralen Eindruck bemüht. Trotzdem glaubte ich ein unmerkliches Hochziehen der Mundwinkel zu erkennen, was in einem Stadium der Unkontrolliertheit in ein Lächeln der Genugtuung gemündet wäre. So einen mehr oder weniger offen gezeigten Gesichtsausdruck hatte ich in den letzten Wochen oft bei Passanten gesehen, die zuschauten wie ich oder andere Punks von der Polizei kontrolliert und wie potentielle Straftäter behandelt worden waren. Offensichtlich freuten sie sich darüber, wenn staatliche Kräfte gegen die seit Pöselndorf von den Medien ständig beschworene "Punkergefahr" aktiv wurden.

Eigentlich war im Mai dieses Jahres nichts Sonderliches in Hamburg-Pöselndorf passiert, einige kaputte Schaufensterscheiben, ein paar demolierte Autos der Nobelklasse und ein durch ungebetenen Besuch in Unordnung geratenes Luxuscafé. Fast jeden Monat gab es irgendwo und aus irgendwelchem Grund weitaus schlimmere Krawalle, manchmal sogar richtige Straßenschlachten mit vielen Verletzten. Besonders in West-Berlin hatte die immer stärker werdende Instandbesetzerbewegung schon oft bei Demonstrationen den Prachtboulevard Kurfürstendamm in ein Scherbenmeer verwandelt und bei den bundesweit verteilten

Baustellen für Atomkraftwerke kam es zu immer wieder zu blutigen Ausschreitungen. Im Vergleich dazu erinnerten die Ereignisse in Pöseldorf eher an einen ausgearteten Vereinsausflug, hatten aber trotzdem zu einem überzogenen Polizeieinsatz geführt. Mehrere hundert Beamte hatten Jagd auf Punks gemacht und sogar Polizeihubschrauber waren im Einsatz gewesen. Der darauffolgende Berichterstattungsunami in der Presse war zwar unschön aber verständlich gewesen. Durch unser alle Konventionen ablehnendes und provozierend wirkendes Aussehen waren Punks für die Boulevardpresse ein titelseitenwürdiges Thema und wurden belegt durch die Ereignisse in Pöseldorf zu einer Bedrohung der Gesellschaft hochstilisiert.

Dabei war der Anlass Höhepunkt einer positiven Entwicklung in der Subkultur der Randgruppen gewesen. Um die jahrelange Feindschaft zwischen den Jugendgruppen "Punks" und "Teds" (diese war in Hamburg sehr ausgeprägt gewesen und hatte zu Schlägereien und Konzertstürmungen geführt) zu beenden hatten sich einige hundert Mitglieder beider Subkulturen auf einem Platz in der Innenstadt getroffen, Frieden geschlossen und die neue Freundschaft begossen. Danach war man gemeinsam durch ein Nobelviertel gezogen und der gemeinsamen Wut dagegen wurde Ausdruck verliehen. Aber leider hatte man nicht mit einem derartig überdimensionierten Einsatz der Schutzkräfte gerechnet...

Bis zu diesem Tag waren Punks weitestgehend unbekannt gewesen, war unser provokantes Aussehen völlig neu und äußerst auffällig gewesen und niemand hatte den Menschen die ein derartiges Outfit trugen eine bestimmte Denkweise zuordnen können. Jetzt war durch die Berichterstattung der Informationsstand der Bevölkerung gestiegen, glaubte selbst jeder noch so dumpfe Scheitelbürger nach Lektüre für wahr gehaltener Zeilen genau zu wissen um was für Leute es sich bei Punks handelte. Sogar die jugendlichen Nachwuchsspießer, die sich an der Bushaltestelle unserer Wohnsiedlung trafen und das Sozialwohnungsquartier im Randgebiet der unbedeutenden Kreisstadt Siegburg als den Nabel der Welt betrachteten riefen mir nun nicht mehr ein verächtlich-provokantes "Rocker" hinterher, sondern bewiesen mit lautstarken "Punkerschwein"

ihren Bildungsfortschritt. Negative Kommentare, offene Anfeindungen und vereinzelt tätliche Angriffe waren die nicht überraschende Folge der medialen Hochstilisierung von Punks zum Feindbild aller "anständigen" Menschen und steter Bedrohung der Bürger jeden Alters und Geschlechts.

An aggressive Kommentare meiner Mitmenschen die mich oft über einen Zusammenhang zwischen meiner Person und der Tätigkeit des Vergasens informierten hatte ich mich mittlerweile gewöhnt, aber dass meine Mutter schon mehrmals von anderen Frauen ihres Alters als "Punkermutter" bezeichnet worden war stieß mir übel auf. Im Gegensatz zu manchen anderen Punks konnte ich aber bei handfesten Angriffen bislang immer noch flüchten, oder meine Gegenüber mit Worten beschwichtigen bevor ein kritischer Punkt erreicht werden konnte. Aber auch ich hatte mir wie praktisch jeder Punk eine Gaspistole gekauft und führte sie immer mit. Sie war sozusagen eine letzte Möglichkeit um Schläge zu verhindern und um den reißerischen Klauen des Volkszorns zu entrinnen.

»Wer's glaubt wird selig«, sagte ich halblaut angesichts meiner jüngst gemachten Erfahrungen mit dem Wahrheitsgehalt von Pressemeldungen und griff zu der vor dem Fernseher liegenden neuesten Ausgabe der Boulevardzeitung "Express". Dass ich in dieser nicht nur mit Tatsachenmeldungen; sondern auch mit Ausgeburten einer grotesken und auf reißerische Artikel fixierten Phantasie konfrontiert werden würde war mir von vornherein klar. Bei einer Boulevardzeitung rechnet man damit. Wenigstens wurden solche nicht durch einen Mantel der Seriosität getarnt, war deren Zweifelhaftigkeit leicht zu erkennen.

Die Worte des unaufhörlich redenden Mannes auf dem Bildschirm meines kleinen Schwarzweiß-Fernsehers verwandelten sich in ein nur ein nebenbei wahrgenommenes Hintergrundgemurmel als ich die einzelnen Seiten aufschlug und den Inhalt rasch überflog. Bei den Lokalnachrichten aus der Region Bonn stockte ich, betrachte interessiert eine dick gedruckte Schlagzeile.

»**Punker gestellt**« schrie mir die Überschrift entgegen.

'Bestimmt wieder ein total übertriebener Quatsch...', dachte ich. Mittlerweile waren mit reißerischen Überschriften

versehene Artikel über Punks normal für mich geworden, konnte ich solche mehrmals die Woche lesen. Allerdings war die Lektüre fast immer mit Kopfschütteln und einem Gefühl der Empörung verbunden, denn nicht selten wurde die Realität völlig verzerrt beschrieben, Aussagen aus dem Zusammenhang gerissen und in einem Kontext wiedergegeben indem diese Worte nie gesagt worden wären, oder Ereignisse schlichtweg erfunden. Offensichtlich waren Punks seit neuestem ein interessantes Thema, und weil Meldungen zu diesem Thema absatzfördernd waren mussten in möglichst kurzen Abständen Geschichten über Punks erscheinen. Da sich allerdings nur selten etwas Meldungswürdiges ereignete, mussten unbedeutende Kleinigkeiten zu gravierenden Ereignissen aufgeblasen werden um den Leser eine unterhaltsame Geschichte bieten zu können.

Noch bevor ich das zu dem Artikel gehörende Foto genauer betrachtete begann ich die darunter stehenden Worte zu lesen, richtete aber nachdem ich "Bonn" gelesen hatte automatisch meinen Blick auf das Bild.

'Bonn? Von den Bonner Punks kenne ich doch viele, wenn der Punk abgebildet ist, ist das vielleicht sogar ein Bekannter', dachte ich mir.

Das Schwarzweißfoto zeigte keinen aufrecht stehenden Menschen, sondern eine hüfthohe, bizarre Pyramide aus Menschenleibern. Die aufgehäuften Körper waren die von unauffällig gekleideten Bürgern männlichen Geschlechts, und trotz des verwirrenden Anblicks eines Gewusts von Armen, Beinen und Rümpfen glaubte ich ein halbes Dutzend gestapelter Personen zu erkennen. Das Bild ähnelte einer Szene aus einem Fußballspiel, wenn sich die Mitspieler nacheinander jubelnd auf einen Torschützen warfen und von jenem dann nichts mehr zu sehen war. Eindeutig handelte es sich nicht um eine auf einem Fußballplatz aufgenommene Szene, denn einerseits waren der steinerne Boden und andererseits im Hintergrund eine Häuserfassade mit aneinandergereihten Ladenlokalen zu erkennen. In dieser Umgebung war ich selbst sehr oft gewesen, hatte diesen Fassadenanblick oft selbst gesehen und wusste daher genau, dass es sich um die Bonner Fußgängerzone handelte. Aber eine Freudenexplosion kam bei

den durch die Ladenstraßen eilenden Einkaufspassanten nicht in Frage, noch weniger die Auslösung eines Jubelsturms durch Anblick eines Punk, auch wenn er ein besonders attraktives Sonderangebot entdeckt und es lauthals verkündet hätte.

Einen Punk konnte ich aber nicht erkennen, sah nur normal aussehende Bürger in meistens untypischen Posen. Nur den unter dem Bürgerstapel liegenden Menschen konnte ich deutlich sehen. Sein unter diesem herausragendes Gesicht war durch den auf ihn lastenden Druck zu ist einer schmerzlichen Grimasse verzogen. Dies war bestimmt der "Punker" (diese eingedeutschte Version der Bezeichnung "der Punk" verwendeten nur Menschen die von Punk keinerlei Ahnung hatten) der "gestellt" worden war.

Einige Sekunden lang betrachtete ich mit einer fragenden Miene das Bild, bis sich im Moment des Erkennens meine geschürzten Lippen in ein breites Grinsen verwandelten. Diesen Punk kannte ich gut, sah ihn fast jedes Wochenende und hatte schon oft mit ihm gesprochen. Eindeutig war es Volker, Bassist von "The Cosh" und einer der ersten Bonner Punks die Achmed und ich Anfang des Jahres getroffen hatten.

»Wie kommt Volker in so eine bescheuerte Lage?« fragte ich mich halblaut, und las neugierig den unter dem Bild stehenden Text:

»Bonn. Ohne Vorwarnung hatte am Donnerstagnachmittag ein Punker in der Wenzelgasse mit einer Gaspistole auf eine Gruppe junger Männer gefeuert. Durch den aus kürzester Entfernung abgegebenen Schuss wurde ein junger Mann erheblich verletzt. Danach flüchtete der Punker, konnte aber von beherzt die Verfolgung aufnehmenden Passanten bis zum Eintreffen der Polizei festgehalten werden. Die Folge: Festnahme.«

Ich grinste erheitert. Dass Volker die Gaspistole mitgehabt hatte wunderte mich nicht, denn mittlerweile war der Besitz einer solchen und ihre Mitnahme bei Verlassen der Wohnung so selbstverständlich geworden wie ein Griff zum Haustürschlüssel oder zur Geldbörse.

‘Was wirklich los war kann nur Volker selber sagen, in der Zeitung steht ja eh nur Quatsch und beim Thema Punks sind Grimms Märchen dagegen nüchterne Tatsachenschilderungen. Aber was wirklich los war würde ich gerne wissen. Vielleicht hat Volker versehentlich eine Spießerstampede ausgelöst, oder Dutzende von Bürgern entdeckten bei seinem Anblick ihre Neigung zur Zivilcourage wieder. Ich fahre ja gleich nach Bonn, und bestimmt kann mir am Berliner einer erzählen wie es wirklich war...’

...

Die junge Frau lächelte mich an. Sie war auffällig hübsch, durch eine fast schon überirdisch zu nennenden Schönheit gekennzeichnet wie ich sie noch nie bei einer Frau gesehen hatte. Ihre halblangen dunklen Haare umrahmten ein überdurchschnittlich gut gutaussehendes Gesicht, bei dem die ebenmäßigen Züge perfekt zur ovalen Form passten. Jenes wiederum wurde dominiert von einem feingeschwungenen, volllippigen Mund, der leicht geöffnet war und die Ansicht zweier weißer und makelloser Zahnreihen ermöglichte. Der Blick war eine klare Aufforderung ihr näher zu kommen, sie anzusprechen, es ihr unbewusst um Synchronisation bemüht gleichzutun und auf der Stelle ebenfalls eine Zigarette anzuzünden.

Leider war diese Frau nicht echt, nur ein zweidimensionales Abbild auf einem fast lebensgroßen Werbeaufsteller vor einem Geschäft für Tabakwaren. Offensichtlich sollte es lediglich zum Erwerb von Zigaretten einer bestimmten Marke animieren auf die die am Fußende des Bildes abgebildete auffällige Zigarettenpackung deutlich hinwies.

‘Werbung hat echt nichts mit der Realität zu tun...’, dachte ich, wandte den Blick von dem Plakat ab und schaute wieder auf den vor mir liegenden Weg. ‘So eine schöne Frau ist mir noch nie begegnet, und wenn würde sie mich nicht anschauen, geschweige denn anlächeln.’

Rasch schritt ich über die Plattform oberhalb der Straßenbahnhaltestelle Stadthaus, eilte einer abwärtsführenden

Rolltreppe entgegen, welche praktischerweise direkt auf dem Treffpunkt der Bonner Punks am Berliner Platz endete.

Als ich schließlich auf dem metallenen Stufenband stand fühlte ich Neugier und Ungeduld in mir aufsteigen, konnte nicht erwarten endlich unten und damit am Berliner angekommen zu sein. Schon auf der mir extrem lang vorkommenden Fahrt von Siegburg nach Bonn hatte ich oft an das Bild von Volkers verzerrtem Gesicht gedacht und wollte unbedingt wissen was wirklich geschehen war. Hier würde ich es bestimmt erfahren, denn trotz der erst frühabendlichen Stunde hielten sich bereits fünf Punks dort auf und saßen auf der Steinbrüstung des grünbewachsenen Randstreifens. Um welche Personen es sich genau handelte wusste ich nicht, konnte zwar schon von der Plattform aus erkennen, dass fünf Punks am Berliner saßen, aber leider nur ihre Rücken sehen. Aber mit Sicherheit befand sich kein Achmed unter ihnen, den ich auch aus einiger Entfernung und aus der Rückansicht erkannt hätte. Normalerweise traf ich ihn in der Schule, aber dort war ich diese Woche nicht gewesen und da wir zu Hause kein Telefon hatten und er in einem anderen Ort wohnte konnte ich nicht auf irgendeine Art mit ihm kommunizieren. Erst am nächsten Montag gedachte ich die Schule zu besuchen und ihn zu treffen, aber es war sehr wahrscheinlich, dass er heute Abend hier hin kommen würde.

Als die Rolltreppe den Boden des Berliner Platzes erreichte schaute ich erneut auf die Sitzenden und konnte die Gesichter der Punks erkennen. Nur ein einziger kam mir bekannt vor, ein hagerer und schlaksiger junger Mann mit kantigen Gesichtszügen der an einer der Seiten saß. Anscheinend war nur Kiiiste aus Troisdorf bereits hier, und vier mir bisher unbekannte Punks hatten schon früh den Berliner Platz aufgesucht.

Über die Tatsache nur einen von ihnen zu kennen obwohl ich fast jedes Wochenende hier war machte mir keine Gedanken, sah diesen Umstand als völlig normal an. Diesen Nebeneffekt des medialen Berichterstattungsamoklaufs nach Pöselndorf hatten die "Journalisten" und hauptberuflichen Geschichtenerfinder mit ihren geifernden Momentaufnahmen sicherlich nicht bewirken wollen, aber dennoch erlebte Punk

durch die unfreiwillige Werbung einen gewaltigen Aufschwung. Durch den unerwarteten und starken Zulauf von Jugendlichen die nach Rebellion gegen die Erwachsenenwelt strebten und sich von dem Image des personifizierten Bürgerschrecks angezogen fühlten stießen fast jedes Wochenende neue Punks zu der sich bildenden Bonner Punkszene, hatte sich Punk innerhalb weniger Monate von einer kleinen Randgruppe seltsam gekleideter Anhänger einer scheinbar vergessenen Musikrichtung zu einer aufstrebenden Subkultur entwickelt.

Schnell überquerte ich den kleinen Platz und setzte mich neben Kiiiiste, war mir sicher von ihm näheres erfahren zu können.

»Na Riss«, grüßte er mich nach einem kurzen Blick und schaute dann wieder seine Bierflasche in der Hand an, trank einen kleinen Schluck.

»Hi. Vom Volker war ja heute ein Bild in der Express, er soll in der Innenstadt Passanten angegriffen und um sich geschossen haben. Hast du das auch gesehen?«, kam ich direkt auf das Thema zu sprechen das mich schon die ganze Straßenbahnfahrt über beschäftigt hatte.

»Ja, datt Bild habe ich auch gesehen und den Schrieb gelesen, mein Oller kauft ja diese Zeitung. Datt war mal wieder so ein typischer Zeitungsquatsch«, erwiderte Kiiiiste mit angewiderter Miene, »...die schreiben echt nur Müll. In der Realität ist es ganz anders. Der Volker war eben noch hier und hat erzählt wie es wirklich war. Er wohnt ja direkt neben der Fußgängerzone, und er wollte nachmittags mal schnell dorthin um etwas zu kaufen. Also zog er seine Lederjacke an, packte seine Gaswumme ein und latschte los. In der Wenzelgasse kamen dann drei Prolls auf ihn zu und umringten ihn. Sie wollten ihn zusammenschlagen. Sie sahen wohl irgendeine Gefahr in ihm oder so... Egal... Weil er nicht ins Krankenhaus sondern nur schnell Kippen holen und dann wieder zuhause Musikhören wollte zog er bevor ihm einer von den Discoprolls in die Fresse hauen konnte seine Plem und schoss dem Wortführer ins Gesicht. So schön von nahem, damit es auch was bringt. Volker erblickte eine Fluchtmöglichkeit und sprintete sofort los, die anderen Leute sahen ihn wegrennen

und einige liefen ihm sofort hinterher. An einer Ecke erwischten sie ihn dann, ein Dicker warf ihn um und jede Menge Spießler warfen sich auf ihn, hielten ihn am Boden fest. Natürlich hatte jemand vorher die Bullen gerufen, und als sie kamen durfte Volker aufstehen und denen die Sache schildern, danach konnte er nach Hause gehen und die Bullen nahmen die drei Prolls fest...«

»Also mal wieder Quatsch pur!« kommentiere ich seine Worte. »Leider glauben es all die Leute und halten Punks für gefährliche Verrückte die man sofort bekämpfen muss. Das ist echt oft so. Letzte Woche ging ich spät nachts von hier weg, nahm die letzte Bahn nach Siegburg. Ich war total besoffen und mächtig müde, wollte eigentlich ein bisschen schlafen, aber schon als die Bahn am Landgericht hielt klopfte es hart an mein Fenster. Draußen stand ein älterer Mann mit wutverzerrtem Gesicht, machte immer wieder die Geste der Kehledurchschneidens und forderte mich auf die Bahn zu verlassen. Den hätte ich wohl ohne Probleme umhauen können, aber er wusste wohl, dass ich nicht so blöd bin herauszukommen und die letzte Bahn nach Siegburg fährt dann ohne mich, ich dachte auch daran und ließ es bleiben obwohl es bestimmt gut Bock gebracht hätte dem frechen Opa nen paar auf die Mappe zu hauen.«

Während meiner Worte erhob sich einer der mir unbekanntenen Punks und ging auf eine Frau Ende dreißig zu, die um eine Abkürzung zu gehen mitten über den Berliner Platz in Richtung Rolltreppe eilte. Neugierig betrachtete ich ihn. Der Punk war wie die meisten der neu hinzukommenden Punks ungefähr fünfzehn Jahre alt und hatte noch sehr weiche Gesichtszüge wie sie für viele Jugendliche in der Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenleben typisch waren. Zudem wirkte er wie ein Sohn gutbürgerlicher Eltern den man eine Lederjacke angezogen und die Haare durcheinander gemacht hatte, also überhaupt nicht wie jemand der eine Gefahr für alles und jeden darstellte.

Breitbeinig und betont langsam schritt er auf die Frau zu, die ihn keines Blickes würdigte, nur ihr Ziel vor Augen hatte und es so schnell wie nur möglich erreichen wollte. Seine ganze Art sich zu bewegen passte nicht zu dem Eindruck den

sein Gesicht vermittelte, er ging wie ein erfahrener und zu allem entschlossener Held aus einem Westernfilm und sah dennoch wie ein noch sehr junger Mann aus, der darauf hoffte sich in den nächsten Monaten erstmalig rasieren zu müssen. Er war wohl einer von den jungen Männern die unbedingt besonders hart wirken wollten und die allein aus jenem Grund dieses Outfit gewählt und sich der Punkszene angeschlossen hatten.

»Eh, kannst du mir mal sagen wie spät es ist?« fragt der Neupunk betont flapsig die Frau.

Auf die plötzliche Ansprache von der Seite her wandte sie den Blick von der Rolltreppe ab und sah den Fragesteller an. In ihren Augen spiegelte sich Hektik und Eile wider, und ich glaubte eine Spur von Abneigung in der Mimik erkennen zu können. Just in dem Moment als sie automatisch auf ihre Uhr am Handgelenk schaute fiel dem Punk die Bierflasche aus der Hand und prallte auf den Steinboden darunter. Sie schlug mit einem dumpfen Laut auf. Obwohl die Flasche deutliche Sprünge zeigte zerbrach sie nicht, blieb der flüssige Inhalt in ihr gefangen. Sofort bückte sich der Punk und wollte sie aufheben, da zersprang sie und eine Bierlache breitete sich auf dem Boden aus.

»Scheiße!« sagte der Punk deutlich und erhob sich, hielt dabei den abgebrochenen Bierflaschenhals wie als ein Zeichen seiner Enttäuschung in der Hand.

»Kurz vor sechs!« stieß die Frau auffällig hastig hervor, die während der nur wenige Sekunden dauernden Szene geduldig geschwiegen hatte. Der Ausdruck von Abneigung hatte sich zu Angst gewandelt, und kaum als sie ihr letztes Wort gesprochen hatte nahm sie ihren unterbrochenen Weg wieder auf und ging schnellen Schrittes zu Rolltreppe, rannte fast.

»Hoffentlich war das nicht die Frau von so einem Zeitungsschreiber, sonst ist morgen von Punks die Leute anpöbeln und Passanten mit abgebrochenen Flaschen bedrohen die Rede«, kommentierte ich die Situation und dachte dabei an meine jüngsten Erfahrungen.

Kiiiiiste lachte.

»Wundern würde es mich nicht«, sagte er und führte seine Bierflasche wieder zu den Lippen.

AUF EINEN SCHLAG

Ich spreizte die Arme seitlich ab damit der Polizist vor mir meine Lederjacke leicht durchsuchen konnte. Hoffentlich war diese nervige Prozedur rasch vorüber. Schnell und routiniert griff der Mann in der grünen Uniform in jede Tasche der Jacke, tastete danach mit flinken Bewegungen meine Beine ab, verzichtete zum Glück darauf in die engen Hosentaschen zu fassen und unterzog sie nur einer flüchtigen Kontrolle durch äußerliches Betasten.

‘Gut, dass ich heute extra keine Pflastersteine in der Hosentasche habe’, dachte ich sarkastisch und meine Mimik spiegelte halb Resignation, halb Belustigung wider. Gleichzeitig war ich froh meine Gaspistole zu Hause gelassen zu haben, obwohl sich seit einigen Wochen immer in der Innentasche meiner Lederjacke befand und ich deshalb beim Weggehen meist nur an Geld und Zigaretten dachte, aber nur selten an meine Gaspistole.

In der letzten halben Stunde vor unserer Ankunft in Bonn waren der neben mir von dem anderen Beamten durchsuchte Achmed und ich bereits zweimal einer Leibesvisitation unterzogen worden. Das erste Mal war bereits auf dem Bahnsteig der Straßenbahnhaltestelle in Siegburg geschehen, und als wir endlich in der Bahn saßen waren irgendwo in St. Augustin mehrere Beamte hinzu gestiegen und hatten rasch alle ihnen verdächtig vorkommende Fahrgäste einer schnellen Kontrolle unterzogen. Natürlich auch uns, denn unser Äußeres als Punk wies deutlich auf eine ständige Gewaltbereitschaft hin. Die Durchsuchung hier war mittlerweile die dritte bevor wir die Bonner Fußgängerzone überhaupt betreten konnten.

Wie meistens waren viele Fahrgäste am zentralen Bonner Berta von Suttner-Platz ausgestiegen und hatten nach Überquerung der vielbefahrenen Hauptstraße den Beginn der den verkehrsberuhigten Bereich darstellenden Wenzelgasse

betreten. Heute hatte allerdings der Weg nach wenigen Metern geendet. Mehr als zwei Drittel der Straße waren von mobilen Gitterbrüstungen abgesperrt. Nur in der Mitte standen sie etwas auseinander, ließen einen schmalen Durchgang der höchstens zwei nebeneinander gehenden Menschen Platz ließ entstehen. Zwei Polizisten standen dort und jeder Einlass wünschende Fußgängerzonenbesucher wurde nach versteckten Waffen oder Wurfgegenständen durchsucht. Die beamtliche Gründlichkeit sorgte für einen nicht enden wollenden Menschenstau, kein Wunder, da in einigen Wochen die Weihnachtszeit beginnen sollte und deshalb mehr Menschen als sonst die Geschäfte aufsuchten und etwas kaufen wollten.

Zum Glück ging die dritte Durchsuchung schneller als die beiden ersten vonstatten und nur wenige Augenblicke später konnten Achmed und ich weitergehen. Nach einigen Metern bogen wir auf halbem Wege in eine schmale Straße mit Fahrbahn ab, und wegen dieser mussten dort alle Fußgänger die Steinbänder der beiden Bürgersteige benutzen. Es schien als führe diese Straße mitten durch den verkehrsberuhigten Bereich hindurch, aber dies war nur eine Täuschung, denn die gänzlich autofreie Zone begann erst hinter ihr.

Nach einigen hundert Metern und ungefähr fünf Minuten später nahmen wir eine Abkürzung durch eine Ladenpassage und schritten durch ein grell beleuchtetes, überdachtes Geschäftsspalier. Schließlich betraten wir wieder die Einkaufszone. In deren Inneren waren zwar keine den Konsum erschwerende Absperrungen zu sehen, aber dafür auffallend vielen Polizisten. Am heutigen Tag waren sie allgegenwärtig. Neben den zu den Absperrungen gehenden oder von ihnen kommenden Beamten standen an manchen Stellen vielköpfige Gruppen von Polizisten mit weißen Helmen auf den Köpfen. Höchstwahrscheinlich sollten sie heute Abend hier zum Einsatz kommen und warteten zurzeit auf einen entsprechenden Befehl.

Die Präsenz vieler Grünuniformierter war keine Überraschung, denn laut der während der letzten Tage erschienenen Zeitungsberichte wollte die Polizei um Ausschreitungen wie bei vorherigen ähnlichen Veranstaltungen in Bremen oder Hannover durch ein Personalaufgebot von mehreren tausend Beamten verhindern. Profilierungswünsche

und der Wille sich Millionen von Fernsehzuschauern als eine die Sicherheit garantierende, zu Armee und Bürger gehörende Kraft zu präsentieren lag dieser Entscheidung wohl zu Grunde. In einem der drei Fernsehprogramme sollte das öffentliche Rekrutengelöbnis auf dem Münsterplatz live übertragen werden, und die Polizei wollte ein besonders gutes Bild abgeben. Um jeden erscheinungsbildstörenden Protest im Keim zu ersticken hatte sie für ein riesiges Aufgebot gesorgt. Es wäre kontraproduktiv gewesen, wenn Prügelszenen oder Bilder von vor Protestlern flüchtender Polizisten via Bildschirm in viele Wohnzimmer gedrunken wären und das Weltbild von salzstangennagenden Konsumenten destabilisiert hätten. Außerdem wollte der Bundeskanzler seinen bewachten Aufenthaltsort verlassen und eine Rede halten, eine Möglichkeit für die Polizei ihrem obersten Dienstherrn Durchsetzungsfähigkeit und Bürgernähe zu demonstrieren.

Noch im Vorjahr waren Rekrutengelöbnisse weitestgehend unbekannte Dinge gewesen. Im Herbst dieses Jahres hatte es sich geändert, waren derartige Veranstaltungen in vieler Munde und selbst Bürger die niemals Wehrdienst geleistet hatten oder je leisten würden waren Zeuge einer solchen Zeremonie geworden, wussten sie wie sie ablief und was dort geschah. Aus unerfindlichen Gründen war irgendein Entscheider der Bundeswehr auf die Idee gekommen die ansonsten internen Veranstaltungen bundesweit an öffentlichen Plätzen stattfinden zu lassen. Hiermit sollte wohl die Nähe der Armee zur Bevölkerung demonstriert werden, der Wunsch sie Anteil an den eigenen Ritualen haben zu lassen. In der Durchführung allerdings hatte es sich schnell als ein außendarstellerisches Eigentor entpuppt, denn im Rahmen einer bundesweiten Protestbewegung gegen die militaristischen Werbeveranstaltungen hatte es an mehreren Orten blutige Krawalle gegeben und die Soldaten mussten stets von derartig vielen Polizisten umringt werden, dass dadurch das Bild einer vor den Zivilisten zu schützenden Organisation entstand.

Wir Bonner Punks begrüßten den Entschluss, freuten uns auf den Veranstaltungstag und wollten uns an diesem Frühabends am Hauptbahnhof treffen, um gemeinsam zum Münsterplatz zu gehen und die Ereignisse zu genießen. Diese

Vorfreude beruhte natürlich nicht auf einer insgeheimen gemeinsamen Vorliebe für militärische Zeremonien oder weil wir uns von uniformierten Männergruppen angezogen fühlten, deren schutzversprechende Nähe suchten. Nein, ein Ereignis solcher Art versprach einfach Abwechslung von den immer gleichförmigen Innenstadttagen, und das unterhaltsame Erlebnis wollten wir uns nicht entgehen lassen.

Achmed und ich gingen zielstrebig zum Bahnhof, schauten in zwei auf dem Wege liegenden Plattenläden rasch die Neuerscheinungen durch und gelangtem so zu dem kleinen Platz hinter dem Kaufhaus Hertie. Anders als sonst war er von sehr vielen Menschen bevölkert, offensichtlich von noch nicht benötigten Einsatztruppen der Polizei. Ein weißer Polizeihelm reihte sich an den anderen. Aus einigen hundert Metern Entfernung und aus den Augenwinkeln betrachtet wirkte es als sei der Ort von einer durchgehenden weißen Schicht bedeckt die das gewohnte Graublau des Asphalts überdeckte.

Die Wahl dieser Stelle als eine Art von Aufmarschplatz war verständlich und bot sich an, denn der Münsterplatz lag nur wenige Meter entfernt, war durch eine kleine Seitenstraße schnell erreichbar. Außerdem sah ich einige abgestellte Bundeswehrbusse und Mannschaftswagen der Polizei, Fahrzeuge, die auf diesem Platz sehr selten zu sehen waren. Er deutete auf den Vorteil direkt an einer befahrbaren Straße zu liegen hin, ein Umstand der aber keine Überraschung war, denn die kleine Bonner Fußgängerzone konnte in wenigen Minuten durchschritten werden, wurde von befahrenen Straßen umrahmt und solche Berührungspunkte waren keine Seltenheit.

Obwohl es keine Überraschung für mich war schüttelte ich angesichts des überdimensionierten Polizeiaufgebots im Geiste den Kopf. Ich konnte nicht verstehen, dass jemand auf die Idee kommen konnte so viele Polizisten in die kleine Bonner Fußgängerzone zu quetschen, die im Verhältnis zu ihrem Kölner Pedant vergleichsweise winzig wirkte.

Achmed und ich gingen durch eine kleine Seitenstraße, ließen die Masse der zu einer gewalttätigen Auseinandersetzung bereiten uniformierten Menschen hinter uns zurück und schritten an der Vorderfront des Hertie vorbei in Richtung des schon sichtbaren Bahnhofs.

Kurz vor jenem signalisierte eine weitere Absperrung mit Durchsuchungspunkt das Ende der Fußgängerzone. Dass die Menschen die diese betreten wollen kontrolliert wurden erschien mir noch einleuchtend, aber dass die Polizisten Achmed und mich bei Verlassen des Bereiches durchsuchten fand ich sehr unlogisch. Durch eine Leibesvisitation das Einschmuggeln von irgendetwas zu verhindern war noch nachvollziehbar, die Möglichkeit etwas heimlich mit hinaus zu schmuggeln aber nicht.

Schon während wir durchsucht wurden sah ich eine Gruppe von Punks vor dem Bereich mit den Rolltreppen und meine Vorfreude in wenigen Augenblicken auf Gleichgesinnte zu treffen stieg. Es waren ungefähr ein Dutzend Leute, ich erkannte die "The Cosh"-Mitglieder Tommy und Volker und Peter, Sohn eines belgischen Soldaten und aus der neben Siegburg gelegenen Stadt Troisdorf stammend. Außerdem den durch seine extrem kurzen Haare – sie waren sogar zu kurz um Strähnen zu bilden – auffallenden Steif und den jungen Mann der sich Pretty Vacant nannte und der seit einiger Zeit ein eigenes Punkfanzine herausbrachte. Mit den anderen Punks hatte ich bisher nur oberflächlich kommuniziert, aber ich kannte sie vom sehen, hatten sich alle doch seit Sommer regelmäßig am Berliner Platz aufgehalten. Als wir endlich weitergehen konnten gesellten wir uns sofort zu den Punks.

Pretty Vacant blickte uns an.

»Schön, dass ihr auch da seid«, sagte er begrüßend mit einem betont lässigem Gesichtsausdruck.

»Wir kommen gerade aus Siegburg...«, kam ich direkt zum Thema und verzichtete auf jegliche Begrüßungsfloskeln. Die Worte brannten mir auf den Lippen und das Gedachte wollte unbedingt sofort gesagt werden.

»...vor knapp einer Stunde waren wir noch dort, aber mittlerweile sind wir schon viermal gefilzt worden, alleine in Siegburg auffen Bahnsteig und dann wieder in der Bahn. Hätt echt nicht gedacht, dass die Bullen hier so 'nen Aufstand mache.«

»Die wollen halt nich', datt datt hier so abgeht wie in Bremen.«

»Datt Ding in Bremen kam ja auch nich live in der Glotze – übrigens wollen meine Alten datt auch gucken, vielleicht sehen sie mich – und in Bremen hat auch kein Staatshauptling gesprochen.«

»Besonders die dauernden Durchsuchungen nerven«, sagte Pretty Vacant, nachdem sich seine Unterlippe überlegend etwas in die Höhe geschoben und seinem Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck gegeben hatte.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens meinte Achmed: »Wenn ich die Menge an Bullen sehe werden es heute wohl noch mehr davon werden.«

»Ich bin glaube ich bei fünfzehn, aber so genau weiß ich nicht, werde schon den ganzen Tag lang dauernd durchsucht«, antwortete Volker, der sich zu unser Gesprächsrunde gesellt und vorher schweigend und interessiert zugehört hatte.

»Du wohnst ja auch hier in Bonn, hast es ja nicht weit um dich mal ordentlich filzen zu lassen. Ich dagegen war den ganzen Tag in Kaldauen und dort sind sehr selten Bullen, musste also undurchsucht bleiben.«

»So eine Durchsuchung ist ja praktisch, denn manchmal finden die Bullen Sachen von denen man lang vergessen hat, dass sie in der Jacke sind. Heute Mittag zum Beispiel...«

»Da kann man schnell eine böse Überraschung erleben...«, unterbrach ich Volker, »Zum Beispiel habe ich heute zum Glück mein Heuleisen zuhause gelassen. Ist ja sonst immer in der Jacke, aber wenn die datt heute gefunden hätten, hätten die mich bestimmt sofort eingefahren.«

»Apropos Festnahme«, warf Pretty Vacant ein, »bisher gab es erst eine einzige, heute Nachmittag haben die Bullen den Ollie eingefahren, dabei hatte er nur einen Mercedesstern um den Hals, wollte nix anderes machen als Bierholen.«

»Bierholen ist doch keine Straftat. Wenn er datt Auto datt am Stern hing noch nich' abgemacht hätte, hätte ich es ja irgendwie nachvollziehen können, dass sie ihn mitgenommen haben, aber dann hätte er das Auto ja am Hals gehabt und datt kann ich mir nich' vorstellen...«

Die meisten der Umstehenden lachten und einem plötzlichen Gedanken folgend griff ich in eine Jackentasche. Ich hatte mich an eine Leihgabe von dem neuen Mitarbeiter

unseres Fanzines namens Stevie erinnert, die dem Punkoutfit diente, mich besonders hart wirken ließ und ich die heute erstmalig anlegen wollte.

Schnell fand ich das Gesuchte und holte eine Sicherheitsnadel hervor. Solche waren ein mittlerweile aus der Punkmode gekommenes Accessoire und wurden wenn überhaupt nur noch als ein Bestandteil der Kleidung benutzt, fanden als Körperschmuck nur als punktypischer Ohrringersatz Verwendung. In den ersten Jahren der Punkbewegung 1976 und 77 hatten manche Londoner Punks Sicherheitsnadeln in der Wange getragen, aber mittlerweile durchstach fast niemand mehr seine Wangen, weniger in der Angst vor Schmerzen als um einer möglichen Gesichtslähmung oder Infektion aus dem Weg zu gehen. Härte konnte man auch anders zeigen, provozieren und Spießbürger mit vielen anderen Sachen schocken, jedenfalls war eine solche Nebensächlichkeit nicht die Gefahr einer bleibenden und zudem vielleicht entstellenden körperlichen Schädigung wert.

Bei dieser Nadel bestand die Gefahr allerdings nicht, sie konnte bedenkenlos benutzt werden. Der ansonsten ausklappbare Teil mit der Spitze war an deren Halterung festgelötet und ließ sich nicht mehr bewegen. Als Nadel war sie dadurch unbrauchbar geworden, aber weil aus der Mitte des Metallstabes ein halber Zentimeter entfernt worden war konnte sie als Schmuckstück zum Einsatz kommen. In den Mundwinkel geschoben und dann an die Wange geklemmt wirkte es als sei das Fleisch von ihr durchstoßen worden, eine Täuschung die nicht durch einen flüchtigen Blick erkennbar war.

Ich nahm die Nadel zwischen die Lippen, schob sie Richtung Mundwinkel und grinste, als mich einer der anderen fragte ob ich sie durch die Backe stechen wollte. Das hatte nicht natürlich nicht vor. Stattdessen klemmte ich sie mir ungefähr einen Zentimeter neben dem Mund in die Wangenhaut und aufgrund der Enge der Öffnung blieb sie an Ort und Stelle, wie bei Beispiel für die Umsetzung des gesellschaftlichen Leidsatzes "Mehr schein als sein".

»Cool, sone Nadel die man nicht stechen braucht«, kommentierte Pretty Vacant mein Aussehen.

»Finde ich auch cool, sieht echt hart aus. Son Teil zum Klemmen ist schon recht praktisch«

Leider kam ich nicht dazu meinen Satz zu vollenden, denn Volker hatte auf seine Uhr geschaut und unterbrach mich um etwas zu sagen.

»Wir müssen jetzt losgehen, die Vorstellung soll in einer halben Stunde beginnen und wegen der vielen Leute wäre es echt besser schon etwas früher auf dem Münsterplatz zu sein!«

Unsere Gesprächspartner nickten und wir setzten uns in Bewegung. Irgendjemand rief laut »Aufbruch!« zu den anderen Punks, die sich uns sofort anschlossen und gemeinsam schritten wir auf den Kontrollpunkt beim Eingang zum Fußgängerzonenbereich zu.

Mittlerweile war es früher Abend. Zwar war es noch hell, aber die einsetzende Dämmerung tauchte die Szenerie in ein diffuses Halbdunkel, das das Geschehen um uns unwirklich und wie aus einem schlechten Traum erscheinen ließ. Zu dieser Abendstunde waren noch mehr Leute als vor einer halben Stunde unterwegs, die Menschenschlange vor der Absperrung war länger, das Gewimmel sich unaufhörlich bewegender Körper in den Straßen dichter geworden.

Sehr viele langhaarige Protestler aus der linken Szene hatten sich unter die einkaufswilligen Normalbürger gemischt. Die Zahl letzterer hatte auch zugenommen, was nicht verwunderlich war, denn vermutlich hatte so mancher Bürger gerade seinen Arbeitstag beendet und wollte noch schnell in die Stadt eilen und etwas einkaufen.

Wir reihten uns in die Warteschlange vor der Durchsuchungsabsperzung ein. Zum Glück kamen wir nach nur wenigen Minuten in den unfreiwilligen Genuss dieser Dienstleistung, war die Genauigkeit der Beamten wegen des Menschenansturms zugunsten von Schnelligkeit reduziert worden. Da wie erhofft bei den Punks nichts gefunden wurde gingen wir zusammen nach überstandener Betastungsprozedur zum circa nur zweihundert Meter entfernten Münsterplatz.

Die Menschenmasse war schon so dicht geworden, dass sich bei der Wegzurücklegung unsere kleine Gruppe zwangsläufig in mehrere noch kleinere Gruppen aufsplittete. Der Münsterplatz selbst war dicht bevölkert. Sehr viele

Menschen befanden sich auf ihm, verharrten meist regungslos an Ort und Stelle, wie als ob sie auf etwas warten würden. Nur ein kleiner Teil der Leute war in Bewegung, meist in zwei gerade noch Platz für Fußgänger bietenden Gassen die sich an den Seitenrändern gebildet hatten. Die meisten der in der Mitte des Platzes stehenden Menschen waren aufgrund ihrer langen Haare und ihrer Kleidung der linken Szene zuzuordnen, wollten offensichtlich durch eine Besetzung des als Veranstaltungsort gedachten Platzes jene selbst verhindern.

Plötzlich erschienen in der kleinen Straße oberhalb des Kaufhauses Hertie Unmengen behelmter und mit durchsichtigen Schildern ausgerüsteter Polizisten. Die vorderen Beamten gingen nebeneinander, hielten alle ihre großen Schilde vor sich gestreckt. Es wirkte wie eine mobile Wand aus Plexiglas hinter der unzählige behelmte Köpfe zu sehen waren. Unnachgiebig strebte die menschliche Mauer in Richtung zur Mitte des Münsterplatzes. Die Leute an den Rändern der Menschenmenge hatten noch ausreichend Platz um schnell zur Seite zu gehen und der herannahenden Beamtenwand auszuweichen. Manche schafften es aber nicht, eine mit Einkaufstüten bepäckte alte Dame ging nach wegstoßenden Kontakt mit einem Polizeischild zu Boden. Umstehende halfen ihr schnell wieder auf die Beine zu kommen.

Ich schüttelte den Kopf, fand es ätzend wenn ein kräftiger Mann seine Körperkraft benutzte um eine alte Frau zu Fall zu bringen, ihr danach nicht im Geringsten half sondern sie ignorierte, so als ob man gedankenlos eine den Weg versperrende Mülltonne zu Seite drückt. Zum Glück standen wir an einem anderen Ende des Platzes, konnten die Geschehnisse aus einer sicheren Distanz betrachten.

Rigoros setzten die Polizisten die Platzräumung fort. Jede Person die ihnen im Wege stand wurde hinweggeschoben, egal ob es sich um einen langhaarigen Menschen und wahrscheinlichen Protestler, einen bürgerlich aussehenden Schaulustigen oder offensichtlich lediglich einkaufende Menschen handelte. Immer mehr Leute versuchten die drei oder vier vom Münsterplatz hinfort führenden Gassen zu erreichen um den Druck durch die Polizisten zu entgehen. Hinter der langgestreckten Dreierreihe der Beamten entstand

eine leere Fläche, und als der Münsterplatz zu drei Vierteln geräumt war hielten die Polizisten inne und Absperrgitter tragende Beamte erschienen auf der freien Fläche hinter ihnen. Sie stellten sie direkt hinter den Polizistenreihen ab, beendeten die Drückerdienste ihrer Kollegen und sorgten durch eiserne Begrenzungen für eine sofortige Ablösung ihrer Reihen.

Die kleine Straße neben dem Hertie war offensichtlich der Anmarschweg der Darsteller und Bediensteten des Schauspiels, denn nach einigen Minuten marschierten zu Marschmusikklängen einer uniformierten Big Band die Wehrpflichtigen in langen Reihen ein. Alle jener trugen graue, anzugähnliche Jacken und Stahlhelme, wären ohne diese kaum als Soldaten zu erkennen gewesen.

Schon während der Räumung des Platzes war es immer dunkler geworden, mittlerweile die Zeit erreicht an dem die Straßenlaternen angeschaltet wurden und einige der Soldaten folgten diesem Beispiel und zündeten Fackeln an. Ich ordnete sie als Bestandteil des Gelöbnisrituals ein, denn eigentlich waren Fackeln nicht nötig da der Münsterplatz wegen der Fernsehübertragung in gleißendes künstliches Licht getaucht wurde.

Die Zuschauer auf dem freigebliebenen Platz jenseits der Absperrgitter waren zumeist langhaarige wie Gelöbnisgegner wirkende Menschen. Schaulustige Passanten die in erster Linie wegen eines Einkaufs gekommen waren nur vereinzelt zu sehen. Unsere große Gruppe von Punks zerstreute sich in kleinere Teile, entweder gingen einzelne oder mehrere Punks zusammen ihres von Neugier bestimmten Weges oder wir verloren uns automatisch durch die immer wieder in Bewegung geratene Menschenmenge aus den Augen.

Achmed und ich blieben zwar zusammen, aber auch wir wechselten den Standort, drängten uns zwischen den Leuten hindurch und blieben erst in der Nähe der Absperrung stehen. Die Sicht war zwar hier gut, aber das Sichtbare ziemlich uninteressant. In langen Reihen standen bewegungslose Wehrpflichtige, eine barsche Männerstimme schrie Kommandos und die Soldaten antworteten mit Handlungen in lang geübter Synchronität.

Kurz darauf stellte sich ein Mann hinter ein mit einer Deutschland-Fahne verhülltes Rednerpodium, welches Assoziationen zu einem mit einem überdimensionalen Tischtuch bedeckten Tisch hervorrief. Meine Gedanken verschwanden allerdings wenige Sekunden später als eine bekannte Stimme ertönte. Überlaut hallten die ersten Sätze einer Rede über die Bedeutung der Bundeswehr für den Staat, die Vorteile einer allgemeinen Wehrpflicht und ähnlichen Themen durch die Nacht. Sofort erkannte ich die Person. Es handelte sich um den Bundeskanzler Helmut Schmidt dessen Stimme ich oft im Fernsehen gehört hatte. Bei dem Wort "Fernsehen" musste ich an meine Eltern denken, die jetzt bestimmt in ihrem bürgerlich eingerichteten Wohnzimmer saßen und sich die Liveübertragung des Ereignisses anschauten.

Die mich umgebende und bestimmt auch im Fernsehen zu hörende Geräuschkulisse passte allerdings nicht zum Eindruck einer um Erhabenheit bemühten Ambiente. Bereits bei Einmarsch der Soldaten hatten viele der Umstehenden begonnen ihren Unmut durch laute Pfiffe zu äußern, ein anhaltendes Gemenge schriller und alles übertönender Töne die eine sofortige Unterbrechung des Geschehens forderten. Als der Bundeskanzler zu sprechen begann wurde das Pfeifkonzert noch lauter und in das Crescendo der protestierenden Menschen mischten sich neue Laute. Es handelte sich ebenfalls um Pfeiflaute, aber sie waren lauter als die bisherigen Pfeifgeräusche und durch ein die Tonhöhe an- und abschwellend lassendes Rollen gekennzeichnet. Die Ursache dafür war mir sofort klar. Viele Menschen bliesen auf mitgebrachten Trillerpfeifen und produzierten die durchdringenden Warnlaute. Es erinnerte mich an ein Fußballspiel, allerdings an ein Fußballspiel bei dem dutzende von Schiedsrichter eingesetzt waren, von denen zudem ein jeder bestrebt war durch eine möglichst imposante Lärmentwicklung auf sich aufmerksam zu machen.

Nach wenigen Minuten verlor ich das Interesse an der Veranstaltung und da außer Achmed kein Punk mehr in meiner Nähe war sah ich keinen Grund ständig an diesem Ort zu bleiben, wollte mich lieber durch die vielen Menschen drängen

und zu sehen ob an anderen Stellen des Münsterplatzes etwas Interessantes stattfand. Folglich verließ ich den neben mir stehenden Achmed, nachdem ich ihm mit einigen Worten von meinem Vorhaben erzählt hatte.

Auf der Suche nach etwas Sehenswertem zwängte ich mich durch die Menschenmenge hindurch. Leider kam ich aber nur langsam voran, denn wegen der Enge brauchte ich für wenige Meter mehrere Minuten. Je weiter ich mich dabei dem Absperrgittern näherte desto größer wurde die Zahl der langhaarigen Menschen. Viele dieser Leute waren wegen der winterlichen Temperaturen in lange, olivgrüne Bundeswehrparkas gehüllt. Als einziger Träger einer Lederjacke fiel ich fast automatisch auf und deshalb fühlte ich mich angenehm anders als die meisten, ein Gefühl, dass immer auftrat wenn man als Punk unterwegs war und das mich immer wieder erfreute. Besonders erhebend fand ich den erstaunten Blick eines Hippies. Er hatte augenscheinlich die aus meiner Wange ragende Sicherheitsnadel gesehen, und aufgrund seines Kopfschüttelns nahm ich an, dass Punk ihm kein Begriff war und er noch nie einem Menschen begegnet war der eine Sicherheitsnadel in der Wange trug.

Als ich die linke Seite des Platzes erreicht hatte, mich langsam dem Hertie näherte, ging es merklich schneller. Hier standen die Menschen weniger dicht. Fast in der Höhe der neben dem Hertie entlangführenden Nebenstraße sah ich hinter den wenigen vor mir stehen Menschen die sich bewegenden Helme gehender Polizisten. Neugierig schritt ich voran.

Nach einigen Metern ging es nicht mehr weiter. Die kleine Straße vor mir war ebenfalls durch Absperrgitter gesichert und mündete in den Platz auf dem die Polizei ihre Autos abgestellt hatte. Dahinter waren in unaufhörlicher Folge Polizisten unterwegs und führten festgenommene Zuschauer zu den Fahrzeugen. Manchmal gingen diese aufrecht, aber alle waren langhaarige Menschen, dessen wahrscheinliches Vergehen nur darin bestanden hatte, durch Pfiffe oder Rufe eine im Fernsehen übertragene staatliche Veranstaltung oder den einschläfernden Monolog des Bundeskanzlers mutwillig gestört zu haben. Ständig wurden Festgenommene an mir vorbeigeführt, ich dachte daran, dass die Polizei auf diese Art

und Weise einen bis auf Polizisten, Soldaten, Fernsehteams und Politiker menschenleeren Münsterplatz erreichen konnte.

Besonders entsetzte mich das immer häufiger auftretende Bild von Gefangenen die getragen werden mussten. Meistens waren es zwei, manchmal vier Beamte, die sich dieser Art der Menschenführung widmeten und die unglückliche Person zu den Polizeiwagen schleiften. Was ich mir jedoch vor diesem Anblick nie hätte vorstellen können war das Vorhandensein eines weiteren Polizisten, der hinter jedem Getragenen ging und ihm bei jedem zweiten Schritt in den Leib trat. Mein Gerechtigkeitssinn reagierte mit heftigster Ablehnung auf das Gesehene.

Ein derartiges Verhalten der Polizei wäre in einem totalitären Staat oder wenn der Festgenommene einen Mordversuch oder eine extrem schwere Körperverletzung unternommen hätte noch nachvollziehbar gewesen, aber die Zeiten eines diktatorischen Deutschlands lagen lange zurück und offiziell herrschten demokratische Verhältnisse. Auch hatten diese Menschen nichts Schwerwiegendes verbochen, sondern lediglich ihren Unmut akustisch geäußert. Zudem konnte von irgendeiner Art von Gefahr für Leib und Leben eines Polizisten überhaupt nicht ausgegangen werden, aber trotzdem wurden die Leute auf das übelste misshandelt.

Für mich als einen erst siebzehnjährigen Menschen, der zudem aus einer zehn Kilometer entfernten Kleinstadt stammte und dessen Weltbild sich bisher fast nur aus Eindrücken aus jenem Wirklichkeitsausschnitt zusammensetzte waren Bilder dieser Art etwas noch nie Gesehenes. Nie hätte ich derartiges als eine mögliche Realität betrachtet und den Erzähler als Geistesgestörten oder Lügner angesehen.

In den letzten Jahren hatte die Polizei in meinem Leben nur bei zwei Anlässen eine Rolle gespielt, entweder im Straßenverkehr oder beim Fußball. Bei beiden Dingen galt es eine Nähe zur Polizei tunlichst zu vermeiden, aber sie hatte höchstens das Stadium eines nervenden Ärgernisses eingenommen, war von mir noch nie als eine potentielle Gesundheitsbedrohung betrachtet worden. Besonders rund um Bundesligaspiele in Köln war ihre Anwesenheit höchstens ärgerlich, fielen die Beamten doch nicht selten durch fehlende

Sachkenntnis und überzogene Reaktionen aufgrund einer dramatisierenden Situationseinschätzung auf. Natürlich führte die Konfrontation der unterschiedlichen Fanggruppen oft zu verbaler oder körperlicher Gewalt, aber meistens wirkte es schlimmer als es eigentlich war, stellten einige ungezielte Faustschläge das Höchstmaß an körpersprachlicher Kommunikation dar. So manche Kneipenschlägerei führte da schneller zu gravierenden Folgen. Außerdem war eine dritte Kraft zur Regelung nicht erforderlich, denn fast alle Beteiligten hielten sich an eine unausgesprochene Abmachung. Die Verhaltensregeln besagten, dass Gewalt gegen Frauen und Kinder ausnahmslos abgelehnt wurde, und wer auf am Boden Liegende eintrat oder auf eindeutig schwächere Personen einschlug erntete leicht die Verachtung der anderen. Schließlich wollte man als stark und mutig erscheinen und sich gegen Wehrlose zu wenden war ein Zeichen für Feigheit und nicht von Mut. Aber offensichtlich waren diese Regeln bei der Polizei unbekannt oder nicht von Bedeutung.

Entgeistert beobachtete ich wie Tritte aus schweren Stiefeln den ungeschützten Körper einer Frau trafen. Dabei fielen mir die immer wieder sichtbaren lustvollen Gesichtsausdrücke der in Frauenkörper tretenden Polizisten auf. Ihre Mimik ließ auf dahinter stehende Denkweisen rückschließen. Bestimmt waren andauernde schlechte Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht die Ursache für ihr unrühmliches Verhalten. Oft waren diese Erfahrungen mit erzwungener Unterwürfigkeit gekoppelt. Die tretenden Männer standen wahrscheinlich zu Hause unter dem Pantoffel ihrer Frauen, folgten jede ihrer Anweisungen und ertrugen schweigend jede Demütigung. Erst wenn sie außer Haus und im Dienst waren konnten sie bei einer zahlreichen Demonstrationen im Freiraum ihrer beruflichen Tätigkeit allen angestauteten Frust und die innere Wut in gewalttätigem Frauenhass herauszulassen. Dieser Charakterzug erzeugte nicht Respekt vor der Staatsgewalt, sondern Verachtung der grünuniformierten Männer.

Wieder dachte ich an den Vergleich von Fußballfans und Polizei in Hinsicht auf mögliche Gewalt. Schlagartig in mir entstand die Erkenntnis, es bei Polizisten mit Kontrahenten zu

tun zu haben die keine Regeln kannten und bei denen man mit allem rechnen musste.

Ich beschloss diesen noch mehr als ohnehin aus dem Weg zu gehen. Zum Glück hatte ich darin eine gewisse Routine, denn im Vorjahr war ich viele Monate ohne Führerschein mit dem Mokick gefahren, hatte in dieser Zeit viele tausend Kilometer zurückgelegt und es mir angewöhnt ständig nach Polizei Ausschau zu halten und mich sobald ich ihrer angesichtig wurde unauffällig und rasch zu entfernen. Diese Verhaltensweise musste ich mir wieder angewöhnen, jedenfalls wenn ich alleine unterwegs war, denn gegenüber einer Gruppe von Punks waren Polizisten deutlich zurückhaltender. Trotzdem hatte man als Punk und in der letzten Zeit fast jeden Tag Kontakt zu ihnen, denn da sich Polizisten selbst als oberste Ordnungshüter betrachteten und Punks laut Medienberichten Menschen waren die jede Ordnung zerstören wollten fühlten sie sich zu uns hingezogen, und wenn sie uns sahen suchten sie pflichtbewusst und in Sorge um die allgemeine Sicherheit sofort unsere Nähe.

Wie durch einen Erkenntnisschock paralyisiert trat ich meinen Rückweg an und begann mich geistig abwesend erneut durch die oft bewegungslos verharrenden Zuschauer hindurchzudrängen. Hoffentlich stand Achmed noch an der gleichen Stelle und hoffentlich fand ich diese wieder.

Nur im Hintergrund nahm ich das ständige Pfeifen und die immer noch andauernde Rede des Bundeskanzlers wahr. Dessen bemüht feierlich klingende Worte kamen mir in Erinnerung des Gesehenen wie schönrednerische Lügen vor, denn sie versuchten eine Verbundenheit zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen darzustellen die es in der Realität nicht gab.

Achmed stand noch an der Stelle wo er sich aufgehalten hatte als ich losgegangen war. In der Zwischenzeit hatte sich ein anderer Punk zu ihm gesellt und blickte mich ebenso wie Achmed fragend an.

»Die Bullen sind ja heute übel drauf...«, begann ich zu erzählen. »Die nehmen die Leute fest und hauen die dann zusammen. Sogar Frauen treten diese Penner zusammen...«

Achmed grinste.

»Während du weg warst stand hier plötzlich auch so ein Bulle und hat 'ner Alten eine reingehauen. Da bekam er aber sofort saures als Antwort...«

»Der hat wohl nicht mit einem Echo gerechnet«, sagte der neben Achmed stehende Bonner Punk namens Steif.

»Ein Bulle in Uniform?«

»Nee, der war in zivil, und deshalb hat der Steif ihn auch nicht als Bulle erkannt und direkt zugehauen. Aber von Anfang an: Zuerst kam dem Steif vorbei und blieb hier, und fünf Minuten später hat plötzlich so ein unauffälliger Typ seine Faust von der Seite voll ins Gesicht einer jungen Frau gesemelt, wohl weil sie laut auf einer Trillerpfeife blies und das dem Typ nicht passte. Männer die meinen Frauen schlagen zu müssen sind ja voll die armen Willis, trauen sich an Gleichstarke nicht ran, und deshalb hat ihm der Steif direkt eine gezimmert. War nicht schlecht, dem seine Nase blutete sofort und sein Schnäuzer färbte sich rot. Ich dachte nur 'Okay, die Alte is' doch zu schwach für den Asi und kann sich nicht wehren, also wehren Steif und ich jetzt für sie und hab dem direkt auch noch eine gegeben. Und während der Steif wieder auf den Wichser einhaute schenkte ich ihm auch noch ein paar ein. Dann hielt der uns so ein kleines Papierstück entgegen. Das war ein Ausweis, so ein richtiger mit Stempel und Bildchen und der Typ war voll der Bulle. Normal sind die Zivis ja immer zu zweit, jedenfalls bei solchen Veranstaltungen, aber er hatte wohl seinen Bullenkumpel im Gedränge verloren und fühlte sich trotzdem sehr sicher. Jedenfalls dachte der Heini, dass so ein Ausweis Respekt einflößt und die Prügel sofort automatisch aufhören. Falsch gedacht. Als wir den Ausweis sahen hatten wir erst so richtig Bock weiterzumachen und haben es auch gemacht. Kurz danach ist der Blödmann leider abgehauen, aber wenigstens konnte ich ihm vorher noch gut eine aufs Auge hauen...«

Jetzt grinste ich auch erfreut und verdrängte gleichzeitig alle negativen Eindrücke. Das Erzählte war ein kleiner Lichtblick an diesem von finsterster Staatsgewalt verdunkelten Abend, ein wenig Gerechtigkeit in einer Festivität der Ungerechtigkeit. Auch das Verhalten des Zivis der durch ein Zeigen seines Ausweises Eindruck schinden und auf ein Einstellen der

Schläge durch autoritätshörige Unterwürfigkeit gebaut hatte war typisch für die überholte Denkweise mancher Angehöriger dieser Berufsgruppe. Eine solche Maßnahme hätte vielleicht in den sechziger Jahren noch Erfolg versprochen, aber wir lebten mittlerweile in den Achtzigern und vieles sah anders aus als damals. Oft konnte heutzutage asoziales Verhalten nicht mehr durch ein Papierstück nachträglich legitimiert werden. Viele Menschen sahen es nun etwas anders, asoziales Verhalten blieb asoziales Verhalten, ganz gleich ob die handelnde Person irgendein Funktionsträger oder ein betrunkenere Gaststättenbesucher war und musste um einen Lerneffekt zu erzielen am besten auf der Stelle sanktioniert werden.

In diesem Moment konnte ich den Mienen der beiden Punks ansehen wie stolz sie auf ihre Tat waren, dass innere Zufriedenheit sie erfüllte. Zu Recht, wie ich meinte, hatten sie doch spontan einem schwächeren Menschen geholfen, Zivilcourage statt der erwarteten Obrigkeitshörigkeit gezeigt.

Wie die beiden anderen schaute ich wieder in Richtung der beleuchteten Szenerie und wie ihnen wurde mir nach einigen Minuten langweilig. Der Anblick bot nichts neues mehr, es sei denn man hätte es als eine interessante Entwicklung angesehen, dass der Bundeskanzler inzwischen das Ende seiner monotonen Rede gefunden und das Podium verlassen hatte, die Klänge der nun spielenden uniformierten Blechband als angenehm empfunden und sich als einer von drei Punks in einer Menschenmenge aus Langhaarigen und Hippies wohl gefühlt.

»Hier ist echt voll nix mehr los«, überlegte Steif laut. »Sollen wir besser nicht in der Altstadt ein Bier trinken gehen? Hier verpassen wir wohl nichts mehr und inner Kneipe treffen wir vielleicht auch andere Punks,«

Ich nickte bejahend und auch Achmed antwortete mit einer zustimmenden Geste. Glücklicherweise empfanden die beiden anderen Punks genauso wie ich, und Steifs Worte erinnerten mich an mein immer stärker werdendes Verlangen nach einem kalten Bier.

»Am besten gehen wir in diese Griechenkneipe neben dem Stadthaus, wie heißt die noch mal, "Schlammfass" oder so...«

»Datt heißt Zamamphas.«

»Egal, jedenfalls kriegen wir da watt zu trinken und werden nicht rausgeschmissen, und einige der Punks treffen wir vielleicht auch dort.«

»Okay, gehen wa direkt los«, drückte Steif unseren gemeinsamen Entschluss aus und gab durch seine Worte das Zeichen zum sofortigen Aufbruch.

Wir drängten uns zwischen den Menschen durch, verließen den Münsterplatz und wandten uns in Richtung des Stadthauses, ein weithin sichtbares Hochhaus, das das Ende der Einkaufszone und den Beginn der Altstadt markierte.

Als wir ungefähr die Hälfte des nur einige hundert Meter langen Weges zurückgelegt hatten dachte ich wieder an das Sicherheitsnadelimitat in meinem Mundwinkel und an Peter aus Troisdorf. Dieser hatte schlechte Erfahrungen mit der Kombination Sicherheitsnadel und Gewalttäter gemacht. Eine als Körperschmuck verwendete Sicherheitsnadel ist oft eines der ersten Ziele eines Angreifers um direkt mit dem ersten Angriff größtmögliche Wirkung erzeugen zu können. Vor einigen Wochen war Peter zu einem nur in einer Kölner Boulevardzeitung erwähnten Punktreffen auf der Domplatte gefahren. Da in der Punkszene niemand von einem Punktreffen gewusst hatte und es nur eine typische Medienerfindung gewesen war, hatten sich auch nur einige wenige Punks dort eingefunden, aber stattdessen waren Gruppen von mittelgescheitelten Schlägertypen und prügelwilligen Schnauzbartasis anwesend gewesen, bereit zur Gewalt und von dem Gedanken die Bevölkerung vor zerstörungssüchtigen Punks zu beschützen beseelt. Natürlich hatten diese die Punks sofort angegriffen und der unglückliche Peter eine Sicherheitsnadel im Ohrläppchen getragen. Ein junger Mann mit einem Mittelscheitel hatte sie ihm direkt heraus- und dabei sein Ohrläppchen fast abgerissen.

Ich bekam Angst, nahm die Nadel heraus, legte sie zurück in eine Jackentasche und beschloss in Zukunft nie wieder eine Sicherheitsnadel als Körperschmuck zu verwenden.

'In solchen Zeiten sind die Dinger nicht ratsam. Jedenfalls im Ohr oder im Maul'«, dachte ich. 'Hab keinen Bock deshalb rumzubluten, und wegen der ganzen Schlägertypen kann das ja schnell passieren. Heute Abend ist auch aufpassen angesagt,

mächtig viele Prügelprolls in der Stadt, und die meisten sogar in Uniform, und die sind dann viel hemmungsloser weil sie eh nichts zu befürchten haben...'

Kaum hatte ich die Sicherheitsnadel in die Jackentasche gelegt als wir um eine Häuserecke bogen und das Stadthaus vor uns aufragte. Dieses wurde von vielen Fußgängern frequentiert denn die unterste (ungefähr auf der Höhe des ersten Stockwerkes eines Hauses liegende) Ebene stellte eine einfache Möglichkeit die darunterliegende Hauptstraße und die Schienen der nach Sieburg führenden Straßenbahnlinie zu überqueren dar. Außerdem bot sie hinter einem kurzen Durchgang drei verschiedene Ausgangsmöglichkeiten zur Altstadt und war dadurch der schnellste Weg dorthin.

Wir überquerten den seit einigen Monaten als Punktreffpunkt dienenden Berliner Platz und betraten die Rolltreppe die zum Stadthaus hinaufführte.

Dessen Innere bestand aus einer Mischung einer geräumigen Einkaufspassage und einem Durchgang, beherbergte einige Geschäfte, den durch Glaswände abgegrenzten Eingang zum als Verwaltungssitz fungierenden eigentlichen Stadthaus, öffentliche Toiletten und eine kleine Kneipe. Letztere war am seltsamsten, denn sie befand sich in einem eigenen Haus mitten in der geräumigen Passage, ein Haus in einem Haus, welches zudem sehr klein war und wie eine im Wald verborgene Wohnstadt einer Hexe wirkte.

Als wir an den Rolltreppen die zur Straßenhaltestelle führten vorbei gingen, dachte ich daran in wenigen Minuten kaltes Bier genießen zu können und glühende Vorfreude erfüllte mich, eine Vorfreude, die auch noch anhielt als wir den in den Abendstunden wie die Einfahrt zu einem uneinsichtigen Tunnel wirkenden Eingang betraten. Innerhalb weniger Augenblicke gewöhnten sich meine Augen an die abrupte starke Dunkelheit, gaben das Gesehene an das Gehirn weiter. Ein deutliches Bild entstand und ich erschrak. Ich hatte den Anblick einer fast oder völlig menschenleeren Örtlichkeit erwartet, aber dieser Bereich konnte nur schwerlich so bezeichnet werden. Hier waren viele Menschen, genauer gesagt Polizisten, und es waren wohl weit über hundert. Nach einer Schrecksekunde dachte ich wieder logisch. Das Stadthaus als

einen Aufenthaltsort für eine einsatzbereite Hundertschaft zu wählen war folgerichtig und ich konnte die Überlegungen des Verantwortlichen nachvollziehen. Dieser Bereich war großräumig genug um vielen Menschen Platz zu bieten, dazu durch Überdachung wind- und wettergeschützt und zudem mit Toiletten versehen.

‘Und sogar mit Kneipe’, dachte ich sarkastisch, ‘wenn es den Bullen zu langweilig wird können ja immer einige saufen gehen.’

Achmed und Steif umtrieben ähnliche befremdliche Gefühle wie mich, was ich an ihren Gesichtsausdrücken erkennen konnte und die bei einem Punkt in einer derartigen Gesellschaft und besonders nach den Eindrücken des Abends nur verständlich waren. Sicherlich hätte sich so mancher normal gekleidete Bürger umgeben von derartig vielen Polizisten besonders sicher und gut beschützt gefühlt. Aber bei uns war es anders, ich fühlte mich besonders bedroht, rechnete mit allem.

Obwohl wir am liebsten sofort umgekehrt wären und den längeren Weg um das Stadthaus herum gewählt hätten war unser Drang nach einem möglichst baldigen Kneipenbesuch stärker als jedwedes unwohle Gefühl und wir schritten entschlossen zwischen den in kleinen Gruppen stehenden Beamten hindurch, dem nächstliegenden Ausgang entgegen. Unbehelligt legten wir einen Großteil der Strecke zurück und bogen dann zu einer zur Altstadt führenden Außentreppe ab. In dem schmalen Gang standen besonders viele Polizisten, aber nicht wie ihre übrigen Kollegen zwanglos in kleinen Gruppen sondern nebeneinander an beiden Seiten des nur wenige Meter breiten Durchgangs.

Sie erschienen mir wie eine Aufreihung von Kugeln einer Perlenkette, allerdings machte diese Assoziation eines ästhetischen Gegenstands rasch der Vorstellung eines prügelbereiten Spaliers Platz.

Betont schnell legten wir die letzten Meter unseres Weges zwischen den beiden Reihen hindurch zurück, und da wir nebeneinander gingen und ich eine der Außenpositionen einnahm war ich nur knapp eine Armeslänge von einer entfernt, fühlte mich aufgrund der niedrigen Distanz besonders unwohl. Die Freunde und Helfer beobachteten uns genau.

Vereinzelt erklang eine laut gesagte Bemerkung, meist das gewohnte "Scheiß-Punker" oder ähnliches. Derartige Anfeindungen waren in der letzten Zeit Normalität geworden, besonders seit den Ereignissen in Hamburg-Pöseldorf und der darauf folgenden Berichterstattung. Da laut der allgemeinen Darstellung Punks verachtungswürdige Gewalttäter waren, war unausgesprochen vorsorgliche Gewaltanwendung gegenüber Punks legitim. Ich erinnerte mich an die eben gesehen Bilder auf dem Münsterplatz, dachte an hilflose und dabei genüsslich getretene Menschen, hatte Angst und konnte nicht erwarten endlich die Treppe erreicht zu haben.

Während der letzten Meter zeigte ein Beamter besonderen Dienstfeifer und versuchte mir die Beine wegzutreten. Zum Glück traf er nur eines und ich konnte trotz Schmerzen einen Fall vermeiden. Als hätte ich nichts gespürt ging ich weiter und war wenige Sekunden später sehr froh und erleichtert über das Erreichen des Treppenbeginns. Wir schritten die Stufen hinab und ich wagte nicht mich umzudrehen um einen letzten Blick auf wenigen noch sichtbaren Polizisten zu werfen.

»Am besten wir bleiben direkt etwas länger im Zamamphas. So zwei oder drei Stunden. In der Zeit kommt bestimmt auch der eine oder andere«, sagte Steif an das vor uns liegende denkend.

»Klar, wenn wir lange genug dableiben sind wohl die meisten Bullen weg, aber mit Sicherheit ist diese blöde Durchsucherei vorbei!«

»Echt, datt war total nervig«, antwortete Achmed mir und grinste.

HARMONIEN SIND FÜR HIPPIES

Gelangweilt blickte ich aus dem Straßenbahnfenster, sah auf der Fahrbahn neben der Haltestelle eine kleine Reihe von Autos die mit laufenden Motoren und zu einer Warteschlange formiert vor einer Ampel hielten. Obwohl es draußen wie bei dieser winterlichen Jahreszeit üblich schon am frühen Abend dunkel war, konnte ich wegen der Vielzahl der Lichtquellen in diesem der eigentlichen Bonner Innenstadt vorgelagerten Stadtteil die einzelnen Wagen genau erkennen, sogar den Farbton ihrer Karosserielackierungen bestimmen.

Nur noch wenige Minuten Wartezeit trennten uns von unserem Ziel, eingeleitet durch eine kurze Fahrt der Bahn über die Rheinbrücke. Die Stromüberquerung stellte immer den Abschluss einer erzwungenen fast zwanzigminütigen Wartephase in einer Straßenbahn dar, da auf der linken Seite des Rheins die Bonner Innenstadt begann und man einen Großteil der Anreise als bewältigt ansehen konnte. Je nachdem welche der fünf innerstädtischen Haltestellen man als Zielpunkt der Anfahrt gewählt hatte, variierte die restliche Wartezeit nur um wenige Minuten, und wie immer wollten wir bereits am zweiten Haltepunkt die Bahn verlassen, da von dieser Stelle aus der als Treffpunkt der jungen Bonner Punkszene geltende kneipenumsäumte Berliner Platz am einfachsten zu erreichen war.

Wie so oft spürte ich ein Gefühl der Ungeduld in mir aufsteigen, diesmal erzeugt durch den Anblick der zum Warten nötigen Signalanlage. Allerdings währte es nur wenige Augenblicke, verschwand nach dem Aufleuchten des Weiterfahrt signalisierenden grünen Lichts so schnell wie es entstanden war, wurde ersetzt durch Vorfreude auf baldigen Biergenuss und Gesprächen mit anderen Punks.

»Ey, Riss, hast du dir eigentlich schon Gedanken über einen Bandnamen gemacht?«, fragte der mir gegenüber sitzende Achmed und automatisch schaute ich ihn an.

Zwar sah er mir in Bezug auf Statur und Haarfarbe nicht im Geringsten ähnlich, aber unsere Kleidung glich sich, bestand bei jedem von uns beiden aus einer mit Badges verzierten Lederjacke, abgewetzter Jeanshose und hellen Sportschuhen. Dieses Erscheinungsbild bevorzugten viele Punks, was allerdings den Eindruck einer Uniformierung erwecken konnte wenn man einer größeren Gruppe begegnete und viele identisch gekleidet waren.

Noch vor zwei oder drei Jahren stylten sich die Punks der ersten Generation deutlich anders, konnte man bei ihren Anblick mitnichten von einer Neigung zu designtechnischen Gleichklang sprechen. Nur selten erblickte man zwei ähnlich gekleidete Individuen, obwohl einen jedem Bekleidungsphantasie und ein merklicher Hang zur visuellen Provokation anzusehen war. Im Laufe des fast vergangenen Jahres 1980 hatte sich dies jedoch geändert, als viele Punks das Outfit des verstorbenen Sex Pistols-Bassisten Sid Vicious als ein Nachahmungswürdiges anzusehen begannen und ihr Punksein durch ein Tragen von Lederjacke, möglichst zerschlissener Jeanshose und entgegen jeglicher Mode streichholzkurzen und künstlich verstrubbelter Haare symbolisierten.

Auch ich pflegte sie durch das Einschmieren mit Seife zu aufrecht stehenden Strähnen zu bündeln, was den Eindruck einer starken Verdreckung erweckte. Die kritischen Bemerkungen mancher Mitbürger zielten auf genau jenen Umstand, empfahlen mir intensiven Wasserkontakt oder gar einen längeren Aufenthalt in einer Entlausungsstation. Innerlich erheiterten mich derartige Kommentare, wusste ich doch um einen sauberen Grundzustand meines Körpers, hervorgerufen durch regelmäßiges Baden nebst einer gründlichen Haarwäsche.

»Was hältst du von "Achmed und die Arschlöcher", klingt doch echt punkig?«

Auf Achmeds Stirn bildeten sich einige nachdenkliche Falten.

»Das ist schon wahr«, antwortete er. »Bei einem solchen Namen denkt man nicht automatisch an eine Jazzcombo oder eine Deutschrockband. Aber trotzdem gefällt mir er mir nicht

so. Warum soll eigentlich mein Name im Vordergrund stehen? Das ist zwar bei einigen Bands so, aber der Typ ist immer der Sänger und ich will doch Schlagzeug spielen und du bist doch der Sänger.«

Bei seinen Worten dachte ich daran vor einem halben Jahr mit dem Gedanken Gitarrist zu werden gespielt und einen ersten Schritt zur Verwirklichung meiner Vorstellung unternommen zu haben. Getrieben von dem Wunsch einer Punkband anzugehören betrat ich im Sommer ein Kaufhaus, suchte ein besonders billiges Exemplar, sah mich umjubelt auf der Bühne stehen und sprach begierig auf den Beginn einer Karriere als Musiker einen Verkäufer an. Zu meiner Überraschung verband er die Gitarre mit einem Verstärker, forderte mich zu einem Stimmen des Instruments auf. Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet, beherrschte ich doch kein Musikinstrument und hatte in der Vergangenheit eine Gitarre allerhöchstens angefasst, aber nie einen Versuch des Spielens unternommen. Als ich trotzdem seinen Ansinnen nachkam, erfüllten sehr laute und nicht im Geringsten nach Musik klingende Geräusche die Musikabteilung des Kaufhauses, ich glaubte körperlichen Schmerz in den Augen einiger Kunden zu erblicken und als ich einige Minuten später ein wenig enttäuscht und gitarrenlos das Kaufhaus verließ beschloss ich Sänger zu werden...

»Der ist mir halt so auf die Schnelle eingefallen, und außer dieser Düsseldorfer Band kenne ich keine deutsche Punkband mit einem Vornamen im Bandnamen«, antwortete ich auf Achmeds Frage und fand "Achmed und die Arschlöcher" auch nicht mehr gut, denn wenn sich der Name auf den Drummer bezog musste ich zwangsläufig eines der Arschlöcher sein und als ein solches wollte ich nicht angesehen werden.

»Du meinst wohl "Aram und die Schaffner". Die Band gibt es wirklich, stand ja in der "Sounds". Unsere aber noch nicht so richtig, wir sind nur zu zweit, haben keinen Bandnamen, geschweige denn Songs oder einen Proberaum. Oder irgendwelche Instrumente. Aber schon den ersten Auftritt klar gemacht.«

»Okay, wir sind noch keine hundertprozentige Band. Aber solche Nebensächlichkeiten sind egal. Es ist doch total Punk

dann schnell eine zu gründen. Das machen wir ja. Und ein paar Songtexte habe ich auch schon geschrieben.«

»Bei der Bandsache bin ich ziemlich optimistisch. Erstmal schauen was der Abend so bringt. So entwicklungstechnisch meine ich.«

»Außerdem...«, argumentierte ich, »Wenn hier in der Gegend schon einmal jemand ein Festival mit Punkbands machen will und einem eine Auftrittsmöglichkeit anbietet muss man sofort zugreifen. So eine Chance hat man selten.«

»Das sehe ich auch so«, nickte Achmed und schaute aus dem Fenster. »Hmn... Bei den Temperaturen sind bestimmt keine Leute draußen auf dem Berliner, hängen alle in der Kneipe daneben rum.«

Während unserer Worte hatte die Bahn die Rheinbrücke überquert, an der ersten Haltestelle die Fahrt kurz unterbrochen und fuhr nach wenigen Sekunden des Stillstands mit einem spürbaren Ruck wieder an.

»Endlich können wir gleich aussteigen«, meinte er mehr zu sich selbst als an mich gerichtet. »Wurde auch Zeit. Ich habe keinen Bock mehr, diese Fahrerei ist echt ätzend«

»Wie findest du eigentlich "Achmed und die Arschkriecher"? Ist mir gerade so eingefallen«, fragte ich und verschwieg, dass ich diesen Namen besser als "Achmed und die Arschlöcher" fand, denn an meinem Aussehen konnte man sofort erkennen wirklich kein Konformist oder Arschkriecher zu sein.

Achmeds Gesicht verzog sich zu einer zustimmenden Grimasse.

»Den Namen finde ich gut, den können wir nehmen. So, einen Namen haben wir schon, jetzt müssen wir nur noch einen Gitarristen und einen Bassisten finden«

Im gleichen Moment hielt die Straßenbahn, fast zeitgleich standen wir auf und gingen zur Ausgangstür, in Gedanken schon mit dem nächsten Startproblem unseres musikalischen Vorhabens beschäftigt.

...

»...der Sebastian vom Rockverein möchte ein Festival mit lokalen Punkbands veranstalten und hat uns gefragt ob wir dort auftreten wollen. Ich und Achmed haben sofort zugestimmt. Wir haben zwar noch keine Band, suchen halt noch einen Gitarristen und einen Bassisten, aber das ist nur ein kleines Problem.«

Wie erwartet waren bei diesen winterlichen Außentemperaturen keine Punks auf dem kleinen Platz am Rande der Innenstadt versammelt, hatten alle wegen der Kälte eine schon viele Wochen vorher als alternativen Aufenthaltsort erwählte Gaststätte aufgesucht. Aus einem mir unbekanntem Grund nannte sich mein Gegenüber nach einem Song der Sex Pistols "Pretty Vacant", sah anscheinend das musikalische und optische Auftreten der Gruppe als ein Sinnbild von Punk an. Auch sein Erscheinungsbild ähnelte dem eines der Bandmitglieder, genauso wie Sid Vicious bevorzugte er eine Lederjacke als Oberbekleidung und eine ähnliche Frisur aus schwarzgefärbten und höchstens fingerlangen Haaren.

Mein Gesprächspartner nickte zustimmend. Offenbar hielt er ein solches Vorgehen für verständlich für jemanden der sich als ein Punk bezeichnete.

»Ich spiele auch Gitarre, also nur für mich. Bin in keiner Band. Allerdings hätte ich Bock darauf einer anzugehören. Kann ich bei euch einsteigen?«

»Klar, du kannst mitmachen. Achmed würde sich auch darüber freuen.«

»Mein Kumpel Däng spielt Bass und...«

»Ist das der Punk der sich Dangerous oder so nennt? Dieser lange Typ?«, unterbrach ich ihn durch eine schnelle Zwischenfrage und dachte an einen großen und schlaksig aussehenden jungen Mann, dessen Gesicht man ansehen konnte erst kürzlich dem Knabenalter entwachsen zu sein und den ich oft in seiner Begleitung gesehen hatte.

»Ja, genau der. Jedenfalls spielt der Däng Bass und würde echt gerne einer Punkband angehören.«

»Dann sag ihm Bescheid, dass er es mal bei Achmed und die Arschkriecher versuchen kann. Einen Bassisten brauchen wir ja auch noch, und wenn es ihm Spaß macht und er einigermaßen gut spielt kann er fest bei uns einsteigen.«

»Achmed und die Arschkriecher? Ist das euer Bandname?«

Ich antwortete mit einer Geste der Zustimmung.

»Den Namen finde ich nicht schlecht. Aber Achmed als Sänger kann ich mir nur schwer vorstellen, ist er irgendwie nicht der Typ für.«

»Nee, der Sänger bin ich und Achmed spielt Schlagzeug. Das ist ja gerade der Gag an der Sache. Bei Nichtpunkbands steht der Sänger im Vordergrund, und da wir voll Punk sind ist die Musik und überhaupt alles anders als bei so Volksmucke- und Rockbands. Also stellen wir den Schlagzeuger in den Vordergrund, nicht den Sänger. Das "Arschkriecher" passt auch gut zu dem Namen "Achmed", weil viele Gastarbeiter so heißen und ihre deutsche Kollegen sind meist die reinsten Arschkriecher.«

»Das klingt einleuchtend. Habt ihr denn schon einen Proberaum und wenn ja wo ist der?«

»So einen haben wir noch nicht, wir wollten ja erstmal die Band komplettieren bevor wir einen Raum suchen. Die richtige Reihenfolge ist bei dieser Sache schon wichtig.«

»Ihr könnt bei uns proben...«, mischte sich Dirty in unser Gespräch, der die ganze Zeit neben uns gestanden und ungewollt mitgehört hatte. Er spielte in der neugegründeten Bonner Punkband "Canal Terror", die die einzige regelmäßig probende Gruppe in der nur wenige Dutzend Köpfe umfassenden Punkszene war.

»Das wäre optimal. Steht dort eigentlich ein Schlagzeug? Wäre gut, denn der Achmed hat bis jetzt noch kein eigenes.«

»Klar, ich kann mir kaum vorstellen, dass der Chris Bock hätte das Ding jede Woche neu aufzubauen. Außerdem ist da auch eine halbwegs gute Gesangsanlage drin, sogar mit zwei Mikros. Übrigens ist der Proberaum in Godesberg, also nicht weit von hier, nur ein paar Stationen mit der Bahn.«

»Hört sich cool an...«, antwortete ich, während mir gleichzeitig die Diskrepanz zwischen meinen halbwegs gelassen klingenden Worten und der fast überschäumenden inneren Freude über die schnelle Entwicklung auffiel. »Seid ihr beiden morgen eigentlich hier?«

Ebenso wie Dirty nickte Pretty Vacant zustimmend.

»Klar, morgen ist doch Samstag. Der Däng wollte morgen auch kommen, aber ich rufe ihn für alle Fälle vorher noch an.«

»Gut. Dann können wir alles klar machen, vielleicht proben Achmed und die Arschkriecher nächste Woche schon. Wir müssen echt ein bisschen Gas geben, denn schließlich soll der Gig schon in einigen Wochen sein und wir müssen noch ein paar Songs schreiben. Aber das geht ja schnell. Wenn Achmed vom Klo zurückkommt erzähle ich ihm das sofort, und er wird sich mit Sicherheit auch darüber freuen.«

...

»Der nächste Song heißt "Am Arsch"«, rief ich in das Mikro und wunderte mich ein wenig über den Klang meiner Stimme. In den letzten Wochen hatte ich mich an die durch elektronische Verstärkung bewirkte Lautstärke gewöhnt, aber trotzdem wirkte sie ein wenig heiser, so als ob ich die letzte Stunde mit durchgehenden Schreien und Singen in der Fankurve eines Fußballstadions verbracht hätte.

Einige hundert Augenpaare schauten mich an und erneut spürte ich ein gleichzeitig unangenehmes und euphorisches Gefühl in mir aufsteigen. Allerdings war es noch vor ungefähr zehn Minuten merklich stärker gewesen, als ich zum ersten Mal in das Mikrofon gesprochen und mich urplötzlich im Mittelpunkt des Interesses der vielen direkt vor der Bühne stehenden Leute wieder gefunden hatte. Anscheinend hatte ich mich mittlerweile daran gewöhnt im Vordergrund zu stehen.

Die meisten der über vierhundert zahlenden Konzertbesucher waren entweder selbst Punks oder zeigten durch einige sichtbare modische Attribute ihre Vorliebe für diese Musikrichtung. Das Schwarz von Lederjacken bestimmte den Anblick und fast alle Menschen trugen kurzgeschnittene Haare. Auffällig durch ihre Unauffälligkeit wirkten nur einige wenige Leute, deren langes Haupthaar und die unscheinbare Kleidung Symbole für die von vielen Punks abgelehnte gesellschaftliche Normalität waren.

Eine derartig große Anzahl jener an einem Ort in der als provinziell geltenden Bundeshauptstadt versammelt zu sehen verwunderte mich nicht. Punkkonzerte oder gar Festivals mit

mehreren Bands waren sehr selten und es daher nicht ungewöhnlich dafür sogar viele hunderte Kilometer zu fahren. Auch heute bestätigte sich diese Tatsache wieder. Ich erblickte viele mir bekannte Punks aus allen möglichen Städten Nordrhein-Westfalens und hatte Gespräche mit Gesinnungsgenossen aus fernen Gegenden wie dem Saarland oder dem Schwarzwald geführt.

»Gib mir mal nen E !«, rief Pretty Vacant dem Bassisten Däng zu. Anfangs hatte mich dieser Satz verwundert, kannte ich einen derartigen Buchstabenwunsch doch nur aus der Kindersendung "Sesamstraße", aber schnell wurde mir dessen Bedeutung für die Abstimmung zwischen Gitarre und Bass klar.

Däng kam der Aufforderung nach, schlug eine einzelne Saite einmalig an und unser Gitarrist stimmte sein Instrument.

Nur wenige Sekunden später ertönte das durchgehende Spiel einer verzerrten Gitarre aus den Boxen. Die Menschen am Bühnenrand johlten und einige begangen herumzuhüpfen. Gerade diese in der herkömmlichen Musik kaum zu hörende Spielart war typisch für eine bewusst einfache Rockmusik namens "Punk", erzeugte es doch den Eindruck von Härte und Aggressivität.

Schon bei den ersten Klängen begannen aus Bonn stammende Punks mit dem ebenfalls punktypischen Tanzstil des Pogo, den der spätere Bassist der Sex Pistols bei den ersten Auftritten der Band praktiziert hatte und der an ein einfaches Herumspringen zum Takt der Musik erinnerte.

»Harmonien sind für Hippies«, schoss es mir in Erinnerung an eine die Jugendkultur dominierende Vorgängergeneration durch den Kopf.

Ich schaute auf meine Mitmusiker und sah den groß gewachsenen Achmed hinter dem Schlagzeug. Wie jedes Mal wenn er trommelte zierte ihn ein rotes Gesicht. Zudem wirkte er ein wenig wie der Drummer der aus dem Fernsehen bekannten Muppets-Show, der den Namen "Tier" trug und den das Zeigen einer ausgeprägten Emotionalität kennzeichnete.

Obwohl Achmed ständig den gleichen Minimaltakt spielte – der anscheinend aufgrund der Unbelastung durch jegliches musikalisches Vorwissen der einzig Bekannte war – bereitete

es ihm sichtlichen Spaß. Überhaupt kennzeichnete ein extremer Minimalismus unsere akustischen Darbietungen. Getreu einer Grundidee des Punk als künstlerischer Gegenpol zu den immer bombastischer und immer entrückter wirkenden Rockbands zu erscheinen bevorzugten Punkbands einfache und kurze Songstrukturen. Musikalische Fähigkeiten spielten kaum eine Rolle, aber dafür die Nähe zum Publikum umso mehr. Im Idealfall sollten die Musiker aus dem Publikum kommend die Bühne erklimmen und sich nach ihrem Auftritt diesem wieder anschließen. "Achmed und die Arschkriecher" waren folglich eine ideale Punkband, mindestens die Hälfte der Bandmitglieder kannte vor Gründung der Gruppe Musik nur von rein passiven Hörgenüssen und fast immer waren alle eher vor einer Bühne zu finden als auf dieser.

»Ist doch alles Scheiße, Scheiße...Ich hab' die Schnauze voll...«, schrie ich. Bei den wenigen Proben vorher brauchte ich nicht soviel Energie zum Übertönen der Instrumente aufwenden, konnte daher versuchen die theoretisch erdachte Melodie des Liedes in eine akustische Praxis umzusetzen. Heute war dies leider nicht möglich. Um sein Gitarrenspiel möglichst hart klingen zu lassen, hatte Pretty Vacant für eine ungewöhnliche Intensität gesorgt. Der Gitarrensound erinnerte der an eine Mischung aus Föhn und Motorsäge. Scheinbar versuchte er mit seiner Gitarre den Geräuschpegel eines startenden Düsenjets zu imitieren. Jedenfalls klang es so und es war wirklich ungewöhnlich laut.

Aber auch die Songtexte entsprachen dem Stil dieser Musikrichtung. Sie drückten mit jedem Wort haargenau meine persönliche Interpretation von Punk aus und gefielen mir deshalb sehr gut. Jenes war nicht sonderlich verwunderlich, hatte ich sie doch selbst geschrieben und dadurch meine Gedanken formuliert. Im Gegensatz zu den in den Hitparaden vertretenen Titeln beinhalteten meine Texte Momentaufnahmen aus dem täglichen Leben und beschrieben die damit verbundenen Gefühle und Emotionen. Auch hierin bestand ein weiteres Hauptmotiv des Punk. So wie die Musiker aus den Reihen des Publikums kommen sollten, beide Seiten also gleich waren, sollten auch die in den Songtexten formulierten Gedanken der Künstler jenen der Menschen im

Publikum gleichen und von Dingen handeln die sie aus eigener Erfahrung gut kannten.

"Am Arsch" endete abrupt, mit einer pfeifenden Rückkopplung nach einem letzten gesanglos gespielten Gitarrenpart. Pretty Vacant sorgte durch einen raschen Griff für deren Verstummen und nur Achmeds Schlagzeugspiel hallte durch den Raum. Aus irgendeinem Grund spielte er weiter, bemerkte aber nach einigen Sekunden das Fehlen der begleitenden Lärmkulisse und ließ mit einem Grinsen im Gesicht die Arme hängen.

Dies nahm ich allerdings nur aus den Augenwinkeln wahr, dominierten doch körperliche Empfindungen meine Aufmerksamkeit.

Wieder einmal lief mir brennende Flüssigkeit über das Gesicht, eine Mischung aus Schweiß und Seife. Das ärgerte mich, denn ich hatte während des morgendlichen Stylings nicht an die Hitze auf der Bühne gedacht und mir die Haare besonders sorgfältig zu einer punktypischen Frisur aufgestellt. Heute Morgen hatte ich sehr viel Wert auf mein Erscheinungsbild gelegt, was mir logisch erschien, denn schließlich sollte ich auf einer Bühne stehen und wollte den vielen mir unbekanntem Punks durch meine Optik beweisen auch einer der Ihren zu sein. Dies war mir meiner Meinung nach auch gelungen, nur meine Haare passten nicht in das Gesamtbild. Leider hatte sich meine kunstvolle Frisur durch das Schwitzen aufgelöst, die Strähnen waren verschwunden und alle Haare lagen wie bei einem visuell unauffälligen Normalbürger eng an der Kopfhaut an. Aber das alles konnte mich nicht lange belasten oder von irgendwelchen geplanten Tätigkeiten abhalten.

Ich griff zum Mikrofon, sah die erwartungsvollen Blicke der Punks vor der Bühne und ein Hochgefühl erfüllte mich. Ein lange gehegter und bisher unerfüllter Wunsch war Wirklichkeit geworden. Ich spielte in einer Punkband, stand auf einer Bühne und hunderte von Punks wollten unsere Musik hören.

'Irgendwie geht alles wenn man nur will', dachte ich und verdrängte die Tatsache, dass die meisten der Punks sicherlich wegen der nach uns auftretenden Bands und nicht wegen Achmed und die Arschkriecher nach Bonn gekommen waren.

Dieses Gefühl wollte ich nicht mehr missen, und eigentlich hätten wir die Bühne verlassen müssen, da mit dem Ende unseres vierten Liedes das Repertoire erschöpft war.

»Da wir nix mehr haben spielen wir alles noch mal!«, rief ich einer plötzlichen Idee folgend in das Mikro.

Die Punks jubelten und stimmen mir dadurch zu.

»Okay, noch mal »Zehn Kilometer bis Bonn««, kündigte ich freudig den ersten Song erneut an.

...

Ungeduldig schlug ich die aktuelle Ausgabe der neuen Musikzeitung "Spex" auf und blätterte schnell zu der Seite auf der die Konzertberichte aus der Region zu finden waren. Eine fast fiebrig zu nennende Erregung erfüllte mich, ähnlich jener die man empfindet wenn man ein Geschenk so schnell wie nur möglich auspackte um den Inhalt erblicken zu können.

Zwar richtete sich meine Vorfreude nur auf Worte und nicht darauf einen lange begehrten Gegenstand in den Händen halten zu können, aber die Aussicht vielleicht den Namen "Achmed und die Arschkriecher" gedruckt in einer Fachzeitschrift zu sehen überstieg ein mögliches Glücksgefühl bei einem materiellen Geschenk. Diese Hoffnung war nicht unbegründet. Bei dem Festival hatte ich eine mir bekannte Frau gesehen, die meist bei den wenigen Punkkonzerten im Großraum Bonn und Köln anwesend war und von der ich durch eine frühere Unterhaltung wusste, dass sie dort arbeitete und über Punk- und New Wave-Bands schrieb.

Diese Zeitung war anders als die meisten Musikmagazine, die in ihrer Themenwahl fast nur auf Altbewährtes zurückgriffen und ganz besonders Punk und New Wave meist völlig ignorierten oder nur flüchtig über Ereignisse berichteten. Sie stand diesen Musikrichtungen aufgeschlossen gegenüber und oft waren Artikel über die Bands oder Berichte über Punkkonzerte zu finden.

Nach einigen Sekunden – die mir allerdings aufgrund des temporär gestörten Zeitempfindens wie Stunden vorkamen – verschlang ich förmlich die ersten Zeilen des kurzen Textes. Sofort stach mir der Name "Achmed und die Arschkriecher"

ins Auge, noch bevor ich die begleitenden Worte gelesen und die Aussage der Ausführungen verstanden hatte. Den Bandnamen zu lesen rief ein prickelndes Gefühl der Erregung in mir hervor, ähnlich dem wie wenn man frisch verliebt an ein Treffen mit seiner Angebeteten denkt. Ich war mir sicher dadurch eine erste Sprosse auf der musikalischen Karriereleiter erfolgreich erklimmen zu haben.

Zudem stellte ich mir im Geiste vor wie erhebend es sich anfühlen würde, wenn in nicht allzu ferner Zukunft bei einer Nennung der das Genre "Punk" prägenden Bands "Achmed und die Arschkriecher" genauso wie "Sex Pistols" oder "The Clash" zwangsläufig aufgeführt werden müssten.

Noch im Banne einer angenehmen Zukunftsvariante stehend las ich die Sätze genauer. Zwar stand dort: »...zum Schluss ihres Sets boten Achmed und die Arschkriecher eine Sex Pistols-Coverversion, bei der sich Sid Vicious sicherlich im Grab umgedreht hat...«, aber diese punktuelle Kritik an einem Songfragment konnte mich nicht allzu sehr belasten. Trotzdem musste ich der Schreiberin Recht geben, es wohl besser gewesen wäre wenn wir das ganze Lied gespielt hätten, aber mehr als den Refrain dieses hochkomplizierten Werkes konnten wir nicht. Auch »Es bleibt zu hoffen, dass die Mitglieder der Band irgendwann den Unterschied zwischen Feedback und Akkord ergründen können«, wertete ich als einen gut gemeinten Hinweis auf eine spielerische Schwäche, deren sofortige Behebung ein vielleicht entscheidender Schritt beim anstehenden Aufstieg zum Gipfel der Bekanntheit war.

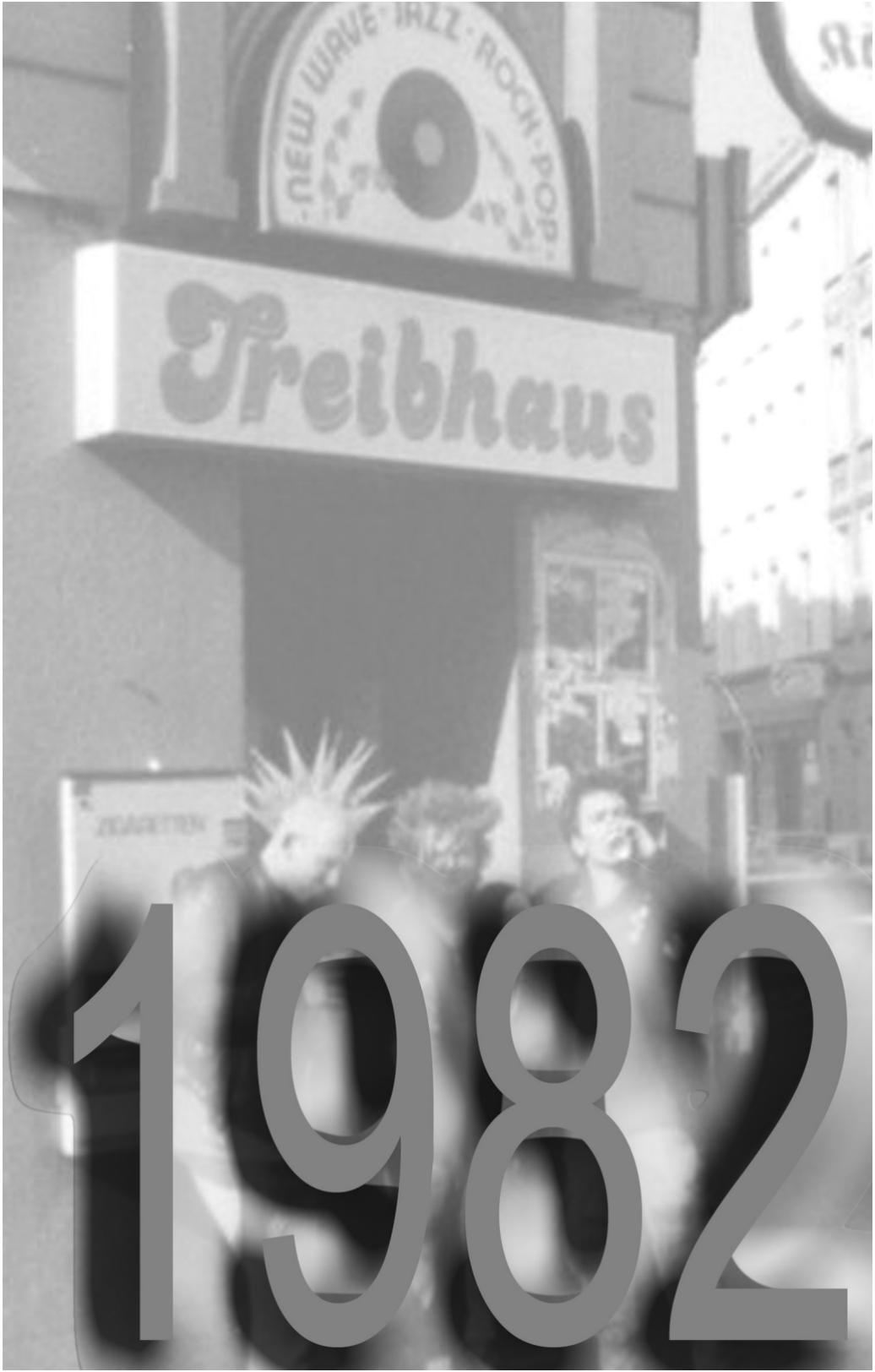
Ein breites Grinsen erschien auf meinem Gesicht.

'Es geht voran...', dachte ich mir.

Epilog

"Achmed und die Arschkriecher" existierten nur ein halbes Jahr. Wir traten zwar noch ein zweites Mal in Bonn auf, aber dieser Auftritt war – man glaubt es kaum – musikalisch noch

schlechter als der Erste. Kurz darauf traten Achmed und ich aus, Pretty Vacant und Däng musizierten mit neuen Leuten noch etwas weiter, aber im Sommer 1981 wurde die Band aufgelöst und verschwand im Sumpf des Vergessens. Schon Ende des Jahres sah ich unsere damalige "Musik" (von der ich eine Tonaufnahme besaß) nicht als eine solche, sondern als einen akustischen Angriff auf die Zuhörer an.



NEW WAVE - JAZZ - ROCK - POP

Freibhaus

ZEKARTEN

1982

FRÜHSTÜCKSFREUDEN

Ein Geräusch hämmernder Schläge auf Metall weckte mich. Ich schlug die Augen auf und noch schlaftrunken blickte ich mich um. Dies konnte nicht mein Zimmer in der elterlichen Wohnung sein. Die Wände nahmen ein Großteil des Sichtfeldes ein und statt vieler davor gestellter Möbelstücke war der Raum fast leer. Auch bedeckte statt einer gemusterten Tapete stellenweise abblätternde graue Farbe die Wände, eine visuelle Monotonie, die nur an einer Stelle von großen roten Lettern unterbrochen wurden. "Fuck you all" lautete die Aussage und sie sollte wohl einen Besucher von der Geisteshaltung des Bewohners informieren.

Das entfernt klingende Hämmern verstummte abrupt und sofort wusste ich wieder von wo es stammte und wo ich war. Dieses Geräusch hatte sicherlich in der benachbarten Tankstelle mit integrierter Autowerkstatt seinen Ursprung. An Wochentagen waren oft derartige Töne von dort zu hören. Direkt neben dieser Vororttankstelle lag ein jüngst von den Bonner Punks besetzter Gebäudekomplex und ich war vor einer Woche hier eingezogen, begierig darauf endlich die von mir erwünschte Freiheit eines selbstbestimmten Lebens genießen zu können.

Dieser Schritt war zu Beginn der achtziger Jahre nichts Ungewöhnliches unter jungen Menschen, war er doch aus einer Not geboren und wurde von tausenden getätigt. In der gesamten Republik gab es in fast jeder Stadt ein besetztes Haus, in ganz Deutschland mehrere hundert und in der Hauptstadt der "Instandbesetzer"-Bewegung West-Berlin sogar allein weit über hundert. Der Trend basierte auf dem künstlich geschaffenen Problem des Wohnungsmangels bei jungen Leuten einkommensschwacher Schichten. Entwicklungsgerecht wollten viele dieser am Anfang ihres Erwachsenenlebens von

Zuhause aus- und in eine erste eigene Wohnung einziehen. Da aber billiger Wohnraum sehr selten war mussten viele bei ihren Eltern wohnen bleiben. Zwar gab es viele alte Häuser die theoretisch den benötigten billigen Wohnraum hätten liefern können, aber leider war dies nur pure Theorie und die Realität sah anders aus. Viele dieser Häuser waren im Besitz reicher Spekulanten die diese leerstehen ließen und später in sündhaft teuren Luxuswohnraum umwandelten. So war es nicht verwunderlich, dass tausende von Wohnungssuchenden diesen Missstand tatkräftig angingen und für sich selbst und andere eine Besserung schufen. Allerdings beschränkte sich das "Instandbesetzen" in letzter Zeit oft auf reines "besetzen", da "Instand" einiges an Arbeit bedeutete und manche Leute wie zum Beispiel die Punks nicht sonderlich auf Arbeit fixiert waren, solcher gerne aus dem Wege gingen.

Diese Tatsache wurde mir trotz meines noch von Traumbildern beeinflussten Gehirns innerhalb von wenigen Sekunden klar, ebenso wie die überraschende Wahrnehmung entgegen jeglicher Erfahrungen nicht alleine auf der Matratze zu liegen. Es war offensichtlich eine Frau, genauer gesagt eine grünhaarige Punkfrau. Erstaunt schaute ich sie an.

Dies war nicht nur ein ungewöhnlicher, sondern auch ein besonders angenehmer Anblick, denn die junge Frau war auffällig schön, obwohl ihr Gesicht etwas breiter wirkte als jenes der in den Zeitschriften abgebildeten Frauen. Gerade durch dieses von der allgemeinen Schönheitsnorm abweichende Merkmal erschien sie besonders anziehend, da ihr Gesicht durch ebenmäßige Züge gekennzeichnet war und ihre schmale Nase die vollen Lippen betonte. Sie strahlte eine starke charakterliche Neigung zur Sanftheit aus und wirkte durch die Weichheit ihrer durch den Schlaf bewirkten Entspanntheit fast unwiderstehlich. Fast automatisch entstand der Drang ihre vollen Lippen zu küssen und durch ihr grüngesärbtes Kopfhaar zu streichen in mir. Ungläubig schaute ich sie an, konnte es nicht fassen, dass eine derartig schöne Frau auf MEINER Matratze und neben MIR lag.

Als ich mich fragte wer sie wohl ist und wie sie hierher kam fiel es mir schlagartig wieder ein.

Sie wohnte in irgendeinem kleinen Dorf im Bergischen Land, war seit gestern hier, etwas jünger als ich, von Zuhause weggelaufen und wollte fürs erste hier bleiben, zwar wohl nicht auf meiner Matratze, aber zumindest in diesem Haus.

Dass junge Menschen und ganz besonders Punks bei einem erstmaligen Aufenthalt in einer fremden Stadt eines der besetzten Häuser als erste Anlaufstelle nutzten war gang und gäbe. Umso angenehmer war es natürlich, wenn in dem als Orientierungshilfe gedachten Haus direkt die Leute wohnten auf die sich der Kontaktwunsch bezog.

Wie die meisten der reisenden Punks hatte sie nur einen Schlafsack und einen Rucksack mit den nötigsten Dingen dabei, zauberte aber als eine Art von Gastgeschenk aus diesem eine halbvolle Schnapsflasche hervor. Nach den ersten gemeinsamen Schlücken hatte sie erzählt, dass sie Sandra Spinowski hieß, der Rufname "Spinne" auf eine in ihrem Bekanntenkreis gängige Nachnamenabkürzung zurückzuführen war. Noch später und durch den Alkohol noch mutiger geworden schlug ich ihr nicht im Schlafsack, sondern auf meiner Matratze zu schlafen vor und zu meiner Genugtuung hatte sie in den Vorschlag eingewilligt.

Spinne drehte sich von der Rückenlage in eine mir zugewandte Seitenlage. Dabei rutschte die Bettdecke etwas tiefer und gab den Blick auf eine im Schlaf aus ihrem bikiniähnlichen Oberteil fast gänzlich herausgerutschte weibliche Brust frei.

Fasziniert betrachte ich das zufällig entblößte Körperteil.

Die nackten Brüste meiner Mutter hatte ich schon gesehen, aber diese Frau zählte ich nicht mit, denn sie war zwar eine Vertreterin des anderen Geschlechts, weckte aber verständlicherweise keinerlei sexuellen Wünsche in mir. Somit sah ich in diesem Augenblick die erste unbedeckte weibliche Brust einer Frau die nicht meine Mutter war. Zwar hatte ich schon Photos von Brüsten in verschiedenen Magazinen gesehen, wurde also nicht mit etwas völlig Überraschenden konfrontiert, aber sie in natura zu sehen war etwas völlig anderes als in zweidimensionalen Druckerzeugnissen.

Mit meinen neunzehn Jahren hatte ich natürlich schon erste sexuell bedingte Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht.

Aber leider beschränkten sich diese auf ausgiebige Knutschereien und dem schüchternen Streicheln eines unter Kleidungsstücken verborgenen Busens. Alle weiteren Berührungswünsche zwecks erster intimer Erfahrungen wurden von meinen ständigen Gedanken an eine unaufgefordert mein ehemaliges Kinderzimmer betretenden Mutter überlagert. Diese Befürchtungen basierten nicht auf theoretischen Vorstellungen sondern auf gemachten Erfahrungen und verstärkten das Gefühl der Einengung. Folglich hatte ich vor zwei Jahren notgedrungen begonnen meine sexuellen Bedürfnisse zu unterdrücken und mich stattdessen verstärkt allen berausenden Getränken und ganz besonders dem allgegenwärtigen Bier zugewandt.

Aber in diesem heruntergekommenen Haus wirkte das Leben aufregender als früher und wurde nicht von der lähmenden Monotonie eines bürgerlichen Haushalts gekennzeichnet. Im Geiste beglückwünschte in mich für meinen vor Wochen gefassten Entschluss die elterliche Wohnung zu verlassen und hier einzuziehen, machte ich doch viele neue Erfahrungen, auch auf Gebieten an die ich früher nie gedacht hatte.

Erneut betrachte wieder ihre Brustwarze, spüre ein verlangendes Ziehen im Unterleib und wie sich mein Penis verhärtete. Ich dachte an die Möglichkeit nach ihrem Erwachen erste sexuelle Erfahrungen machen zu können, denn hier war schließlich keine Mutter die plötzlich in das Zimmer platzte. Aber dennoch mischten sich negative Gefühle in meine hoffnungsvollen Gedanken. Der hochgradig erregende Anblick und die verstärkte Blutzufuhr in meine Fortpflanzungsorgane könnten, da dem Körper nur eine bestimmte Menge von Blut zur Verfügung stand, zu einer Minderversorgung anderer Körperteile führen. Dieser Effekt könnte sich auf das Gehirn auswirken, zu einer merklich nachlassenden Denkfähigkeit führen oder sogar in eine anhaltende Bewusstlosigkeit münden.

Da mir die Möglichkeit unter ihren Blicken schlagartig zu verblöden nicht gefiel und sie sich dadurch hätte abgestoßen fühlen können versuchte ich an etwas anderes zu denken. Das fiel mir nicht schwer, denn dank einem verinnerlichten

Mentalmechanismus dachte ich bei "Sex" fast automatisch an "Bier".

Wie so oft verspürte ich den Wunsch des sofortigen Genusses eines solchen Getränks in mir aufsteigen und schaute mich in der Hoffnung eine Bierflasche zu erblicken im Zimmer um. Leider war es bis auf einen Plattenspieler (zum Glück hatte der Mario vor einigen Tagen die zur benachbarten Tankstelle führende Stromleitung irgendwie angezapft und ich hatte schnell meinen Plattenspieler aus der elterlichen Wohnung holen können), einen Stapel Schallplatten und der Matratze leer.

Unter dem einzigen Fenster – das wegen der gespannten und durchsichtigen Plastikfolie ein nur undeutliches Bild der Außenwelt lieferte – stand mein großer Koffer. Dessen Anblick war mir vertraut geworden, denn ich hatte bei meinem Auszug aus der elterlichen Wohnung vor zwei Wochen alle mir wichtigen Kleidungsstücke in jenen gepackt und er beinhaltete sie wegen der Möbellosigkeit noch immer. Auf dem abgenutzten Holzfußboden war nichts auf das Vorhandensein einer Bierflasche hinweisendes zu sehen, alles sah genauso leer wie sonst auch aus.

Im gleichen Augenblick dachte ich an die extrem spartanische Zimmereinrichtung, sinnierte über die Möglichkeit, dass sogar ein an Entbehrungen gewöhnter Durchschnittsspartaner einen derartigen Wohnraum als menschenunwürdig angesehen hätte. Es mussten wirklich dringend einige Möbel her. Am besten übermorgen wenn die Bürger der Vorortsiedlung unbrauchbare aber noch fast neuwertige Gegenstände als Geschenke für Bedürftige an den Straßenrand stellten.

Da hier kein Bier war musste ich in die Küche gehen. Dort war am ehestens etwas Bierähnliches zu finden oder es möglich jemand zu treffen der solches hatte. Mit steifen Gliedern und einem halbsteifen Glied erhob ich mich und stand von der Matratze auf. Dabei fiel mein Blick auf Spinnes Rucksack und die auf der wurstförmigen Rolle eines transportbereiten Schlafsackes abgelegten Kleidungsstücke. Obwohl mich ein starkes Verlangen nach Gerstensaft umtrieb kam ich nicht auf den Gedanken dort zu suchen. Mir missfiel

der Vorstellung den Inhalt von Gepäckstücken anderer Menschen zu kontrollieren, erst recht wenn der Grund die Suche die nach etwas profanen wie einem Getränk wäre.

Noch einmal schaute ich die schlafende Frau auf meinem Nachtlager an. Sie sah wirklich toll aus, auch wenn wegen der inzwischen bis zur Kinnspitze hochgezogenen Bettdecke nur noch ihr Kopf zu sehen war und ihre Brust nicht mehr die Wahrnehmung eines Betrachters dominierte.

Obwohl mich ein wenig Enttäuschung und ein sehnsüchtiges Gefühl erfüllten drehe ich mich um und schritt in Richtung Tür.

»In der Küche ist bestimmt einer der Bier hat«, dachte ich und verließ das Zimmer.

Ich betrat einen heruntergekommen wirkenden Flur und nach nur wenigen Schritten erreichte ich eine Treppe. Darauf bedacht das Geländer nicht anzupacken ging ich die zum Erdgeschoss führenden Stufen hinab. Aufgrund des langen unbewohnten Zustandes war nichts renoviert worden, das Holz morsch und geringe Zugkraft ausreichend um einen Teil des Geländers abzureißen.

Als ich den Fuß der Treppe erreicht hatte brauchte ich nicht weit zu gehen, nur einige wenige Meter trennten mich von meinem Ziel. Hier würde ich bestimmt jemand antreffen, denn wie in jedem von mehreren Leuten bewohnten Haus oder in einer Wohngemeinschaft war die Küche eine Art von Gemeinschaftsraum der fast dauernd von irgendwelchen Bewohnern frequentiert wurde.

Gedämpfte Musik war zu hören. Ich öffnete eine Tür hinter der wahrscheinlich die Klangquelle lag und die in dieser Umgebung auffällig neu wirkte, vermutlich einem jüngeren Herstellungszeitraum entstammte. Aber dieser Eindruck trog, denn an den vielen Schnörkeln und Verzierungen konnte man ihre Herkunft aus einem Jahrzehnt Mitte des letzten Jahrhunderts oder noch davor leicht erkennen.

Sofort wurde die Musik lauter und ermöglichte ein Erkennen des Liedes. Ich hatte es oft gehört. In einer für einen Kassettenrecorder typisch blechernen Klangqualität erklang "Karlsquell" von der Hamburger Band "Slime", eine vertonte

Liebeserklärung an ein von den dortigen Punks bevorzugtes Billigbier.

Von allen Bewohnern wurde Musik in der Küche als zwingend nötig angesehen, hielten sich manche doch mehrere Stunden an einem Stück dort auf. Genauso waren alle gleichfalls der Meinung, dass entgegen aller sonstigen Hörgewohnheiten laute Hintergrundmusik an diesem Ort fehl am Platze war, eine mindere Lautstärke die problemlos von gesprochenen Worten überlagert werden konnte völlig ausreichend sei.

Zu dieser vormittäglichen Stunde hielten sich nur zwei Personen dort auf, was kein Wunder war, pflegten doch nicht wenige um diese Zeit noch zu schlafen um dafür die Wachphase bis wenige Stunden vor Beginn des Morgengrauens auszudehnen.

Ich erkannte einen jungen Bonner Punk namens Locki, der seit über einem Jahr fast täglich die Treffpunkte aufsuchte und dessen Anblick etwas Vertrautes war. Am markantesten an ihm war sein rundliches und auf eine regelmäßige Nahrungszufuhr hindeutendes Gesicht. Obwohl er schon als ich einzog hier wohnte sah er immer noch so aus als würde er bei seinen Eltern leben und nicht in einem besetzten Haus in dem sich die Selbstverständlichkeit täglichen Essens zu einer Ausnahme gewandelt hatte.

Neben ihm stand Dirk, der sich wie viele andere Punks seine kurzen Haare im Sid Vicious-Stil schwarzgefärbt und künstlich verstrubbelt hatte. Er betrachtete ein handliches Gerät mit zwei Kochplatten, welches irgendeiner nachdem wir endlich elektrischen Strom zur Verfügung hatten angeschleppt hatte.

»Na Meia, alles wieder frisch?«, fragte Locki zur Begrüßung und grinste mich an. »Gestern hast du echt viel Schnaps geöffnet und sahst gar nicht mehr so fit aus...«

»Kann passieren. Wenn mal ne Pulle zur Hand ist muss man halt zugreifen. Ist hier eigentlich irgendein Bier? Hab voll den Nachdurst...«

»Nee, hier ist kein Bier und ich weiß auch nicht wer welches hat.«

Dirk wandte seinen Blick von den Kochplatten ab und schaute mich an.

»Der Menno hat gestern ein paar Flaschen geholt, müsstest den mal fragen. Außerdem finde ich es echt schade, dass Menno nur Bier und keine Konserven oder sowatt gekauft hat. Total gerne würde ich mal watt Warmes essen statt immer nur Bier zu trinken. Jetzt wo wir die Kochplatten haben geht dass ja auch, aber leider stehen die nur seit einer Woche hier rum und sind noch nie benutzt worden.«

»Okay, dann gehe ich mal zu Menno hoch und frage ihn.«

»Der ist gerade im Hof, will dort nach irgendwatt schauen. Wenn du jetzt dorthin willst komme ich mit, wollte sowieso mal watt frische Luft schnappen.«

»Ich gehe auch mit, denn watt soll ich hier alleine?«, warf Locki eine mit einer rhetorischen Frage abschließende Willenserklärung ein und gemeinsam verließen wir wenige Augenblicke später die Küche.

Wir gingen durch den Flur und schon nach wenigen Schritten erreichten wir die an dessen Ende gelegene und zum Hinterhof führende Tür.

Energisch stieß Locki sie auf und gleißendes Sonnenlicht blendete uns.

Für einen kurzen Moment waren wir wie mit Blindheit geschlagen, aber schon wenige Sekunden später hatten sich unsere Augen an diese gravierende Änderung in der Beleuchtungsintensität gewöhnt und wir erkannten Menno, schritten auf ihn zu. Er drehte uns den Rücken zu und durchsuchte die oberste Kiste eines kleinen Stapels. Sie trugen deutliche Verwitterungsspuren, standen schon am Tag meiner Ankunft an der Hofwand und waren bestimmt auch schon in den vielen Monaten zwischen Auszug der alten Bewohner und der Besetzung durch wohnungslose Punks an diesem Ort gewesen.

Noch bevor jemand von uns ein Wort sagen konnte wandte er sich um und sah uns an.

»Schaut mal was ich gefunden habe«, sagte er statt einer Begrüßung und schwang mit sichtlichem Finderstolz ein rostiges Beil.

Sein ohnehin spitzes Gesicht wirkte spitzer als sonst. Die Haut der Wangen spannte sich straff und erzeugte einen Eindruck von Hohlwangigkeit, so als durchlitt er gerade eine Zeit andauernder Entbehungen oder großer Anstrengungen. Ich machte mir keine Gedanken darüber. Jener Effekt rührte von der überdurchschnittlich langen Kinnpartie her die das Gesicht länger und schmaler wirken ließ. Außerdem war dieser Anblick nichts besonderes, da er selbst bei Tätigkeiten die fürwahr nicht durch asketisches Verhalten gekennzeichnet waren (wie zum Beispiel ein längerer Kneipenbesuch nebst intensiven Konsum der angebotenen Getränke) schon nach wenigen Stunden an jemanden erinnerte der seit langer Zeit nichts mehr zu sich genommen hatte.

Dirk verzog missmutig das Gesicht, sah das rostige Beil nicht als einen überraschenden Gewinn an.

»Das können wir gut brauchen, wir haben bislang keines«, fuhr Menno erfreut fort.

Aber auch Locki konnte Mennos Begeisterung nicht teilen und antwortete mit einem kritischen Vergleich.

»Zuhause im Keller hatten wir aber ein besseres Beil...«

»Wir sind jetzt hier Zuhause. Kannst ja wieder zu deinen Eltern ziehen wenn du unbedingt in der Nähe eines guten Beils wohnen willst!«

»Apropos Beil«, meldete sich Dirk zu Wort. »Der Meia sucht ne Pulle Bier. Hast du noch welches?«

Die Art und Formulierung des abrupten Themenwechsels war typisch für ihn, basierte sie wohl auf einer allen anderen Menschen verborgen bleibende gedankliche Querverbindung zweier unterschiedlicher Themen.

»Zwei Flaschen habe ich noch oben in meinem Zimmer. Ich kann ihm gleich eine leihen und hochgehen wenn ich hier fertig bin.«

»Danke, kriegste auch heute noch wieder. Ich hab noch ein paar Mark und hole später neues...«, beeilte ich mich zu sagen, verstummte allerdings wieder als Menno plötzlich seine Aufmerksamkeit von mir abwandte und auf Locki schaute.

Dieser hatte sich an eine Hofwand gestellt und nestelte am Reißverschluss seiner Hose herum.

»Watt machst du da?«

»Ich muss dringend pissen!«, antwortete Locki. »Und da ich keinen Bock hab extra bis zum Klo zu laufen mache ich das schnell hier.«

»Könntest du bitte nach draußen auf die Wiese gehen? Ich mag es nicht wenn einer in ein Zimmer pisst in dem ich bin...«

»Aber datt is doch kein Zimmer, sondern ein Hof. Und wir sind hier draußen.«

»Datt is egal. Mir kommt datt hier wie ein Zimmer vor, hat zwar keine Decke aber dafür vier Wände und ist ungefähr so groß wie ein richtiges Zimmer.«

Locki schüttelte den Kopf, aber nicht aus Weigerung der Bitte nachzukommen, sondern weil er die dahinter stehenden Gedanken nicht nachvollziehen konnte.

Er öffnete eine kleine Holztür die den rückwärtigen Ausgang des Gebäudes samt Hof darstellte und zu der freien Fläche hinter dem Haus führte. Erstaunen erfüllte uns, denn anstatt dem gewohnten Bild einer grünen Wiese war diese von Schafen bedeckt die ungefähr fünfzig Meter von uns entfernt zu einer Herde zusammenballt vorüber zogen. Die Tiere wanderten langsam voran, gingen nur ein kleines Stück um danach den Kopf sinken zu lassen und etwas von dem sprießenden Gras zu fressen. Ab und an ließen die einzelnen Schafe ein meckerndes Blöken erklingen. Irgendwie klang es als würden sie sich lauthals über den Geschmack der Nahrung empören.

Sofort traten wir um den ungewohnten Anblick besser betrachten zu können hinaus und standen schweigend auf der Wiese.

»Wenn ich diese Viecher sehe muss ich an Essen denken...«, sagte Dirk wenige Augenblicke später und zeigte den geistesabwesenden Blick eines Menschen der sich an vergangene Ereignisse erinnerte. »Meine Mutter hat öfter Schafskeule gemacht. Das hat richtig geil geschmeckt, mir läuft schon beim Gedanken daran das Wasser im Mund zusammen. Und jetzt gibt's echt nur selten was Richtiges zu essen. Eine Schafskeule wäre jetzt echt toll... Hmn... Der Typ da hinten ist doch bestimmt der Schäfer. Soll'n wir nich' mal dahin stiefeln und den fragen ob er uns ein Schaf abdrückt?

Der hat doch so viele und eins weniger kann der bestimmt locker verkraften.«

Menno antwortete direkt auf den Vorschlag.

»Das ist doch Vollquatsch! So ein Schaf is' doch watt anderes als 'ne Mark. Der Schäfer würde uns watt husten statt son Teil rüberwachsen zu lassen. Da kann ja jeder kommen und irgendwann hat der Schaffreak keine Herde mehr.«

Auch Locki reagierte auf diese Wunschäußerung, allerdings nicht mit Worten sondern mit praktischen Taten. Er näherte sich einem vereinzelt Tier welches sich in seinem Kombinationstrott aus Fortbewegen und Fressen von der Herde entfernt und sich unserem Anwesen deutlich genähert hatte.

Vergessen war sein noch vor wenigen Minuten dringender Wunsch zu pinkeln und anstatt die Wiese zu nässen scheuchte er das verirrte Schaf in Richtung der offen stehenden Hoftür. In stummer Absprache bildeten wir einen Halbkreis und gingen auf das Tier dem nur der offen stehende Eingang als einzige Fluchtmöglichkeit blieb zu. Es machte was wir erreichen wollten und verschwand im Innern, rannte blindlings in die Falle. Sofort gingen wir alle hinterher und Locki schloss von innen die Tür.

»Jetzt haben wir zwar ein Schaf aber immer noch keine richtige Schafskeule zu essen«, meinte Dirk und betrachtete das neben den Kisten stehende Tier. Es wirkte irgendwie gehetzt und obwohl ich mich schwer tat aus dessen Mimik Rückschlüsse auf die dominierenden Gefühle zu ziehen erschien mir dessen Blick deutlich angsterfüllter zu werden als es uns und uns als die Verfolger erkannte.

Der Anblick des Felles überraschte mich, war er doch völlig anders als auf den mir bekannten Bildern. Dort wurde es fast immer in einem sehr hellen Weiß dargestellt, aber in der Realität sah es anders aus. Stellenweise war es verschmutzt, wies einen deutlichen Stich ins Gelbliche auf. Die Haare an der Unterseite des Rumpfes waren besonders dreckig, hingen strähnig und in brauner Farbe herab. Vielleicht war dieses eine Schaf eine Ausnahme und im Gegensatz zu seinem Mitschafen von einer grundlegenden Abneigung gegenüber Fellpflege erfüllt, aber ich glaubte nicht an eine solche Möglichkeit und so schnell wie mir der Gedanke gekommen war verwarf ich ihn

auch wieder. Schließlich war es auch völlig falsch von Bildern in der Werbung gezeigten Menschen auf das reale Aussehen von Menschen zu schließen, und was in diesem Fall für Menschen galt war auch sicherlich bei Tieren anzunehmen.

Locki sah die Sache optimistischer, in dem Tier eine potentielle Mahlzeit und wartete mit einem Vorschlag für das weitere Vorgehen auf.

»Aber vier Rohkeulen haben wir und jetzt können wir anfangen das Frühstück zuzubereiten. Die Beine sind ja noch an dem Schaf dran, also müssen wir zuerst datt Schaf irgendwie totmachen und dann können wir mampfen.«

»Das ist logisch, wir können ja nicht darauf warten bis es an Altersschwäche stirbt...«

»Wie geht denn datt mit dem totmachen am besten?«, fragte ich neugierig um zu erfahren ob sich Locki schon weitere Gedanken gemacht hatte.

Dirk fühlte sich angesprochen und zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Hab noch nie ein größeres Tier als eine Spinne gekillt, erst recht noch nie nen Schaf geschlachtet.«

Statt einer Antwort handelte Locki und rannte auf das Schaf zu. Das erschreckte Tier starrte ihn kurz an, dann ergriff es die Flucht und lief seitwärts davon. Locki verfolgte es, rannte hinter ihm her. In welche Richtung sich das Schaf auch wandte es nutzte nichts, der Mensch blieb auf seinen Fersen.

Da die eng beieinander liegenden Hofwände schon nach wenigen Schritten eine Richtungsänderung bedeuteten und jede Seite durch ein unüberwindbares Hindernis gekennzeichnet war blieb dem Tier nichts anderes übrig als in der Hofmitte zu bleiben und immer wieder aufs Neue die gleiche Runde zurückzulegen.

Die Szenerie bot ein absurdes Bild. Zum einen war dort die panisch im Kreis rennende Schafskeulenhaltung der man leicht ansehen konnte nicht gewillt zu sein einen Beitrag zu einer außergewöhnlichen Mahlzeit zu leisten. Zum anderen der das Schaf verfolgende Punk welcher zudem immer wieder versuchte es zu treten. Leider blieben Lockis Bemühungen erfolglos, denn das zum Hauptdarsteller im Lustspiel

"Frühstück" erkorene Tier wich den schweren Stiefeln beständig aus und er trat nur Luftlöcher.

Aber ich konnte mir sowieso nicht vorstellen, dass ein einfacher Tritt schon ausreichend war um ein lebendes Schaf ins Jenseits zu befördern und bewertete rasch die praktizierte Zubereitungsmaßnahme als sinnlos. Ein Angriff der einem kleinen Tier wie einer Maus einen baldigen Tod bescheren konnte war sicherlich bei einem Exemplar einer größeren Gattung ohne jegliche Wirkung.

Schließlich erkannte Locki die Ergebnislosigkeit seiner Bemühungen, stellte sein Unterfangen ein, blieb schwer atmend stehen. Das Schaf rannte noch einige wenige Meter, bemerkte dann nicht mehr verfolgt zu werden und kam an einer anderen Stelle der Wand zur Ruhe. Seine Flanken zitterten vor Anstrengung. Offensichtlich waren Aktionen dieser Art selbst für ein fluchtorientiertes Herdentier ungewöhnlich.

Locki sah unsere kritischen Blicke sowie den spöttisch lächelnden Menno und rechtfertigte sich.

»Anfang des Jahres hab ich zweimal inner Zeitung gelesen, dass jemand totgetreten wurde. Ich dachte mir was bei einem Menschen geht muss bei einem kleinen Tier wie einem Schaf noch leichter gehen...«

»Dass geht aber nur wenn dass Opfer regungslos am Boden liegt«, warf Dirk kritisch ein.

»Also müsste man dass Schaf irgendwie überreden sich auf die Erde zu legen damit wir es in Ruhe tottreten können...«

Menno schüttelte ablehnend den Kopf, so als ob er einen erstzunehmenden Vorschlag gehört hätte den er für völlig absurd und undurchführbar hielt. Dem war natürlich nicht so, denn am Tonfall der Worte und Lockis angedeutetem Grinsen dabei war leicht anzumerken seine Idee selbst für nicht realisierbar und die Aussage für eine Art von Witz zu halten.

»Ich habe ein Messer dabei, kannst es ja mal damit versuchen«, schlug Dirk vor und fügte hastig eine Erklärung hinzu. »Normalerweise habe ich kein Messer mit, jedenfalls wenn ich nur in Bonn unterwegs bin, da reicht 'ne Gaswumme voll aus. Mit einem Messer kann man ja schließlich jemand töten und das will ich nicht. Aber hier ist alles gröber und

damit fühlt man sich sicherer. Mit 'nem Messer könnte datt vielleicht klappen.«

Dirk zog aus einer Tasche seiner Lederjacke ein Messer hervor und hielt es gebenswillig auf Locki zugestreckt. Es sah wie eines jener Fahrtenmesser aus das man in jungen Jahren unbedingt haben wollte und dessen Besitz glücklich machte. Jahre später und in einem charakterlich reiferen Alter wertete man es oft als minderwertig und seinen damaligen Wunsch danach als typisch für das Begehren eines kleinen Jungen der den Besitz eines solchen Messers als einen wichtigen Schritt in seiner Entwicklung zu einem Mann ansah.

Die ungefähr fünfzehn Zentimeter lange Klinge blitzte im Sonnenlicht als Locki es dankbar nickend ergriff, sich umdrehte, das Schaf kurz anblickte und sich dann mit erhobenem Messer in dessen Richtung stürzte. Das Tier sah die angreifende Gestalt und reagierte sofort. Erneut versuchte es vor dem Angreifer zu flüchten, rannte in die Mitte des Hofes, änderte wieder angesichts der Wand seine Fluchtrichtung, wandte sich zu Seite. Aber auch in dieser Richtung endete angesichts einer hohen Mauer jede Fluchthoffnung bereits nach wenigen Schritten und das Schaf sah sich zu einer weiteren Richtungsänderung gezwungen. Da diese auch keine reelle Entkommenschance ermöglichte folgte rasch ein vierte. Danach erreichte es nach einigen Metern die Stelle des ersten Richtungswechsels, hatte also die erste Runde einer endlosen Kreisbahn zurückgelegt.

Locki rannte hinter dem im Kreis laufenden Schaf her und folgte ihm dichtauf. Sein Anblick erinnerte mich an ein sinnlos immer wieder die gleiche Strecke fahrendes Spielzeugauto oder an einen Sträfling der monoton seine Runden im Innenhof eines Gefängnisses drehte.

Allerdings rief nur der eng begrenzte Fortbewegungsspielraum Assoziationen zu einem Dauerinhaftierten hervor, denn Locki trug statt gestreifter Oberbekleidung eine schwarze Lederjacke und legte seinen Weg nicht gemächlich sondern in einem ihm größtmöglichen Tempo zurück. Außerdem war er bewaffnet, was den gravierendsten Unterschied zu einem Häftling darstellte. Die

Waffe diente offenkundig der Benutzung und er versuchte immer wieder auf das vor ihm laufende Geschöpf einzustechen.

Meistens ging es daneben, aber nach einigen Fehlversuchen traf er. Leider war es nur der Rumpf und keine tiefgehenden Verletzung die ein sofortiges Ende der Verfolgungsjagd bewirkt hätte. Dennoch konnte man an der durch austretendes Blut rotgefärbten Wolle eine gewisse Wirkung erkennen.

Zum ersten Mal gab das Schaf einen Laut von sich und blökte vor Schmerzen und Angst als das Messer in seine Haut eindrang. Trotzdem lief es weiter, wurde durch die Wunde nicht an einer Fortsetzung seiner Flucht gehindert. Locki versuchte es erneut, stach beim ersten Versuch daneben. Der zweite war dann erfolgreich. Das Messer bohrte sich in das Tier, aber wieder nur in den Rücken und wieder nicht tief genug, denn die Wirkung beschränkte sich auf ein schmerzhaftes Blöken und dem Austritt von Blut. Nur leicht verletzt setzte das vierbeinige Frühstück sein Davonlaufen fort.

Nach einem weiteren Fehlversuch blieb Locki erschöpft stehen, ließ das blutige Messer sinken. Das nur selten erreichte Objekt seiner Begierde rannte noch einige Meter weiter, bemerkte dann nicht mehr verfolgt zu werden, blieb ebenfalls stehen und schaute seinen Häscher an. Dessen Flanken (die des Schafes, nicht Lockis) beben sichtlich stärker und zwei sich verbreiternde Blutflecken tränkten mit ihrer rötlichen Farbe die gelblich-weiße Wolle. Zudem dominierte ein deutlicher Ausdruck von Angst den Blick des Schafes.

»So geht datt nich'. Datt Scheiß-Vieh bleibt einfach nich' stehen und nur dann würd' datt Messer watt bringen. Ich brauche irgendwatt Besseres...«, kommentierte der Schafhetzer enttäuscht.

Wortlos ergriff Menno das hinter ihm auf der obersten Kiste liegende Beil und reichte es Locki. Dieser nahm es sichtlich dankbar über die Hilfe an sich und gab Dirk das noch blutige Messer zurück.

Ohne die Möglichkeit zu einer Pause zu nutzen stürzte Locki erneut auf das Schaf zu, das erschrocken zum dritten Mal losrannte um den Abstand zwischen sich und dem Menschen zu wahren.

Diesmal hat er schnell Erfolg. Schon nach dem ersten Richtungswechsel traf er den Kopf des Schafes. Locki hatte die Wendung vorausgeahnt, noch vor dem flüchtenden Zukunftssessen die Richtung gewechselt, befand sich zu dessen Überraschung neben und nicht hinter dem Tier.

Entschlossen zielte er und schlug zu. Der Metallkeil traf mit dem Kopf eine Stelle die das hektische Gerenne sofort beendete. Das Schaf sackte zusammen. Blut trat aus einer breiten Wunde zwischen den Ohren hervor und da es sich nicht bewegte hoffte ich auf dessen Tod welcher einen deutlichen Schritt in Richtung eines opulenten Mahles darstellte.

Allerdings währte diese Hoffnung nicht lange, denn nur nach wenigen Augenblicken regten sich die Beine des Schafes, wie um den Wunsch nach einer Fortführung seiner Flucht anzudeuten. Es war zwar mehr ein Zucken denn eine kraftvolle Bewegung aber dennoch war es offensichtlich noch nicht richtig tot.

Erneut schlug Locki zu, zielte auf den Hals des Tieres. Er traf und die breite Klinge drang in das weiche Fleisch knapp oberhalb des Rumpfes. Offensichtlich hatte er all seinen Ärger über die unerwartete frühspornliche Betätigung und die hinter ihm liegenden Fehlversuche in Kraft umgewandelt und besonders stark zugeschlagen. Einen immer breiter werdenden Spalt erzeugend bohrte sich das Beil in die untere Halshälfte. Rasch zog er es heraus und hob es erneut. Für wenige Sekundenbruchteile glaubte ich den Erdboden darunter erkennen zu können. Ein Anblick der schon einen Wimpernschlag später Vergangenheit war, denn Unmengen von Blut schossen hervor und verdeckten die Sicht.

Mit einem seltsam klingenden Wimmerlaut – so als würden ihm seine eigenen Handlungen gleichzeitig leidtun und entsetzen – wiederholte Locki sein Zuschlagen ein zweites, drittes und viertes Mal. Der letzte Hieb durchtrennte die Wirbelsäule und ein schier endloser Strom von Blut trat aus dem kopflosen Rumpf hervor, breitete sich zu einer großen Lache aus, versickerte langsam im Sand.

Locki richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf und eine tiefe Leere prägte seinen Blick. Ich versuchte in den

Augen Spuren der Freude und des Triumphes nach Erreichung eines lange anvisierten Zieles zu finden, konnte in ihnen aber allerhöchstens nur Erstaunen über die Wirkung seines Handelns erkennen.

»Ich möchte jetzt das Fell abziehen und die Gedärme rausmachen«, ergriff Menno das Wort und bat Dirk um das Messer.

Bevor wir fragen konnten erklärte er warum er diese Tätigkeit übernehmen wollte.

»Mein Vater ging früher immer am Wochenende auf die Jagd und da hab ich oft zugeschaut wie es gemacht wird. Später als ich älter war durfte ich es manchmal selbst machen und habe ein totes Tier küchenfertig zubereitet.«

Ohne auf unsere Reaktion zu warten begann er sofort zielgerecht zu handeln, machte in Höhe des immer noch blutenden Halsstumpfes einige schnelle Schnitte und schlitzte mit einer langen Bewegung das Fell an der Bauchseite auf.

Gerade letzteres ließ einige unangenehme Erinnerungen in mir hochkommen. Als kleines Kind hatte ich einmal eine Schweineschlachtung in einem Bauernhof in meiner damaligen Nachbarschaft beobachtet. Dazu hatte der Bauer das tote Tier neben den Misthaufen in den direkt an der Straße liegenden Hof befördert und mit einem ähnlichen Schnitt dessen Leib aufgeschlitzt. Unter den neugierigen Blicken vieler Kinder hatte er nacheinander und langsam – so als ob er alles seinen Zuschauern präsentieren wollte – dem aufgeschnittenen Schweinekörper einzelnen die Innereien entnommen und auf den Misthaufen geworfen. Hatte am Anfang noch Erstaunen über den unbekanntes Inhalt eines Schweinekörpers vorgeherrscht, so war mir spätestens als er den wirren Wust der schlauchartigen Gedärme ins Freie gezogen hatte fürchterlich schlecht geworden und ich musste auf der Stelle nach Hause laufen. Den ganzen Tag hatte ich nichts essen können und selbst beim Anblick der Wurst im Kühlschrank an Gedärme gedacht.

Das sollte mir heute nicht passieren denn ich wollte in Kürze noch etwas essen und freute mich schon auf den baldigen Genuss einer Schafskeule. Jener war wirklich etwas noch nicht hier Erlebtes und es wäre mehr als ärgerlich

gewesen auf diesen wegen Unwohlsein willentlich zu verzichten.

»Ich gehe in die Küche«, sagte ich zu Locki und Dirk, die Menno neugierig zuschauten. »Datt möchte ich nicht sehen, denn dann wird mir schnell mulmig und ich kann nix mehr essen... Also setze ich mich besser dort an den Tisch und rauche 'ne Kippe.«

Die beiden nickten verständnisvoll, ich wandte mich um, betrat das Haus, ging schnellen Schrittes durch den Flur und in die Küche.

Nur wenige Augenblicke nachdem Menno das Messer zum ersten Mal angesetzt hatte saß ich auf einem wackeligen Stuhl und drehte mir eine Zigarette.

Ich verdrängte alle Gedanken an lange zurückliegende unangenehme Erlebnisse, stützte meine Arme auf den alten Küchentisch den einer vom letzten Sperrmüll geholt hatte und zündete meine Zigarette an.

Die für diesen Raum ungewöhnliche Stille aufgrund einer fehlenden Beschallung durch Musik fiel mir unangenehm auf. Der Kassettenrecorder schwieg. Entweder war die Kassette abgelaufen oder die frisch gelegte Stromleitung entdeckt und unterbrochen worden. Um den Grund der Lautlosigkeit schnell und einfach feststellen zu können drehte ich das Tape auf die andere Seite und drückte den "Play"-Knopf. Nach einigen bängen Sekunden des Wartens erklang die kratzige Stimme des "Daily Terror"-Sängers und der Mann namens "Pedder" sang den in Punkkreisen beliebten Slogan "Kein Führer".

Zufrieden lehnte ich mich zurück, bedacht darauf, nicht durch eine zu rasche Gewichtsverlagerung ein plötzliches Zusammenbrechen des Stuhles hervorzurufen.

Als ich mir einige Minuten später die zweite Zigarette drehte betraten die Menno, Dirk und Locki die Küche.

So schnell hatte ich nicht mit ihnen gerechnet. Auch ohne jegliche Ahnung über die Dauer eines Schafzerlegens hatte ich im Geiste einen größeren Zeitaufwand angenommen.

Dirk trug die vier Beine des Schafes und grinste voller Vorfreude.

»Datt ist echt schnell gegangen, der Menno war im Nu fertig. Mit dem Beil konnten die Beine abschlagen werden und die Hufe hat er auch direkt abgemacht«, informierte er mich.

»Ich geh dann mal datt Bier holen«, sagte Menno der durch meinen Anblick an ein gegebenes Versprechen erinnert wurde und verließ die Küche direkt wieder.

Während Locki sich ebenfalls an den Tisch setzte und dessen rundliches Gesicht Befriedigung über das Erreichte und gespannte Erwartung einer unverhofften warmen Mahlzeit ausdrückte kramte Dirk in dem kleinen Schränkchen auf dem das Gerät mit den beiden Kochplatten stand.

Nach nur kurzem Suchen fand er das Erwünschte und hielt eine zerbeult aussehende Pfanne in den Händen.

»Die wird wohl groß genug sein«, murmelte er, stellte sie auf eine der Kochplatten und legte die vier Schafskeulen hinein.

Plötzlich öffnete sich die geschlossene Küchentür und statt des Anblicks eines bierflaschenträgenden Mennos erschien die noch verschlafen wirkende Spinne in der Tür. Offenbar war sie eben aufgewacht. Gerade weil ihr Gesicht wie bei vielen Menschen kurz nach einer stundenlangen Phase des Schlafes minimal aufgedunsen wirkte fand ich sie in diesem Augenblick noch attraktiver als zuvor. Besonders ihre Lippen sahen voller als auf den Bildern meiner Erinnerung aus und ließen die gesamte Person fast schmerzvoll begehrenswert erscheinen.

»Morgen! Was gibt es zum Frühstück?«, fragte sie.

»Morgen. Heute gibt's Schafskeule«, antwortete ich schnell bevor jemand anders sich durch diese Frau angesprochen fühlen konnte. »Es geht halt nix über ein richtig kräftiges Essen vor der Arbeit.«

Ich tat so als wäre beides eine Alltäglichkeit für uns, eine Art von morgendlichem Ritual bevor das Tagwerk angegangen wurde. Trotzdem kam ich mir etwas großspurig vor, denn die Realität sah völlig anders aus.

»Ihr lebt ja hier... Gibt es keine Brötchen?«

»Brötchenfrühstück ist für Spießer!« grinste ich und mein Grinsen verstärkte sich als Menno die Küche betrat und mit zwei Flaschen Bier hereinkam.

»Aaahh, flüssiges Brot! Das ist geil, denn eine leckere Mahlzeit wird ja bekanntlich durch ein passendes Getränk geschmacklich abgerundet.«

»Ich hatte auch gern eine Pulle. Kannst du mir auch ein Bier geben?«, fragte Spinne zu Menno gewandt.

Der Träger der beiden Flüssigkeitsbehältnisse schüttelte den Kopf.

»Nee, ich hab nur die zwei, und die eine ist für mich und die andere für Meia.«

»Schade. Na ja, egal, dann gehe ich gleich schnell zu meinem Rucksack, denn da ist noch ein Reservebier drin.«

Ich betrachtete ihr ausgesprochen hübsches Gesicht und die Rundungen ihrer sich unter dem T-Shirt abzeichnenden Brüste.

»Wenn du Bock hast kannst du heute Abend wieder bei mir pennen. Is' besser als inner Penntüte und übermorgen ist Geschenktag... äh Sperrmüll... und da findet sich bestimmt was, 'ne Couch oder ein richtiges Bett. Außerdem wollte ich dort sowieso schauen, vielleicht sind einige Möbel dabei die meinen Ansprüchen genügen.«, offerierte ich ihr.

»Du solltest eigentlich nehmen was du findest, du hast doch noch keine Möbel.«

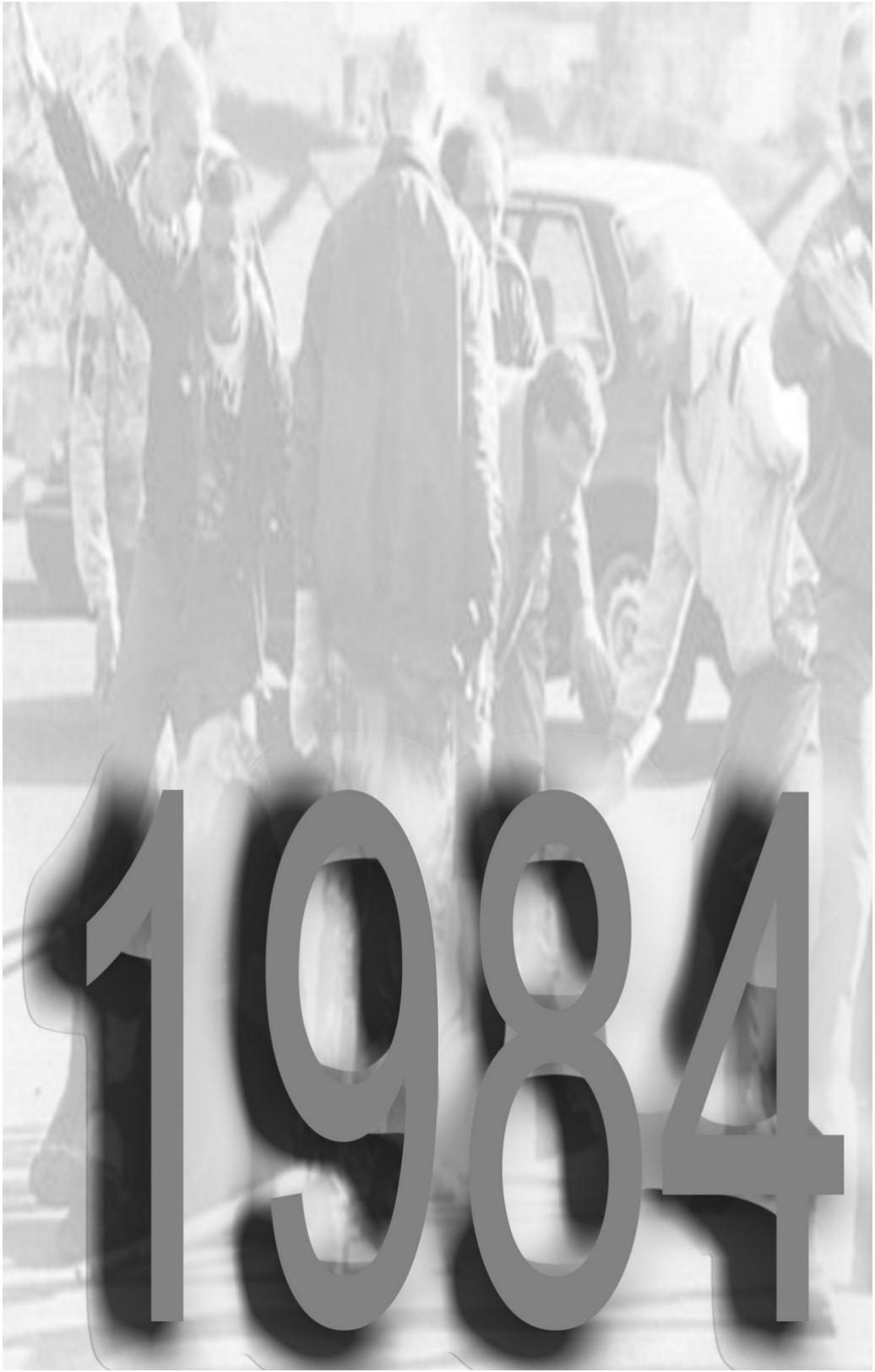
»Wenn ich nicht so wählerisch wäre könnte meine Bude schon lange voller Möbel sein. Aber ich nehme nicht alles, möchte nur besonders schöne Dinge dort sehen. Das gilt übrigens nicht nur für Möbel sondern auch für Menschen und ich bin mir sicher bisher alles richtig gemacht zu haben.«

Sie lächelte mich an.

»Das ist auch meine Meinung. Man soll halt nix überstürzen. Wie heißt es so schön... "Eile mit Weile" oder so...«

Ich nickte und freute mich auf heute Abend, dachte allerdings dabei weniger an das Schlafen an sich und vielmehr an die Zeit davor.

»Liebe soll ja durch den Magen gehen. Vielleicht ist das bei Sex auch so...«, überlegte ich hoffnungsvoll.



1984

ZWEI FLÜCHTIGE BEGEGNUNGEN

Es war an einem lauen Frühlingsnachmittag des Jahres 1984 als ich zwischen den Wohnblocks einer Vorortsiedlung hindurchmarschierte. Meine dunkelbraunen, uralten Armeestiefel traten achtlos auf die Halme der Rasenflächen die zwischen den einzelnen Häusern angelegt worden waren und ich hielt mich absichtlich nicht an die vorgegebenen gepflasterten Wege.

Hier sah alles so absolut gleich aus, die Bauweise der Häuser, ihre leicht schräg versetzte Anordnung zu den zwischen den Blocks verlaufenden Straßen, der Rasen, die vereinzelt gepflanzten Bäume. Auch der nahe Waldrand, der einen flüchtigen Einblick in ein buntes Gemisch verschiedenartiger Bäume bot, konnte den allgegenwärtigen Hauch von ewiger Monotonie nicht vertreiben.

Ohne meinen Schritt zu verlangsamten betrachtete ich geistesabwesend die langsam abblätternde, lindgrüne Farbschicht eines Balkons und die an der Brüstung befestigten Blumenkästen. Auf irgendeine unerklärliche Art und Weise griff die Monotonie dieser Sozialwohnungssiedlung auch auf ihre Bewohner über, trieb sie zu unerklärlichen Taten. Praktisch alle Mieter behingen ihre Balkonbrüstungen mit Kästen voller quietschend bunter Blumen, stellte ihre engen Balkons mit Campingstühlen und -tischen voll und quetschten als Krönung ihrer Kreationen einen schreiend bunten Sonnenschirm dazwischen. Bevorzugt an sonnigen Frühlings- und Sommerwochenenden saßen die Bewohner der Rheinlandsiedlung dann dort, wähten sich an einem Platz an der Sonne und dösten zu gedämpften Radioklängen vor sich hin. Meistens waren es die Ehegattinnen die an einem Samstagnachmittag als erste auf dem Balkon Platz nahmen, gesättigt und aufgequollen durch ein reichhaltiges Mittagsmahl, um müde durch die Blumenstängel ins Nichts zu glotzen. Ihre Ehemänner gesellten sich in der Regel etwas

später zu ihnen, denn vorher jagte sie ein unbändiger Trieb auf die Straße, um einem rheinlandsiedlungstypischen Ritual zu frönen, der Autowäsche. Als ich dies vor einigen Jahren zum ersten Male sah wollte ich es nicht glauben, dachte dies könne nicht wahr sein, dies müsste eine gewollte satirische Inszenierung sein, eine Art von Performance.

Bei fast allen am Straßenrand geparkten Wagen standen die Türen offen, die Autoradios waren ausnahmslos auf hohe Lautstärke gestellt und brachten alle den gleichen Sender, WDR 2, der Samstagnachmittags die Spiele der Bundesliga teilweise live übertrug. Die Besitzer der Autos indessen schrubbten an ihren Karossen herum, benässten sie mit Wasser aus Gartenschläuchen, rieben und wienerten, polierten und wischten.

In den Rinnsteinen sammelte sich ein langer Strom schaumigen Wassers und über allem lag überdimensional laut das erregte Geschrei weit entfernter, unsichtbarer Radiokommentatoren.

Eilig bog ich um die Ecke eines dreistöckigen Häuserblocks.

Mittlerweile hatte ich mich an die kollektive, hysterische Autowäsche gewöhnt, betrachtete sie schon fast als ein unabwendbares Naturereignis, aber trotzdem war ich froh, dass heute nicht Samstag war.

Ich beschleunigte meinen Schritt und zertrat mit Absicht zwei Gänseblümchen die zwischen den Grashalmen hervorragten.

Nur noch knapp zweihundert Meter.

Damals, vor sieben Jahren, als meine Eltern und dadurch auch ich hierherzogen, traute ich mich in den ersten Wochen nicht den abkürzenden Weg zwischen den Blocks hindurch zu wählen. Lieber schritt ich die Straße entlang und achtete auf die Häusernnummern, um in der ungewohnten Umgebung unser Wohnhaus wiederzufinden. Für einen Ungeübten, einen Neuhinzugezogenen, war es zu Anfang immer schwierig sich hier zu orientieren. Aber mit der Zeit legte sich das, ich lernte die kleinen Unterschiede zwischen den einzelnen Blocks kennen und konnte mich bald sicher und einfach durch diesen kleinen Irrgarten bewegen.

Obwohl es nicht allzu warm war schwitzte ich ein wenig unter meiner alten, zerschissenen Bundeswehrjacke mit dem "Eat the Rich"-Aufnäher am rechten Ärmel. Auf der Stirn bildeten sich einige kleine Schweißtröpfchen und meine strähnigen Haare, die ich vor drei Tagen nach dem Waschen dick mit Seife eingeschmiert hatte, fühlten sich etwas schleimig an wenn sie meine Stirn oder Ohren berührten.

Richtig wohl fühlte ich mich nicht, was sicher auch an den Nachwirkungen der vergangenen drei durchgefeiert und -gesoffenen Tagen in Bonn lag. Mein Kopf brummte immer noch ein wenig, ich fühlte mich etwas schlapp und der Gedanke daran gleich meinen Eltern zu begegnen versetzte mich auch gerade nicht in Hochstimmung. Ich wusste genau was mich erwartete: Missbilligende Blicke, hämische Fragen ob ich auch noch hier wohnen würde und die oft wiederholte Aufforderung ich sollte doch jetzt wo ich doch endlich eine Lehrstelle hatte mal langsam vernünftig werden und mit der "Punkerei" aufhören. Sie verstanden einfach überhaupt nichts, hielten mich für missraten und wunderten sich darüber, dass ich morgens nicht mit einem Lächeln aufstand, froh darüber einen Job zu haben und endlich einen Fuß in die Berufswelt setzen konnte, sondern mürrisch und missmutig meinen Kaffee schlürfte und mich jeden Tag aufs neue zwingen musste mich auf den Weg in Richtung Fabrik zu begeben und den Tag mit sinnlosen Tätigkeiten zu verschwenden. Sie verstanden nicht, dass ich manchmal sogar schon Freitagnachmittags direkt von der Arbeit nach Bonn fuhr und erst sonntags wiederkam... Meine Reaktion auf diese Begrüßung lag auch im vornherein schon fest, ich würde einige genervte, brummelige Laute von mir geben, mir aus dem Kühlschrank etwas Essbares nehmen und mich dann in meine kleines, schmutziges Zimmer zurückziehen und als erstes die Vorhänge wieder zuzuziehen die meine Mutter in meiner Abwesenheit mit Sicherheit aufgerissen hatte.

Wirklich kein Grund sich wohl zu fühlen.

»Hallo!«, sagte plötzlich eine Stimme.

Ich blieb abrupt stehen.

Vor mir stand ein junges, vielleicht sechzehn Jahre altes Mädchen und lächelte mich an.

Ich schwieg überrascht. Fast hätte ich sie eben umgerannt, da ich bei meinen letzten Schritten angesichts der Vorfreude nach Hause zu kommen den Kopf gesenkt und trübsinnig die Grashalme betrachtete hatte.

»Du wohnst doch da drüben?«

Sie machte eine flüchtige Handbewegung in Richtung irgendeines Hauses. Ihre Frage ähnelte mehr einer Feststellung und diente offensichtlich nur dazu mich zum antworten zu nötigen.

Ich fühlte mich eingeengt und nickte nur, betrachtete sie dafür aber genauer. Ihr etwas unauffälliges, ungeschminktes aber eigentlich doch recht hübsches Gesicht wurde umrahmt von schulterlangen, braunen Haaren, die sie in recht unspektakulärer Art als mitttelgescheitelte Frisur trug. Auch ihre Kleidung belegte, dass sie keinen besonders übersteigerten Wert auf eine auffällige Erscheinung legte, mit Sportschuhen, leicht verwaschener, aber unbeschädigter Jeans und Schlabbelpullover wirkte sie wie tausende anderer Teenager dieser Zeit die sich noch eher von der langsam aussterbenden Hippiemode angezogen fühlten anstatt ein aufgedonnertes Discomausimage zu pflegen.

Sie bewegte ihren Oberkörper etwas, schaute mir interessiert direkt in die Augen und unter ihrem Pullover bewegten sich dabei ihre erstaunlich großen Brüste die offensichtlich durch keinen Büstenhalter eingeengt wurden. Ich blickte einen Sekundenbruchteil auf diese runden Bälle, ein sehnsüchtiges Gefühl huschte für einen Augenblick durch meinen Körper und ich fühlte mich immer unwohler. Meine Beziehung zu Frauen hatte sich in den letzten ein bis zwei Jahren in eine verkrampte Passivität verwandelt, beschränkte sich zumeist auf ein distanziertes Bewundern und einem Gefühl der Chancenlosigkeit. Ich stand dem anderen Geschlecht meist schweigend gegenüber und glaubte mich zu einem asexuellen Wesen zu entwickeln. Der Alkohol unterstützte meine seltsame Art der Triebverleugnung. Nur äußerst selten näherte sich eine Frau mir derartig, und immer

reagierte ich mit einer Mischung aus Angst und Unglauben, suchte sofort mein Heil in der Flucht.

»Wie heißt denn du?«, fragte sie mit angenehm heller Stimme und in mir verkrampfte sich wieder alles.

»Zehn vor drei«, antwortete ich mürrisch meine Unsicherheit überspielend und der Wunsch, mich sofort in meinem dunklen Zimmer zu verkriechen wurde übermächtig.

Mit einer Mischung aus Überraschung und Amüsiertheit blickte sie mich an und durch ihr offenkundiges Interesse an meiner Person geriet ich ein wenig in Panik, marschierte schnellen Schrittes an ihr vorbei, ließ sie verduzt stehen und ich eilte zu der elterlichen Wohnung, glaubte dabei förmlich ihren Blick auf meinem Rücken zu spüren...

Einige Wochen später, ich saß mal wieder am Kaiserplatzbrunnen bei den anderen Punks und schüttete billigen Wein in mich hinein, hatte diese Episode eigentlich schon vergessen. Seit fast drei Stunden hockte ich auf den braun-roten, glänzenden Steinen der Brunnenumrandung, hinter mir plätscherte das Wasser in einem unendlichen, monotonen Kreislauf und einige leere Bierdosen schwammen wie kleine Schiffe in dem grünlichen Wasser. Mittlerweile hatten sich etwa zwanzig Punks versammelt, tranken, redeten, lachten und aus einem ziemlich zerdeppert aussehenden Ghettoblaster tönte kratzige Punkmusik. Dies war genau der Ort an dem ich mich aus unerklärlichen Gründen einfach wohl fühlte, zwanglos die Sonne und die wechselnden Eindrücke genießend dasaß, im Gegensatz zu dem hektischen Treiben um mich herum dem Tage langsam aber sicher Sekunden, Minuten und Stunden klauend und motivationslos auf "Nichts" zu warten. Ich wusste genau, dass dieser Tag wie immer in einen Abend und wie immer in ein noch nicht feststehendes Stadium der Trunkenheit münden würde, ich heute Abend die Auswahl zwischen einer Schwarzfahrt in der S-Bahn Richtung Siegburg oder dem Auskosten der warmen Nachtluft auf einer Parkbank am Rheinufer haben würde und sah diesen Ablaufplan genauso als völlig normal und absolut unabänderlich an wie meine Eltern ihr allabendliches, händchengefaltetes Beten.

»Der Penner heute Mittag war echt die Härte...«, erzählte Fleischi, ein zu der damaligen Zeit bevorzugter Saufkumpan, einigen Umstehenden und neugierig lauschenden Punks.

Ich trank die Weinflasche aus und warf sie in den Brunnen, musste dabei selbst an das von Fleischi geschilderte und einige Stunden zurückliegende Ereignis denken. Etwas zu früh am Tag betrat ich den Kaiserplatz, die Logenplätze am Brunnenrand waren größtenteils unbesetzt und die meisten Punks noch schlafend irgendwo verkrochen. Lediglich Fleischi und Pennmütz erblickte ich, die als Vorhut der Punks den Brunnen besetzten, den Kaiserplatz beobachteten und sich eine zwei Liter Flasche Weißwein, abwandelnd spöttisch Bauerndunst genannt, teilten.

»Umpf!«, sagte ich grüßend zu Pennmütz, der mich angrinste während ich mich neben ihm auf dem steinernen Wall niederließ. Pennmütz war der Schlagzeuger in unserem gemeinsamen, wegen chronischer Erfolglosigkeit langsam endenden Bandprojektes namens Bonn-Duell. Fast zwei Jahre lang hatten wir zusammen musiziert, hatten unter dem Einfluss junger amerikanischer Punkbands wie Teen Idles, State of Alert und FUs mit dem Ziel schnellste Bonner Band zu werden voller Enthusiasmus mit regelmäßigen Proben begonnen. Wir machten viele Songs, Pennmütz, der seinen Spitznamen aufgrund seines Erscheinungsbildes nicht zu Unrecht trug, wurde hinter dem Schlagzeug regelmäßig zum Tier und brach sämtliche bekannten Geschwindigkeitsrekorde. Leider kamen wir aufgrund eigener organisatorischer Unfähigkeiten und fehlender Infrastruktur der Punkszene nur zu zwei Gigs innerhalb zweier Jahre und deshalb schief die Sache allmählich ein. Außerdem spielte Pennmütz mittlerweile nebenbei Standdrum bei einer Psycho-Billy-Band namens Scanners, sie wollten ins Studio gehen und eine LP aufnehmen und sein Alkoholproblem nahm langsam dramatische Ausmaße an.

Ein Alkoholproblem, allerdings von weitaus massiverem Ausmaß, hatte wohl auch der abgerissene Penner, der vor einigen Stunden etwa einen Meter entfernt gegessen und seltsame, unartikulierte Laute aus den Tiefen des Halses hervorgestoßen hatte. Brabbelnde, gurgelnde Töne waren

seiner Kehle entronnen und er mit der Langsamkeit einer Schnecke auf Fleischis zugerückt, den ich in eine angeregte Diskussion über das letzte Wochenende verwickelt hatte und der deshalb die heranrutschende Gefahr übersah.

»Gröllppppp...«, hatte er mit der Langsamkeit und Tonlage einer stark beschädigten Heulboje plötzlich in Fleischis Ohr geblubbert und gleichzeitig dessen Gesicht mit einer Atemfahne umweht die an unaufgeräumte Schlachtfelder erinnerte.

Erschrocken war Fleischis aufgesprungen während Ekel und Entsetzen sich auf seinem Gesicht spiegelte. Rasch war er zwei Schritte zur Seite getreten und hatte zur meiner Rechten Platz genommen.

»Nerrrrllll...«, hatte der Verschmähte enttäuscht gesagt, mühselig den ihm nun am nächsten sitzenden Pennmütz angeblickt und wie ein harziger Tropfen kommunikationswillig auf diesen zugekrochen.

»Watt is dann mit dem Typ los?«, hatte ich Fleischis gefragt.

»Ach, als wir hier ankamen saß der da schon...«, hatte ich als Antwort erhalten, »...und hat ne Flasche Desinfektionsmittel ausgesoffen... Der ist jetzt 'nen bisschen fertig...«

»'Nen bisschen ist gut...«, hatte ich staunend gemurmelt. Als der Sicherheitsabstand zu gering geworden war hatte Pennmütz sich erhoben, war ein paar Schritte gegangen und sich neben Fleischis gesetzt. Durch diese Maßnahme hatte ich mich plötzlich dem Berber direkt gegenüber gesehen, in ein altes, dreckiges, verquollenes Gesicht mit trübstumpfen Augen geschaut und ein gelbbraunzahniger Mund hatte sich in Zeitlupe geöffnet.

Bei diesem Anblick hatte es mich erschauert und für einige Sekunden an den Volksstamm der Berber gedacht der laut Lexikon ein stolzes nordafrikanisches Nomadenvolk darstellte. Ich hatte mir nicht vorstellen können, dass dieses Wesen vor mir irgendetwas mit eben jenen zu tun haben könnte. Dem Beispiel meiner Kumpels folgend hatte ich mich ebenfalls erhoben und danach wieder zur Rechten Pennmütz' gesetzt, so dass Fleischis dem Nomaden nun wieder vor sich hatte, aber da

wir uns deutlich schneller bewegten war der Abstand größer geworden und Fleischchi hatte mehr Zeit sich unserer Unterhaltung zu widmen gehabt. Dieses Spiel hatte sich auf die gleiche Art und Weise noch eine halbe Stunde lang fortgesetzt. Wir hatten eine gewisse Routine darin uns nicht stören zu lassen entwickelt und uns langsam am Brunnenrand entlang bewegt.

‘Datt ist ja wie auf ‘nem Kindergeburtstag’, hatte ich mir gedacht als ich zum zweiten Male flüchten musste. ‘Reise nach Jerusalem oder so... Echt bescheuert!’

Erste vage Schätzungen hatten ergeben, dass wir für eine komplette Brunnenumrundung circa anderthalb Stunden brauchen würden, allerdings hatte ich diesbezüglich einige Zweifel an den konditionellen Fähigkeiten unseres Verfolgers gehegt.

Ich sollte Recht behalten, denn kurz danach war er schwankend aufgestanden und brummelnd Richtung Hofgarten getorkelt. Neugierig hatte ich ihm hinterher geblickte, er war stark angeschlagen und schwankend über die vielbefahrene Straße gegangen und hatte es geschafft diese heil zu überqueren. Für einen Augenblick hatte es ausgesehen als wolle er auf der anderen Straßenseite und angelehnt an ein geparktes Nobelauto einen Wagenschlüssel zücken und einsteigen, aber sich dann doch weiter in Richtung Hofgarten geschleppt...

Fleischis Schilderung der Ereignisse erntete schallendes Gelächter der Umstehenden und auch ich musste grinsen.

»Karlsquell, Karlsquell, ahaaaha...«, grölte ein Song von Slime aus dem klapprigen Rekorder und mir fiel auf, dass ich keine spirituellen Getränke mehr am Start hatte und einen wilden Drang nach Bier verspürte. ‘Wein auf Bier, das rat ich dir’, schoss mir eine alte Volksweisheit kurz durch den Kopf, die ich sofort durch ‘Bier auf Wein, das Meiaschwein’ dem aktuellen Wissensstand der beginnenden Informationsgesellschaft anpasste.

»Sollnwa Biea hohn jehn?«, fragte ich Fleischchi mit überbetonten Innenstadt-Slang und er stimmte grinsend zu, hatte doch die lange Laberei den Feuchtegrad seiner Kehle

deutlich herabgesenkt. Pennmütz, der immer dabei war wenn es darum ging etwas zu saufen zu besorgen, schloss sich uns an und zusammen gingen wir den leicht Richtung Busbahnhof abfallenden Kaiserplatz hinunter. Einige aus dem Boden ragende grüngestrichene Metallstümpfe wiesen auf das ehemalige Vorhandensein von Sitzbänken am Rande der räumigen Rasenfläche hin, und eben jene waren vor einigen Wochen auf Drängen einer Bürgerinitiative die durch den Anblick des versammelten Pöbels um die emotionale Konsumbereitschaft ihrer Kunden und Gäste fürchtete von städtischen Bediensteten abmontiert worden. Aber so leicht konnte der Abschaum der Innenstadt nicht vertrieben werden, eher sorgte diese Maßnahme für eine gewisse Umgruppierung. Die Punks hatten sowieso den Brunnen als ihr Gebiet auserkoren, und dieser konnte nicht so einfach entfernt werden. Am Fuße des Kaiserplatzes, direkt neben Nadas Bierbude, befand sich ein weiterer, kleinerer Brunnen und dort versammelten sich nun die Penner, die fahrgen, hageren und entweder hektisch umherirrenden oder apathisch daniederliegenden Junkies verzogen sich in den Hofgarten und die Punks fühlten sich als die Elite des Pöbels. Auch mich umtrieb noch ein unbegründeter Stolz, sagte mir dass ich freiwillig und aus festen Willen am Rande der Gesellschaft stand und nicht durch Unfähigkeit, Unvermögen oder Abhängigkeit dorthin gedrückt wurde. Wir blickten mit Verachtung auf die vergammelten Penner hinunter, spotteten über die pulversüchtigen Junkies und ahnten nicht, dass viele von uns unmerklich bereits auf den Weg in jene Kreise waren und wie schnell aus Rebellen selbstmitleidige Opfergestalten werden konnten...

»Was wollt ihr?«, schnauzte die damenbärtige Jugoslawin, Inhaberin der wohl seltsamsten Frittenbude des Rheinlandes, uns aggressiv an und wir orderten jeder zwei Flaschen Pils. Das Fett in der Friteuse war alt und ranzig und wurde nur selten benutzt, allerhöchstens zehnmal am Tag, denn der Renner der Saison war Flaschenbier und deswegen kam auch die Kundschaft zu ihr. Die Rückwand der Frittenbude war mit

Bierkästen förmlich zugestellt und die Stammgäste neben den Punks, ein Haufen fliegenumschwirrter Penner, verweilten auf milde Gaben wartend direkt zehn Meter neben der Frittenbude, hielten die Pennerpendlerstrecke bewusst kurz.

»Ein Kölsch ohne Fliegen!«, bestellte Pennmütz grinsend, einen alten Witz wiederholend und bekam die erwartete Antwort.

»Nix fliegendes Kelsch!«, widersprach die dicke Nada in ihrem fleckigen weißen Kittel und wir gingen feixend wieder Richtung Brunnen. Ob Nada ihr richtiger Name war oder nur ein mit Andeutung auf einen gleichnamigen Song von Olho Seco von den Punks verliehener Spitzname wusste ich nicht, aber dennoch verströmte die ranzige Bierquelle ein morbideromantisches Flair und stellte Herz und Zentrum des Kaiserplatzes da.

Auf dem Weg zum Brunnen beschlossen wir eine Pause zu machen und setzten uns auf einige große Parkbegrenzungssteine am Straßenrand und öffneten unsere Bierflaschen. Nach dem ersten Schluck blickte ich in Richtung des durch Gebüsch und Bäume verdeckten Kaiserbrunnens und vernahm gleichzeitig einen lauten Knall, ähnlich dem eines geplatzen Reifens. Aus unerfindlichen Gründen musste ich daran denken, dass in letzter Zeit einige Punks bedingt durch schlechte Ernährung und zuviel Alkohol äußerst schmerzhaft Magendurchbrüche erlitten und dieses unangenehme Malheur nur überlebten weil sie das Glück hatten, dass sich aufmerksame Leute in ihrer Nähe aufhielten und sofort einen Krankenwagen rufen konnten...

»Schon wieder ein Punker geplatzt!«, bemerkte ich lakonisch mit zynischem Humor und Fleischi verstand den Witz sofort und lachte brüllend los. Auch Pennmütz schob zwischen zwei langen Schlücken aus seiner Bierflasche ein kurzes Grinsen ein und ich freute mich einen guten Witz gemacht zu haben.

Zehn Minuten später langweilte uns der Anblick vorbeituckelnder Kleinfamilientransportvehikel und wir stiefelten erneut Richtung Brunnen zu den anderen Punks. Wir gingen den kleinen Weg am Rande des Rasens hinauf, der Brunnen war nur noch wenige Meter entfernt, ich betrachtete

gerade gedankenlos einen ungetretenen Mülleimer, als mich plötzlich jemand aus einer Gruppe uns entgegenkommender Personen ansprach.

»Eh, das ich dich noch mal sehe!«, hörte ich eine freudig klingende Frauenstimme und überrascht blickte ich nach vorn.

Aus einer kleinen Gruppe von Pennern, alle in schmierige Mäntel gehüllt und schon im vierzigsten oder fünfzigsten Lebensjahr, löste sich plötzlich eine eindeutig weibliche Gestalt und trat auf mich zu.

»Na, kennst du mich noch?«, fragte sie und ich schaute sie erstaunt an.

Nach einigen bangen Sekunden, die ich grübelnd mit der Angst vor einer möglichen peinlichen Situation verbrachte, erkannte ich sie mit einem Gefühl von Erleichterung und Überraschung wieder. Es war eben jenes junge Mädchen das mich einige Wochen zuvor in der Rheinlandsiedlung angesprochen hatte und es erstaunte mich ihr hier an diesem Orte wieder zu begegnen.

Ihre Augen blitzten mich fragend an, erwarteten eine Antwort.

»Ja, äh, hallo«, stammelte ich erneut von dieser Person überrumpelt und betrachtete mit einer Spur von Unglauben ihr Äußeres. Die langen Haare waren fettig und ungewaschen, lagen eng am Kopf an und hingen inspirationslos herunter. Ihr Gesicht, das vor wenigen Wochen noch sehr jugendlich gewirkt hatte, sah deutlich gealtert aus, etwas aufgequollen, mit einer Spur von Schmutz an der Wange und auf den Augen spiegelte sich das Regime von König Alkohol wieder.

Pennmütz und Fleischi winkten mir mit einem verstehenden Grinsen zu und ließen mich allein zurück, verzogen sich diskret in Richtung Brunnen und auch ihre Begleiter harrten nicht inne und gingen unbeirrt weiter zum Pennertreffpunkt.

»Irgendwie hab ich mir ja gedacht das ich dich hier mal treffe...«, plapperte sie weiter und mir fiel vor lauter Verwirrung nichts besseres als ein stupides »Ja, bin hier öfters« ein.

Mit einem kurzen Seitenblick betrachtete ich ihre Klamotten, ein immer noch recht unauffälliger Kleidungsstil,

nur mit dem gravierenden Unterschied, dass die Sachen wohl schon lange keinen Kontakt mehr mit einer Waschmaschine gehabt hatten.

Ich wusste nicht was ich sagen sollte und schwieg pikiert.

»Eh, willst du nicht mit runter zu meinen Kumpels kommen?«, schlug sie vor und ihr Arm streckte sich aus, wies auf die Penner am Fuße des Kaiserplatzes. »Da sind meine Freunde, mit denen fahre ich morgen nach München, ist echt gut da...«

Sie sagte noch einige Sätze, während sich mein Kopf automatisch stumm verneinend schüttelte und ich mich immer unwohler fühlte. Hätte sie noch so ausgesehen wie vor einigen Wochen und nicht auf die Penner sondern auf ein Straßencafé gezeigt, hätte ich mich vielleicht überwinden können um näheren Kontakt aufzunehmen, aber der Anblick dieser überraschenden Entwicklung stieß mich nur ab.

»Nee, ich muss zu meinen Kumpels, die warten auf mich«, entgegnete ich mit einer phantasielosen Ausrede, presste zum Abschluss ein schnelles, gelogenes »Vielleicht sehen wir uns demnächst noch mal, bis dann...« hervor und ließ sie allein zurück, beeilte mich die Strecke zum Brunnen möglichst schnell zurückzulegen und mich im Schutze der Punks niederzulassen.

»Na, schön rumgeschäkert?«, fragte Fleischi ironisch und erntete dafür nur einen verächtlichen Blick, der sich sofort wieder auf die Person des Mädchens richtete das soeben die Penner erreicht hatte und sich zwischen diesen hinsetzte.

»Nicht zu fassen«, murmelte ich unhörbar vor mich hin und trank aufgewühlt meine erste Bierflasche endgültig leer. Die Erkenntnis über die Tatsache wie schnell sich ein Mensch verändern kann beschäftigte meine Gedanken, gestern noch erschien sie wie ein naives, unschuldiges Vorstadtmädchen, dass von allem überhaupt keine Ahnung hat, für die ich, der ich schon in einige Mülltonnen geblickt hatte, wie ein lustiger, interessanter Exot wirkte und nur kurze Zeit später hatte sie mich überholt, war im rasanten Tempo die Lebensleiter herabgeklettert und rasch unten angelangt, während ich eher in einem jahrelangen Prozess unwillig eine Sprosse nach der anderen tiefer fiel. »Was ist der nur passiert, in der kurzen

Zeit?« fragte ich mich unangenehm berührt. »Warum? Was soll das?«

Grübelnd goss ich mir den Inhalt der zweiten Flasche Bier systematisch in den Schädel und rauchte eine selbstgedrehte Zigarette nach der anderen. Bisher war ich davon überzeugt gewesen, dass mein eigener, persönlicher und schleichender Niedergang eine Ausnahmeerscheinung war, die Mehrzahl meiner Mitmenschen mit dem Leben und mit den Leuten zurechtkamen und mein Versagen auf diesem Gebiet mich zu etwas besonderem machte, etwas besonders kaputten, aber diese Begegnung erfüllt mich mit einem diffusen, nicht fassbaren Schrecken.

»Wo soll das alles nur enden?«, fragte ich mich und trank nervös am Bier.

»Eh Meia, kommste mit? Wir wollen in die Schumannklaus, der Samson gibt 'ne runde Flipper aus!« rief Fleischi laut und riss mich aus meinen Überlegungen.

Ich blickte auf, sah in das grinsende Gesicht des Bonn-Duell Gitarristen Samson, der wieder stolz seine nietenübersäte Lederjacke mit den fünfhundert Bandnamen zur Schau trug und stimmte sofort nickend zu.

Zu viert verließen wir den Kaiserplatz, gingen Richtung Südstadt und benutzten auf meinen Vorschlag eine Seitenstraße, vermieden an den Pennern neben Nadas Bierbude vorbeizugehen.

Ich freute mich auf das Flipperspielen mit meinen Kumpels und beschloss mein letztes Geld in der Schumannklaus sinnvoll in schwarzdunkles Guinness zu verflüssigen.

Natürlich sah ich sie nie wieder.

War auch besser so.

NICHT AUS HEITEREM HIMMEL

Der uniformierte Polizist fiel mir direkt auf, obwohl seit einiger Zeit der Anblick von Polizisten in der Innenstadt nichts Ungewöhnliches mehr war. Seit den Sommermonaten standen täglich ein oder mehrere Mannschaftswagen in Sichtweite der Punks am Kaiserplatz und zudem zogen auffallend oft zwei uniformierte Beamte ihre Streifenrunde in der Innenstadt. Aber dieser Polizist war offensichtlich alleine zu Fuß unterwegs. Kein das Gespräch abwartender Streifenkollege war zu erblicken. Dieser Anblick erweckte sofort mein Interesse. Ebenfalls neugierig war sein Gesprächspartner – ein in einem hellbraunen Anzug gekleideter Mann in den Vierzigern – und er schaute den Uniformierten fragend an.

»Dies ist doch so eine Art Gewerkschaftsveranstaltung...«, begann der großgewachsene Uniformträger.

Sein Gegenüber nickte bestätigend.

»Das stimmt. Es soll unser Sommerfest sein, was aber recht komisch klingt denn der Sommer ist ja fast vorbei. Aber dieses Jahr hat es mit den Terminen Schwierigkeiten...«

»Dann war meine Vermutung also richtig«, unterbrach der Polizist, der offensichtlich keine Lust hatte, sich detaillierte Ausführungen über die Organisation von Straßenfesten auf öffentlichen Plätzen anzuhören. »Jedenfalls haben wir Informationen darüber, dass sich eine große Gruppe Neonazis in der Stadt aufhält. Ihre Veranstaltung könnte zum Zielobjekt für diese Extremisten werden. Sie sollten also ständig die Augen offenhalten und sich bei Bedarf an uns wenden!«

»Danke für den Hinweis. Wir werden aufpassen und Ihnen sofort Bescheid sagen wenn irgendwelche Rechtsradikalen hier auftauchen und provozieren.«

Der Polizist nickte.

»Sprechen Sie einfach einen unserer Streifenbeamten an. Heute patrouillieren wir verstärkt. Wir sind dann sehr schnell mit ausreichenden Kräften hier...«

Die beiden Sprecher gerieten aus meinem Blickfeld als ich mich weiter durch die an diesem Samstagnachmittag stark bevölkerte Innenstadt bewegte und den Kaiserplatz anstrebte.

»Also wissen die Bullen von den Faschos«, resümierte ich das gehörte. »Dass die Nazis heute hier sind weiß doch jeder... Na ja, zumindest jeder von den Punks«.

Ich verließ den menschenbevölkerten Platz, drängte mich zwischen eine kleine Bühne anschauenden Menschen hindurch und ging auf ein steinernes Bauwerk zu dessen unterer Bereich von einer großen Durchfahrt gebildet wurde. Dieses alte Stadttor stammte noch aus einer Zeit in der es einen mauerbewehrten Wall angehört hatte, das ein damals noch viel kleineres Bonn schützend umschloss. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich die Stadt aber ausgebreitet, war weit über die ehemaligen Grenzen hinausgewachsen. Mittlerweile war die Stadtmauer verschwunden, nur dieses steinerne Tor übriggeblieben. Auch dessen Funktion hatte sich geändert. War es früher noch Teil eines Schutzwalls gegen ungebetene Besucher gewesen, so stellte es heute nur noch ein Gebäude dar, das ein Zeichen für das Ende der verkehrsberuhigten Fußgängerzone war und es von dem anschließenden großen Universitätsgelände trennte.

Ständig kamen mir Leute entgegen, entweder Einzelpersonen jeden Alters oder Pärchen die teilweise von ihren Kindern begleitet wurden. Alle wollten in die Innenstadt, dort entweder langsam zwischen den endlosen Reihen der Schaufenster spazieren, vor einem Straßencafé sitzend die Sonnenstrahlen genießen oder einfach nur das verspätet stattfindende Gewerkschaftsfest besuchen.

Bei diesem Gedanken dachte ich wieder an den vor Neonazis warnenden Polizisten. Eine mögliche Konfrontation zwischen Punks und organisierten Neonazis wäre nicht die erste dieses Sommers gewesen. Seit Beginn der warmen Jahreszeit hatte fast jedes Wochenende irgendein Stand einer Naziartei in der Innenstadt für deren verquere und

menschenverachtende Anschauungsweise geworben und oft war es zwischen Bonner Punks und den rechtsradikalen Aufstellern zu Schlägereien gekommen. Nicht selten waren sämtliche Punks vom Kaiserplatz gemeinsam dort aufgebrochen und in die Innenstadt gezogen um Körperkontakte mit Scheitelträgern und Kahlrasierten zu realisieren. Um ihre Infostände zu schützen hatten die Neonazis in jüngster Vergangenheit auf organisierte Gruppen aus der fernerer Umgebung zurückgegriffen, bisheriger Höhepunkt war eine Massenschlägerei zwischen Punks und zum Standschutz angereister Wiking-Jugend auf dem Bonner Münsterplatz gewesen.

Die gesamte Entwicklung war auch nicht überraschend, nur die Dimension ihrer Auswirkungen erstaunte mich manchmal. Vor zwei Jahren hatte der Anführer der militanten Neonazis Michael Kühnen Punks zu den größten Feinden aller Nationalisten erklärt, zudem erfolgte kurze Zeit später ein Aufruf der Neonazipartei FAP und der Wiking-Jugend zur verstärkten Propaganda in Bonn und dem Rheinland. Die Ernennung zu einem Agitationsschwerpunkt hatte baldige Folgen gehabt. Neben um die öffentliche Gunst bemühte Flugblattverteiler und Informationsstände ihrer Parteiorganisationen in der Bonner Innenstadt waren im gesamten Rheinland gewaltbereite Zusammenschlüsse neonazistischer Jugendlicher entstanden, die Stärke demonstrierend geschlossen in der Öffentlichkeit aufgetreten waren oder gezielt Jagd auf Punks gemacht hatten.

Nach dem Durchschreiten eines hohen Torbogens bog ich nach rechts ab und betrat einen breiten, geraden Fußweg neben dem prunkvollen Universitätsgebäude. Hier war ich schon oft entlang gegangen, denn dieser Weg war einer der kürzesten zu dem am anderen Ende des vielfrequenzierten Fußwegs gelegenen Kaiserplatz. Direkt zu meiner linken befand sich eine fast fußballplatzgroße Wiese, auf der einige jüngere Menschen lagen und die Sonnenstrahlen des ausklingenden Sommers genossen. Leicht und luftig bekleidete Menschen schritten neben mir her oder kamen mir entgegen, bis auf einige wenige langhaarige Studenten nur unauffällig wirkende Bürger. Ihnen gegenüber kam ich mir mit meinen klobigen

Bundeswehrtiefeln, der zerfetzten und von Rissen und Flickern gekennzeichneten Jeanshose und den über einer grünen Bomberjacke thronenden strubbeligen, blond gefärbte Haaren fehl am Platze vor. Irgendwie wirkte ich wie ein Fremdkörper in diesem Bild bürgerlicher Idylle. Die Diskrepanz zwischen der Realität und der mich umgebenden Illusion einer heilen Welt schien mir an diesem Ort besonders auffällig und extrem.

»Heute knallt es bestimmt noch...«, dachte ich an einen Einbruch der gewalttätigen Realität in das Bild des sommerlichen Innenstadtfriedens. Das vorletzte Woche aufgetauchte Flugblatt war ein deutlicher Hinweis gewesen. Irgendjemand der den Punks nahestand hatte in einem Kopiergerät einen wahrscheinlich vergessenen Aufruf an alle "nationalistischen Kameraden" gefunden. Diese sollten alle am ersten September nach Bonn kommen um geschlossen gegen die Bonner Punks vorgehen zu können. Besonders erwähnt wurde der Anfang August stattgefundene "Chaos-Tag" in Hannover, bei dem angeblich Bonner Punks eine federführende Rolle gespielt haben sollten. Dass dies nicht stimmte und die dort anwesenden Bonner Punks auch nur einfache Hannover-Besucher wie fast alle der zweitausend Punks dort gewesen waren wunderte mich nicht. Aber auch in Hannover waren viele Neonazis gewesen. Unter Polizeischutz hatten sich ungefähr hundert von ihnen in der Innenstadt versammelt, den Hitlergruß zelebriert und einzelne Punks gejagt und zusammengeschlagen. Einige der bekanntesten rechtsradikalen Gewalttäter waren dort gewesen, zum Beispiel Mitglieder der Dortmunder "Borussenfront" (ein rechtsradikaler Fußballfanklub dessen Mitglieder auch bei politischen Veranstaltungen als Nazischläger auftragen) und Skinheads der "Savage Army" (ein "SA" genannter Zusammenschluss Hamburger Naziskins).

Als ich mich dem Flachbau der einen Eingang zur U-Bahn-Station darstellte bis auf fünfzig Meter genähert hatte verblassten alle erinnernden Gedanken und ich war froh es fast geschafft zu haben. Nach einigen weiteren Schritten konnte ich sogar schon den Brunnen am oberen Ende des Kaiserplatzes sehen. Alles sah recht friedlich aus. Etwa fünfzehn bis zwanzig

Punks saßen auf dem steinernen Rand, tranken Bier oder reden miteinander, während an der der Fußgängerzone zugewandten Seite eine Vielzahl von aus den Lokalen herausgestellten Tischen und Stühlen ein Durchkommen erschwerte. Fast alle Sitzplätze waren von unauffällig aussehenden Bürgern besetzt die ebenso wie die Punks am Brunnen einen vielleicht letzten Sommertag des Jahres erleben und dabei ein angenehm schmeckendes Getränk zu sich nehmen wollten.

Kurz darauf geriet der Busbahnhof am Fuße des Kaiserplatzes in mein Blickfeld. Mir fiel direkt das Fehlen eines dort parkenden Mannschaftswagens der Polizei auf. Das war ein wirklich ungewohnter Anblick, hatte doch dort in den letzten Monaten immer wenn Punks am Kaiserplatz waren ein Fahrzeug mit beobachteten Polizeibeamten gestanden. Auch als ich vor einigen Minuten um mir zwei Dosen Bier zu kaufen in die Innenstadt gegangen war hatte dort noch ein großes Polizeifahrzeug gestanden. Sofort dachte ich an den den Gewerkschafter warnenden Polizisten, und in mir erglomm der Verdacht, dass die Polizei genau über die momentane Lage informiert war, aber es begrüßen würde wenn Dritte gewaltsam gegen die Punks vorgehen würden.

Genau in dem Augenblick als ich den Flachbau passierte und die letzten Meter in Angriff nehmen wollte erschienen plötzlich fast zeitgleich zwei größere Menschengruppen. Eine marschierte auf der hinter dem Brunnen zu Fußgängerzone führenden Straße auf diesen zu und die andere kam aus der am unteren Ende des Platzes gelegenen Kaiserpassage. Wie auf Kommando verfielen die beiden circa dreißigköpfige Gruppen beim Anblick der Punks in den Laufschrift und rannten auf sie zu. Die meisten der heranstürmenden Männer waren unauffällig gekleidet, aber viele trugen militärisch wirkende Haarschnitte die an deutsche Soldaten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges erinnerten. Eine solche seit Jahrzehnten unmodische Frisur wurde fast ausschließlich von Männern bevorzugt die damit auf ihre rechtsradikale Gesinnung hinweisen wollten. Außerdem konnte ich unter ihnen mehrere mit rechtsradikalen Symbolen geschmückte Skinheads erkennen. Mit lautem Gebrüll stürzten die Angreifer zielstrebig auf die Punks zu, die von dem plötzlich über sie

hereinfallenden Zangenangriff überrascht wurden. Die Spitzen beider Gruppen bildeten die körperlich kräftigsten und ältesten Männer, und ich erkannte den nach einem bebilderten Artikel in der Illustrierten "Stern" bundesweit bekannten "SS-Siggi", den Anführer der Dortmunder "Borussenfront".

Erschrocken umklammerte ich meine Plastiktüte mit den zwei eben erworbenen Bierdosen. Viele der sitzenden Punks zeigten eine von Panik geprägte Mimik und alle erhoben sich um davonzulaufen. Aber nur einige wenige die am weitesten von den Heranstürmenden entfernt saßen schafften es zu fliehen, zu schnell kamen die Gegner heran. Das gelang nur zwei oder drei Leuten, da durch den raumumfassenden Zangenangriff außer in meiner Richtung keine Fluchtmöglichkeit mehr bestand. Inzwischen hatten die Neonazis den Brunnen erreicht und ich sah wie ein fast zwei Meter großer Mann einen mir gut bekannten und deutlich kleineren männlichen Punk mit der bloßen Faust ins Gesicht schlug. Der Angegriffene fiel mit blutigem Gesicht zu Boden, während sich der großgewachsene Nazi sofort auf den nächststehenden Punk stürzte. Die nachkommenden jüngeren Faschos waren zwar körperlich nicht so eindrucksvoll gebaut, aber mindestens genauso prügelgeil wie ihre Vorderleute. Als ob sie den Älteren ihre Schlagkraft beweisen wollten umringten drei von ihnen den am Boden liegen Punk und schlugen mit Knüppeln auf den wehrlos am Boden Liegenden ein. Fünf Meter weiter warf einer der Punks wie in einem Akt eines verzweifelten Gegenwehrversuchs seine Bierflasche in Richtung einiger Angreifer. Zusätzlich zog er eine Pistole aus der Lederjacke, richtete sie auf einen Skinhead zwei Meter vor ihm, drückte ab. Daraufhin hörte ich das dumpfe "Plem" einer schießenden Gaspistole. Fast automatisch und wie ein unbeteiligter Manöverkritiker dachte ich bei dem Anblick dieser Szene daran, dass Tränengas unter freiem Himmel und aus dieser Entfernung einen entschlossenen Gegner nicht stoppen kann. Die Realität bewies die Richtigkeit meiner Einschätzung. Der Skinhead zeigte keine sichtbare Reaktion, trat dem Schützen wuchtig mit einem Karatetritt gegen die Brust und brachte ihn so zu Fall.

Es konnten höchstens wenige Sekunden gewesen sein in denen ich das alles sah, aber es kam mir eher wie ein oder zwei Minuten vor. Angesichts der Bilder verspürte ich einen starken Wunsch nach Ruhe und Aufenthalt an einem einsamen Ort, dachte mir, wie schön es wäre die beiden Dosen Bier am Ufer des Rheins zu trinken, abseits aller Fußwege und durch keine Menschenseele gestört. Ich beschloss diese Vorstellung sofort zu verwirklichen und machte auf den Absatz kehrt. Langsam ging ich den langen Weg vor dem Universitätsgebäude zurück in Richtung der Fußgängerzone und des dahinterliegenden Rheins.

Zum Glück kleidete ich mich nicht mehr so auffällig wie noch vor einigen Jahren und so konnte ich den Vorteil der überdurchschnittlich vielen Menschen nutzen um in der Masse unterzutauchen. Zusätzlich ging ich betont langsam und unterdrückte den Impuls zu rennen. Diese Bewegungsart würde bei einem erwachsenen Menschen extrem auffallen, außerdem potentielle Verfolger motivieren mir hinterherzulaufen. Eigentlich hatte sich nur die Art der von mir getragenen Jacke geändert, und sonst unterschied sich nichts an meinem Äußeren von dem zu Beginn dieses Jahrzehnt. Seit ungefähr zweieinhalb Jahren zog ich mich meine mit aufgemalten Parolen und Nieten versehene Lederjacke nur noch selten an, bevorzugte meist billig zu erwerbende Bundeswehrjacken. Heute trug ich meine neu erworbene grüne Bomberjacke, ein Oberbekleidungsaccessoire, das zwar in den Subkulturen in Großbritannien weit verbreitet war, dessen Erwerb in Deutschland aber einigen Suchaufwand erforderte. Auch wenn Bomberjacken grüner Farbe von Naziskinheads bevorzugt wurden mochte ich diese besonders. Höchstwahrscheinlich reizte mich die optische Diskrepanz, da ich sichtbar kein Skinhead und erst recht kein Nazi war und zu dem Personenkreis ihrer erklärten Gegner gehörte. Zudem sah ich keinen Grund auf eine solche Jacke verzichten zu müssen nur weil sie ein Kennzeichen bestimmter Gruppierungen war zu denen ich nicht gerechnet werden wollte.

Am Ende des Weges bog ich nicht wie meist in die Fußgängerzone ab sondern ging geradeaus, überschritt eine in südliche Stadtteile führende breite Straße, durchquerte rasch

einen weiteren Park. Hier waren deutlich weniger Menschen als auf der anderen Seite, nur selten begegnete mir jemand. Nach einigen weiteren Schritten und dem Heruntergehen einer zum Rheinufer führenden abwärts geneigten Straße füllte das graue Band des Rheins mein Blickfeld. Ich überquerte einen entlang des Ufers gelegenen Fußweg, ging zur Uferböschung hinab und setzte direkt an den Rand des breiten Stroms. Hier war ich allen möglichen Blicken entzogen. Erleichterung erfüllte mich als ich mich hinsetzte. Mir war sehr warm und ich zog die Bomberjacke aus, öffnete eine der Bierdosen, drehte mir eine Zigarette und schaute auf das vor mir träge dahinfließende Wasser. Eine über eine nahegelegene Rheinbrücke fahrende Straßenbahn wirkte aus der Entfernung wie eine grünfarbige, stählerne Raupe. Ich trank einen Schluck Bier und dachte an die Ereignisse zurück die mich bewogen hatten diesen Ort aufzusuchen.

'Sind die Faschos also doch gekommen... Also waren es nicht wie so oft nur großmüulige Ankündigungen denen nichts folgt... Alleine schon am Fehlen des Bullenwagens der sonst immer unten am Busbahnhof steht hätte doch jeder erkennen können, dass wirklich was im Busch ist... Das war doch an dem Tag als die Rocker da waren genauso... Normal steht dort doch immer eine Wanne wenn Punks am Kaiser sind...'

Ein neuer Gedanke ließ mich zynisch kichern.

'Die Bullen haben uns wohl dauernd beobachtet damit uns nichts passiert und keiner der Punks geklaut wird... Saufen unter Polizeischutz sozusagen... Aber war ja klar, dass irgendwann wieder etwas Heftiges passiert... Die Bürger und die Bullen machen doch alles um die Punks zu verschrecken... In den letzten Monaten ist es sowieso echt stressig am Kaiser geworden seit die Presse den Platz zu Bonns Schandfleck Nummer Eins ernannt haben. Jede Menge Hetzartikel mit oft erfundenen Sachen standen in der Zeitung um die Stimmung gegen Punks anzuheizen. Die ganzen Geschäftsleute hatten ja sogar eine Bürgerinitiative gegründet um den Kaiserplatz

punkfrei zu machen... Viel Erfolg hatten sie nicht, statt die Sitzbänke abzuschrauben hätten sie besser den Brunnen entfernt... Selbst als sie diesen Rockerclub engagierten um die Punks zu verprügeln hat es nix gebracht. Die sahen doch nur martialisch aus, hatten aber Muffe weil wir dreimal so viel wie die waren, lediglich die Colette haben sie hinterm Bahnhof zusammengeschlagen... Toll, richtige Heldentat für eine Rockergruppe, die ist doch erst fünfzehn und zudem eine Frau... Hätten die Rocker das am Kaiser gemacht wären alle mit Sicherheit sofort umgehauen worden...'

Für einen Augenblick betrachte ich ein langes Motorschiff das sich unmerklich langsam den Rhein stromaufwärts quälte und lauschte dem klagenden Tuckern des Motors. Ich warf die leere Bierdose neben mich, öffnete die Zweite.

'Erst die Faschos haben es geschafft den Kaiserplatz ziemlich punkfrei zu machen...', wandten sich meine Gedanken wieder dem Erlebten zu. *'Also haben Polizei und Bürgerinitiative die Neonazis praktisch instrumentalisiert... War ja recht einfach für die über fünfzig Nazis, die ganzen Punks waren nur halb so viele wie sie und verhielten sich so wie immer, saßen rum, tranken Bier und genossen friedlich die Sonne. Alle dachten wohl wenn sie sich wie jeden Tag verhalten bleibt auch alles so wie jeden Tag. Komisch, dabei wusste doch jeder, dass die Faschos kommen wollten, und von den Autonomen war auch keiner da... Auch seltsam... Direkt nach dem Wochenende mit der Massenschlägerei trafen wir uns doch mit denen und die waren über hundert Leute, die Bullen mussten ja die ganze Innenstadt abriegeln um ihre Nazifreunde zu schützen... Außerdem waren ja auch viele Punks nicht da die sonst immer da sind... Merkwürdig, die wohnen doch in Bonn selbst, haben es also nicht weit, und an einem sonnigen Samstagnachmittag wären die mit Sicherheit am Kaiser zu finden gewesen... Heute ist echt mehr kaputtgegangen als nur Knochen und Gesichter, jedenfalls in meinem Bewusstsein. Ich dachte immer wir Punks würden zusammenhalten und wären stets bereit uns geschlossen wehren, egal was auch kommt, aber das ist ja nicht so. Dieses*

ganze Gerede von "Zusammenhalt" ist doch nur Gelaber von irgendwelchen besoffenen Köppen. Wenn es mal richtig hart wird zerfällt die Gruppe und es sind nur noch ein Haufen einzelner Leute, jeder macht das was wohl am besten für sich selbst ist, keiner hat mehr Lust irgendwas für die Punks als Gruppe zu riskieren ... Warum auch, wenn man dann alleine dasteht und aufs Maul bekommt ... Das war doch schon vor einigen Jahren so und ich dachte jetzt hätte es sich geändert, die Punks am Kaiser wären anders ... Naja, falsch gedacht ...'

Mit einem Gefühl heute etwas verloren zu haben das mir jahrelang sehr wichtig gewesen war trank ich den letzten Schluck Bier.

'Jetzt ist auch noch das Bier alle... Passt irgendwie zu diesem beschissenen Tag. Erst machen Faschos die Punks platt und dann ist auch noch das Bier alle... Echt alles Scheiße... Hmn... Eigentlich könnte ich ja neues Bier holen... und... und mal kurz schauen wie es jetzt am Kaiser aussieht. Die Faschos sind bestimmt nicht mehr da, glaube kaum, dass die jetzt alle statt der Punks am Brunnen sitzen. Ich kann ja wieder durch den Hofgarten gehen und von oben kommen, so sehe ich den Kaiserplatz sehr früh und wenn dort Menschen sind die gefährlich wirken kann ich mich wieder schnell und ungesehen verdrücken...'

Einen Entschluss gefasst trank ich die zweite Bierdose leer, warf sie zu Boden und erhob mich. Obwohl ich etwas Angst in mir verspürte wurde sie schnell von einer ständig wachsenden Neugier überlagert.

Nur wenige Minuten später hatte ich die Fußgängerzone erreicht und ging schnellen Schrittes Richtung Kaiserplatz. Vergessen war mein noch vor kurzer Zeit empfundener Wunsch nach Bier. Stattdessen dachte ich an die Möglichkeit einer bösen Überraschung in Form eines Angriffs von hinten oder von der Seite, schaute mich oft prüfend um und blickte in jede noch so kleine Nebenstraße. Aber überall war nichts Bedrohliches zu erblicken. Sämtliche Menschen wirkten

unauffällig und normal, nichts deutete auf die Anwesenheit von Neonazigruppen hin. Als ich das große Unigebäude hinter mir gelassen hatte kam der Kaiserplatz in Sicht. Auch hier sah es wie immer aus, nur die Punks am Brunnen fehlten. So als wäre nichts geschehen bevölkerten viele Leute die Tische der Cafés und am Busbahnhof stand ordnungsüberwachend ein großer Mannschaftswagen der Polizei.

Neugierig betrat ich den Kaiserplatz und schaute mich um. Nach einigem Suchen entdeckte ich vier Punks die wie um den Ort einer Niederlage zu meiden im Schatten einer geschlossenen Verkaufsbude am Rande des Platzes auf dem Boden saßen. Sie dort zu erblicken überraschte mich nicht, obwohl dort seit über zwei Jahren noch nie Punks gesessen hatten, alle immer am Brunnen oder um eine der früher noch vorhanden gewesenen Sitzbänke versammelt gewesen waren. Heute war wirklich alles anders.

Wie von einer unsichtbaren Hand geleitet schritt ich schnell auf zu. Es waren drei männliche und ein weiblicher Punk, von denen ich nur den in Bonn selbst wohnenden Volker und die Andrea aus Troisdorf näher kannte. Alle waren auffällig schweigsam, sahen bedrückt aus und aus ihren Blicken sprach die Erinnerung an ein jüngst erlebtes negatives und einschneidendes Erlebnis. Kurz nickte ich den beiden Bekannten zum Gruß zu.

»Sind die Faschos weg? Wo ist der Rest von uns?«, platzte es aus mir heraus.

»Die meisten von uns sind wohl zuhause oder sonst wo... Drei Leute liegen im Krankenhaus, darunter die Flatze... Die ist von den Nazis richtig übel zusammengetreten worden...«, antwortete Volker mit stockender Stimme auf meine zweite Frage.

Einige Sekunden bedrückten Schweigens entstanden, die in mir das Gefühl verstärkten, dass heute etwas Tragendes in der Gruppe der Punks zerbrochen war.

»Die Faschos kommen wohl nicht mehr hierhin...«, kam mir Andrea zur Hilfe. »Die ziehen aber immer noch in kleinen Gruppen durch die Innenstadt und machen Jagd auf Punks... Du musst also aufpassen wenn du da lang gehst...«

Ich nickte zustimmend, und nach einer weiteren Minute des Schweigens beschloss ich irgendwie bis zum zentral gelegenen Berta von Suttner-Platz zu gehen und mir dort ein Taxi zu nehmen. Das mir im Laufe der letzten Jahre zur zweiten Heimat gewordene Bonn erschien mir plötzlich sehr unattraktiv und am heutigen Tag zusätzlich noch als zu gefährlich. In diesem Moment wollte ich nichts anderes als an einem anderen Ort und in einer anderen Stadt zu sein, und diese möglichst rasch und nervenschonend erreichen.

In der Vergangenheit hatte ich nur in Ausnahmefällen ein Taxi genommen und war ansonsten stets S-Bahn gefahren. Aber seit einiger Zeit war die Bahnfahrerei auf dieser Linie wegen darin häufig zu treffenden Neonazis von der "Rechten Front" ziemlich gefährlich geworden. Die Hochburg dieser Gruppe war eine kleine an der Bahnlinie von Bonn nach Siegburg gelegene Stadt, und da die meisten derer Angehörigen noch nicht in dem Alter waren in dem ein Führerschein erworben werden konnte benutzten sie oft die Straßenbahn. Dabei war es in der Vergangenheit zu einigen Körperverletzungen gekommen, denn wenn die Neonazis in Überzahl waren hatten sie jeden einzelnen Punk den sie sahen gnadenlos zusammengeschlagen. Straßenbahnfahren war für mich ein Unterfangen geworden das stets ständige Umsicht und Aufmerksamkeit erforderte und gerade am heutigen Tag schien es mir wenig ratsam mit dieser Linie fahren, da ich unter den Neonazis auch einige Gesichter von Angehörigen der "Rechten Front" erkannt hatte und eine mögliche Bahnbenutzung derselben sehr wahrscheinlich war. Es wäre nahezu absurd gewesen, nach einem knappen Entrinnen des Kaiserplatzüberfalls einige Stunden danach in der Straßenbahn krankenhausreif geschlagen zu werden.

»Okay, dann versuche ich mal zum Berta zu kommen...«, sagte ich nachdem ich diesen Entschluss gefasst hatte, nickte den vier Punks zum Abschied zu.

Sofort setzte ich mich in Bewegung und wählte den schnellstmöglichen Weg zu dem nahe des Rheins gelegenen Verkehrsknotenpunkt. In den schaufensterumsäumten Straßen sah es noch fast genauso aus wie vorher. Noch immer schien

die Sonne, noch immer drängten sich Menschen in Sommerkleidung durch die schmalen Gassen. Ihre Anzahl fand ich weiterhin erstaunlich, erinnerte mich an die großen Demonstrationen gegen den Natodoppelbeschluss vor einigen Jahren, an denen jedesmal mehrere hunderttausend Menschen teilgenommen hatten und die Innenstadt durch ein unübersehbares Gewimmel unterschiedlichster Personen geprägt hatten. Aber damals war im Gegensatz zu heute der Grund ihrer Anwesenheit offensichtlich gewesen.

Mittlerweile hatte auch das Gewerkschaftsfest ein Ende gefunden. Die aufgebaute Bühne war leer und auch die dichtgedrängte Menschenmenge davor verschwunden. Dennoch war der Platz noch voller Menschen oder wirkte weil fast alle Anwesenden in Bewegung waren und durcheinander liefen dichtgefüllt.

Plötzlich lösten sich wenige Meter vor mir drei Gestalten aus der gesichtslosen Menschenmasse und kamen mir entgegen. Beim Anblick der drei jungen Männer durchlief mich ein eisiger Schreck, denn zwei von ihnen waren durch ihre kahlgeschoren Köpfe und den Doc Martens-Stiefeln an den Füßen unschwer als Skinheads zu erkennen. Ihre musternden Blicke trafen mich und obwohl ich mich am liebsten umgedreht und die Flucht nach hinten angetreten hätte zwang ich mich meine Wegrichtung beizubehalten und normalen Schrittes an ihnen vorbeizugehen. Zudem vermied ich es sie anzuschauen, blickte geradeaus und versuchte eine ähnlich teilnahmslose Mimik zu zeigen wie jeder x-beliebige Passant, der sich auf einem oft erlebten Heimweg befand, dessen Gedanken ausschließlich um den Zielort kreisten, er deshalb andere Menschen kaum wahrnahm. Als ich an den drei Nazis vorüber ging war ich froh über meine noch neu aussehende Bomberjacke und den erst gestern blondierten, heute Morgen kaum mit Seife aufgestellten Haaren. Ich sah zwar anders als fast alle meiner Mitbürger aus, aber auch anders als alle Punks, jemand der optisch in keine Kategorie passte. Zudem beglückwünschte ich mich zu dem morgendlichen Entschluss auf meine Bundeswehrjacke verzichtet zu haben, die durch einige üblicherweise an

Lederjacken von Punks beheimatete Aufnäher gekennzeichnet wurde.

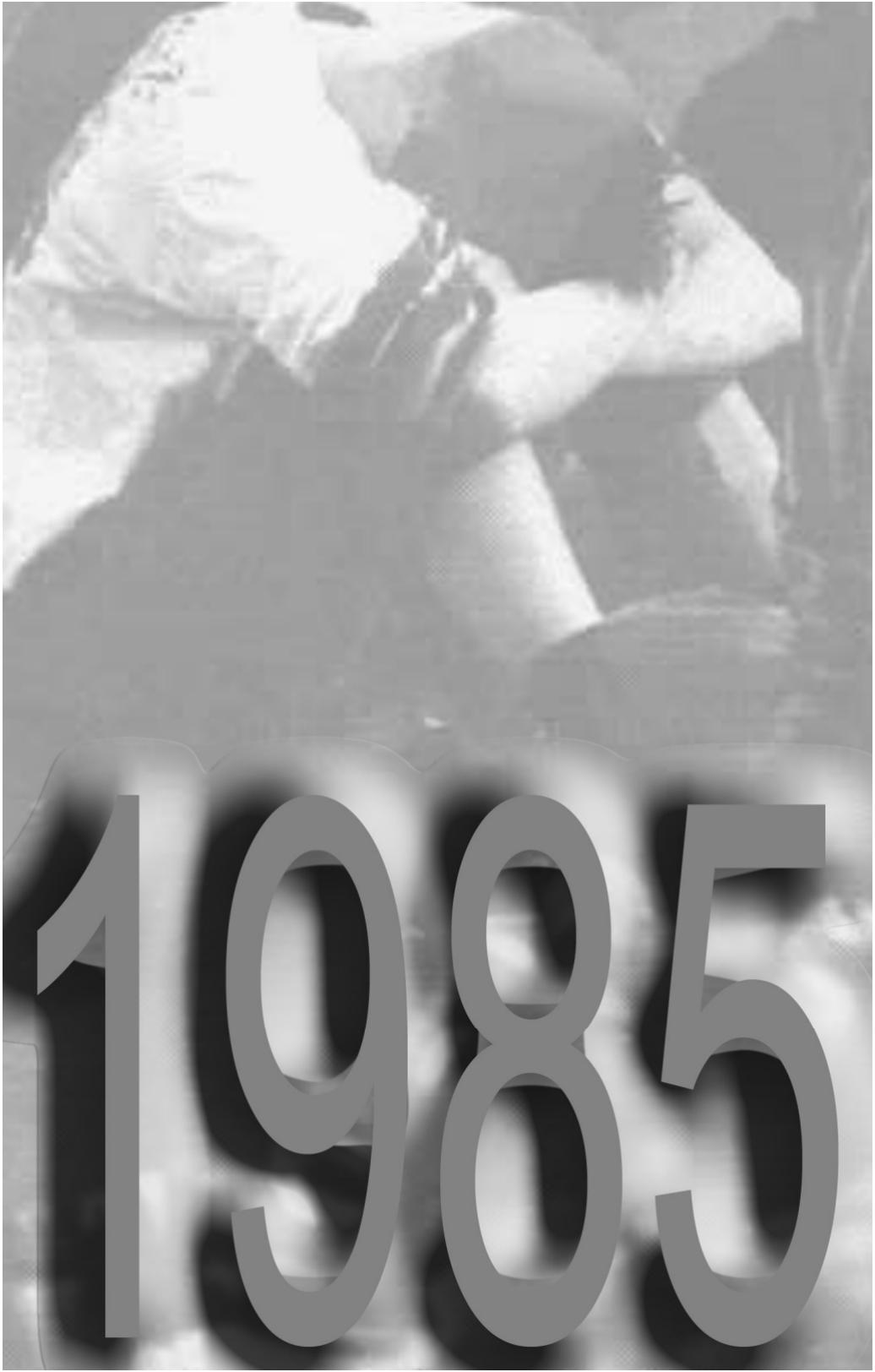
Um einen unauffälligen Eindruck bemüht marschierte ich direkt auf die drei nebeneinander gehenden Rechtsradikalen zu und an ihnen vorbei. Als ich etwa einen Meter hinter ihnen war hörte ich hinter mir eine Stimme »Das ist bestimmt auch einer von den Schweinen« sagen. Ich tat als hätte ich nichts gehört und ging ohne mich umzudrehen oder angstvoll meinen Schritt zu beschleunigen ruhig weiter. Jeden Augenblick erwartete ich die Schmerzen eines ungesesehenen Schlages zu spüren. Glücklicherweise blieb diese Empfindung allerdings aus und ich atmete erleichtert auf als ich die wenigen noch zu gehenden wenige Meter bis zum Berta von Suttner-Platz schadlos hinter mich gebracht hatte. Dort angekommen steuerte ich sofort einige parkende Taxis an. Während ich mich den Autos näherte überprüfte ich mein Geld und war froh noch ungefähr zwanzig Mark zu besitzen.

»Richtung Troisdorf«, sagte ich zu dem mich fragend anblickenden Fahrer als ich auf dem Beifahrersitz des vordersten Wagens Platz nahm. Er nickte, startete den Motor und das Taxi reihte sich in den Verkehr ein.

’Vielleicht treffe ich ja dort einige Leute...’, dachte ich. ’Wenn nicht ist auch nicht schlimm. Von Troisdorf komme ich ja recht einfach nach Kaldauen... Hauptsache nicht am Siegburger Bahnhof rumhängen... Jedenfalls heute, kann ungesund werden.’

Den heutigen Tag und die Gesamtsituation betrachtend nahm ich mir vor statt mehrmals die Woche nach Bonn zu fahren in Zukunft oft Troisdorf aufzusuchen. Auch dort gab es eine kleine Punkszene mit einigen mir bekannten Leuten, aber am wichtigsten war für mich diese Nachbarstadt von meinem Wohnort Siegburg-Kaldauen aus per Fahrrad erreichen zu können, ich mich dadurch in Zukunft nicht mehr dem Risiko einer Straßenbahnfahrt auszusetzen brauchte.

’Mal schauen wie weit mein Geld reicht... Aber endlich aus Bonn heraus, das ist doch die Hauptsache...’, sagte ich mir als der Wagen über die Rheinbrücke fuhr und die Bonner Innenstadt hinter mir zurückblieb.



1985

»JUNG KAPUTT SPART ALTERSHEIME«

Bärchen und die Milchbubis
Hannover 1980

Der junge Mann schaute mich an, lächelte und nickte mir grüßend zu. Für einen Augenblick erfüllte mich verwundertes Erstaunen, denn er war eindeutig kein Punk und ich erinnerte mich nicht ihn irgendwann am Bonner Kaiserplatz oder an einem der Punktreffpunkte in den umliegenden Städten getroffen zu haben. Es konnte sich auch nicht um einen außerhalb dieser Subkultur lebenden Menschen handeln, denn ich war seit Jahren arbeitslos, ein Einzelkind und lebte zusammen mit meinen Eltern in einer über zwanzig Kilometer entfernten Vorstadt. Die mehr oder weniger regelmäßigen Besuche beim Arbeitsamt waren mein einziger Kontakt zu Menschen außerhalb der Punkszene. Es war sehr unwahrscheinlich zu einer punkfernen Person derartig tiefgreifende soziale Kontakte aufgebaut zu haben, dass dieser sich an mich erinnern und mich bei einer zufälligen Begegnung im Menschenstrom der Innenstadt grüßen könnte.

Auch sein Erscheinungsbild entsprach nicht dem eines Menschen der mich grüßen würde. Durch seine unscheinbare Jacke und dem darunter getragenen schwarzen T-Shirt sah er wie viele der einkaufswilligen Passanten aus. Das Haar war nicht sonderlich lang, jedenfalls nicht so lang, als dass man seine Frisur als eine Neigung zu Nonkonformismus deuten konnte und nicht so kurz wie bei Leuten wie Punks üblich. Das Gegenteil war der Fall, denn die dunklen Strähnen waren mittels Gel an die Oberfläche gepresst. Es wirkte als ob deren Besitzer nicht mit ihrem Aussehen zufrieden gewesen wäre und um einen unauffälligen Eindruck bemüht war. Die letzte Rasur lag allerdings schon einige Tage zurück und lange Bartstoppeln bedeckten seine Wangen. Dadurch sah er anders als die anderen Männer aus, denn diese waren entweder glattrasiert oder trugen sorgfältig gepflegte Bärte. Trotz seiner die Augen verdeckenden Sonnenbrille kam mir sein Gesicht bekannt vor und nach einigen Sekunden erkannte ich ihn.

Dies war eindeutig Ralle, der vor drei Jahren immer bei den Punks am Kaiserplatz gesessen hatte und damals selbst einer gewesen war. In diesen mir wie lang zurückliegend erscheinenden Zeiten trug er eine nietenbepflasterte Lederjacke und seinen größten Stolz stellte seine Frisur dar, die aufgestellt die höchste Irokesenfrisur aller Bonner Punks war.

Eine Szene war mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Bei einer der häufigen Demonstrationen waren wir zusammen auf der Flucht vor der Polizei eine schmale Einkaufsstraße entlang gerannt. Ich hatte Glück gehabt und mich dem Zugriff entziehen können, aber Ralle war damals festgenommen worden. Am Tag darauf erschien ein Bild von ihm in der Lokalzeitung das ihn zeigte wie er im Polizeigriff abgeführt wurde, ein Photo das in jener Zeit Symbolcharakter besaß, waren Punks doch während der Jugendrevolte zu Beginn der achtziger Jahre oft in den ersten Reihen der Protestierenden und ebenso oft in Konflikte mit der Polizei verwickelt gewesen.

Das war allerdings Schnee von gestern. Mit dem Erlahmen der Bewegung waren viele Leute, die noch ein Jahr zuvor im Fokus des Interesses gestanden hatten, verschwunden und selbst der ehemalige Vorzeigepunk Ralle wurde nur noch selten gesehen und sah heute völlig anders aus.

Ich nickte ihm ebenfalls zu und betrat schnell die vor mir liegende Buchhandlung Bouvier. Allzu lange gedachte ich nicht zu bleiben, denn ich wollte nur nach einem neuen Werk meines Lieblingsautors schauen, das laut einer Zeitungsmeldung irgendwann in diesen Tagen erscheinen sollte. Zielstrebig suchte ich das Regal mit den Büchern von Bukowski auf, erblickte es nicht und verließ das Geschäft sofort wieder.

Wieder auf der Straße stehend wandte ich sofort meine Schritte in Richtung Kaiserplatz. Erneut sah ich Ralle. Offenbar war er nicht weitergegangen sondern stand mit dem Rücken zu dieser vor einer direkt an das Schaufenster angrenzenden Häuserwand. Sein Anblick war gelinde gesagt etwas ungewöhnlich. Still und bewegungslos wie ein Zeitschriftenverkäufer der Zeugen Jehovas verharrte er vor der Mauer. Dabei hatte einen Arm ausgestreckt und hielt den

vorübergehenden Passanten seine Handfläche entgegen. Es sah aus als wolle er etwas abwehren, aber ich konnte keine Bedrohung erblicken. Anscheinend war diese nur in seinem Gehirn existent. So eine Geste wäre verständlich gewesen wenn er von Rockern, Skinheads oder körperkontaktwilligen Bürgern umringt gewesen wäre, aber jenes war nicht der Fall. Alle Menschen gingen wortlos an ihm vorbei, ignorierten Ralle entweder völlig oder bedachten ihn höchstens mit einem flüchtigen Blick.

Ich wundere mich kurz und ging dann zum nahe gelegenen Kaiserplatz, der seit Jahren Treffpunkt der Bonner Punks war. Dass sich dieser Ort mit der Zeit als erste Anlaufstelle herauskristallisiert hatte war nicht weiter verwunderlich, denn an ihm selbst und in seiner unmittelbaren Umgebung traf man Mitglieder aller gesellschaftlichen Randgruppen und da sich Punks als eine solche ansahen war die Entwicklung logisch. Zudem befand sich am Rande des Platzes eine Frittenbude an der mittlerweile fast nur noch Flaschenbier verkauft wurde. Verständlich, denn an einem Brunnen direkt neben dieser hielten sich meist viele trinkfreudige Obdachlose auf und auch Punks nutzten oft dieses Angebot.

Wie jedes Mal wenn ich diesen Platz besuchte ging ich als erstes zu dem auf Getränkeverkauf reduzierten Imbiss. Zum Glück hatte sich vor der kleinen Verkaufstheke keine auf Befüllungsmittel wartende Menschenschlange gebildet und ich konnte mich direkt an diese stellen. Schon nach wenigen Augenblicken bemerkte eine in einen weißen Kittel gehüllte Frau meine Anwesenheit und schaute mich fragend an.

Ich nannte meinen Wunsch und nur wenige Sekunden später schritt ich mit einer geöffneten Bierflasche in der Hand dem Treffpunkt der Punks am obersten Ende des Kaiserplatzes entgegen. Zu dieser nachmittäglichen Zeit waren erst wenige Punks dort anzutreffen, nur fünf oder sechs von ihnen saßen auf der steinernen Brüstung am Rande eines Brunnens. Unter ihnen befand sich Spike – ein junger Mann mit dem ich mich schon öfter unterhalten hatte – und sofort setzte ich mich neben ihn.

»Warst du gestern eigentlich hier?«, fragte er mich nach einer kurzen Begrüßung.

»Nee, gestern war ich nicht hier, die Tage davor auch nicht. Die Fahrerei ich echt teuer und datt kann in mir gerade am Monatsende selten in der Woche leisten.«

»Du kannst froh sein, datt du nicht hier warst. Leutemäßig waren wie immer mitten in der Woche nicht viele hier, aber der Pit kam irgendwann und hatte Stechäpfel mit. So eine kleine Tüte voll. Er meinte datt knallt gut. Alle haben die gefressen, manche sogar einige von den Dingern. Danach kamen alle mächtig aggressiv drauf und wollten sich dauernd prügeln, auch wegen jedem kleinen Scheiß. Einmal hat sogar die Proll-Petra wie immer wenn sie auf Stress aus ist ihr Gebiss rausgenommen und den Gummiknüppel aus der Jacke geholt. Die wollte irgendsonen normal aussehenden Typen umhauen von dem sie meinte, datt er einer von den Faschos wäre...«

Plötzlich ging Ralle nur wenige Meter an uns vorbei. Ihn am Kaiserplatz bei den Punks zu sehen war an sich schon eine Überraschung, hatte er doch vor einigen Jahren mit der Punkszene gebrochen und nicht mehr diesen Ort und diese Gesellschaft aufgesucht. Aber das Seltsamste an seinem Anblick war seine immer noch weit vor sich gehaltene Hand. Es war haargenau die gleiche Geste wie auch eben vor der Buchhandlung, nur mit dem Unterschied, dass er dort an einer Wand gestanden hatte und nun in gehender Bewegung war.

Spike hatte ihn ebenfalls erkannt, unterbrach seine Erzählung für ein grüßendes Wort.

Wie ich schon geahnt hatte, reagierte der Angesprochene nicht und setzte sich die Hand weiterhin hervorgestreckt einige Meter von uns entfernt ebenfalls auf den Brunnenrand.

’Der ist bestimmt auf einem Trip hängengeblieben und fährt seinen eigenen Film’, vermutete ich und dachte an eine lange zurückliegende Begegnung.

Vor einigen Jahren hatte ich hier zusammen mit einigen Langhaarigen von der linksradikalen Autonomen Gruppe gesessen und mich mit ihnen unterhalten. Einer von ihnen war mir unbekannt gewesen und hatte wirres Zeug geredet, so als würde er lediglich für ihn sichtbare Ereignisse kommentieren. Bevor ich auf die Idee kommen konnte in seinen Worten einen

Bezug zu den besprochenen Dingen zu suchen hatte mein Nebenmann mir geraten nicht auf ihn zu achten. Dieser sei »auf Linse hängengeblieben«, eine Aussage die einen kurzen Moment der Verständnislosigkeit aufgelöst hatte. Bei dieser Bezeichnung hatte ich damals fast automatisch an die oft gegessene Linsensuppe meiner Mutter gedacht und selbst das Essen hunderter von Linsen hatte keinerlei geistige Verwirrung ausgelöst. Nach einer schnellen Nachfrage war mir sofort klar geworden, dass mein Unverständnis auf meiner damaligen Unwissenheit beruht hatte, denn mit "Linse" war ein LSD-Trip gemeint gewesen und diese Droge bewirkte stundenlange Halluzinationen. Normalerweise – so hatte er mir erklärt – verschwanden die Wahrnehmungsstörungen nach einiger Zeit, aber in seltenen Fällen hörten sie nie auf und bei dem seltsamen Sachen sagenden jungen Mann war dies der Fall gewesen. Ralle war wohl auch ein Betroffener dieser Ausnahmeerscheinung oder mittlerweile verrückt geworden. Ersteres erschien mir wahrscheinlicher.

Ich hatte ihn zwar als einen Menschen für den der Konsum von Drogen kein Thema gewesen war in Erinnerung, aber viele der damals bei Hausbesetzungen oder Demonstrationen aktiven Menschen hatten nach dem Wegfall dieser Aktivitäten das entstandene Loch in ihrem Leben mit der regelmäßigen Einnahme von Drogen gefüllt.

Auch er war vor zwei Jahren politisch sehr aktiv gewesen, hatte bei den fast wöchentlich stattfindenden Demonstrationen in der ersten Reihe gestanden, war ein Bewohner eines für wenige Monate von Punks besetzten Hauses gewesen und hatte wie viele Punks den aktiven politischen Protest als einen der wichtigsten Aspekte von Punk angesehen. Nun waren wohl Drogen sein neuer Lebensinhalt und der letzte LSD-Trip hatte für unvorhergesehene und lebenslange Halluzinationen gesorgt.

Ich schaute erneut zu ihm herüber, sah die hervorgestreckte Hand, registrierte seinen abwesend wirkenden Gesichtsausdruck und war froh, dass bei mir das Verschwinden vieler mir wichtiger Dinge lediglich zu einer merklich gestiegenen Alkoholzufuhr geführt hatte.

»Hat die Proll-Petra dann den Fascho verprügelt?«, fragte ich Spike und verdrängt alle Gedanken an gravierende Verhaltensänderungen früher politisch aktiver Menschen.

»Zum Glück nicht, denn wie ein Fascho sah der Typ nicht aus. Die anderen haben sie zurückgehalten, sonst wären bestimmt sofort die Bullen gekommen und es hätte mächtig Stress gegeben«

Er schwieg und führte seine Bierflasche an die Lippen. Offensichtlich sah er seine Erzählung als beendet und jenes als einen Grund für eine Trinkpause an.

Auch ich erinnerte mich an den Hauptgrund meines Aufenthalts an diesem Ort und trank einen Schluck. Dabei warf ich einen Blick auf das Brunnenwasser. Es war grünlich, wirkte trübe und schien schon seit Jahren in diesem Brunnen zu sein.

»Früher sah alles frischer aus...«, sinnierte ich und fühlte mich plötzlich erschreckend gealtert.

...

»Heute Spaß und morgen tot... Scheiß drauf!«, drang der rotzige Gesang der Berliner Punkband "Vorkriegsjugend" aus den Boxen. An diesem Ort solche Musik zu hören war ungewöhnlich, war das "Endstation" doch eine meist von Studenten besuchte Kneipe in der sonst immer nur gängige Chartmusik gespielt wurde. Aber es war ein später Freitagnachmittag und seit einiger Zeit trafen sich die Punks hier um in den Abendstunden in unsere Stammkneipe "BlahBlah" zu gehen. Neuerdings wurde in diesen Stunden immer Punkmusik gespielt, wohl um das Ambiente punkfreundlich erscheinen zu lassen und die Punks dadurch zu einem verstärkten Getränkekauf zu animieren.

Ich schaute Bello an, der neben mir stand und ebenso wie ich ein mit einer Mischung aus kohlenensäurehaltigem Mineralwasser und Tequila gefülltes Glas in der Hand hielt. Das besondere bei diesem Getränk war die durch einen aufliegenden und mit dem Daumen angepressten Bierdeckel verschlossene Oberseite, was ein Austreten der Flüssigkeit verhinderte. Ein unbedarfter Beobachter hätte uns sicher für zwei junge Männer halten können die ihren Alkoholkonsum

zwar reduzieren wollten, aber auf das angenehme Gefühl eines vollen Glases in der Hand nicht verzichten wollten und um unbewusstes Trinken zu verhindern dieses abgedeckt hielten.

»Okay... Jetzt!« sagte ich und zeitgleich schlugen wir die Gläser in einer schnellen Bewegung auf das Holz des Tresens. Sofort stellte sich der erwünschte Effekt ein. Durch den Aufprall begann das Mineralwasser zu schäumen und wir ließen die Bierdeckel los, stürzten das Getränk hinunter.

Den Tequila schmeckte ich kaum, spürte nur wie eine prickelnde Flüssigkeit durch meinen Mund glitt und die Speiseröhre hinab lief. Kurz danach nahm ich ein sich rasch ausbreitendes warmes Gefühl im Magen wahr, eine altbekannte Empfindung die typisch für den Genuss von hochprozentigen Getränken war.

»Datt scheppert mächtig«, meinte Bello und wischte sich über den Mund.

»Echt. Viel besser als normale Schnäpse«, kommentierte ich und musste dabei zu ihm aufschauen. Obwohl er ungefähr so alt wie ich war und mich eine durchschnittliche Körpergröße kennzeichnete war er fast einen Kopf größer als ich, kam ich mir immer wie ein Zwerg vor wenn er neben mir stand. Ich betrachte seine Stachelkopffrisur sowie die Kombination aus abgenutzter Lederjacke und Flickenjeans und wechselte das Thema.

»Kommt der Spike heute eigentlich noch? Wenn hier mal Punk läuft ist er doch immer da«

»Nee, glaube ich nicht. Der ist bestimmt kein Wiedergänger oder so«, antwortete Bello und lachte sarkastisch.

»Wieso? Der Spike ist doch schon öfter hierhin gegangen und immer wieder gekommen«

»Datt meine ich nicht mit "Wiedergänger". Issen anderes Wort für Zombies und so. Aber weißt du echt nix von der Sache? Datt war am Kaiser mindestens zwei Tage lang Gesprächsthema Nummer eins.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Letztes Wochenende war ich nicht in Bonn. Keine Kohle, wie immer wenn am Monatsende die Stütze weg ist.«

»Der Spike ist am Dienstag gestorben, oder vielmehr hat ihn seine Freundin am Dienstag gefunden. Er hatte 'ne Nadel im Arm, sone richtige Schorepumpe. Is' schon blöd wenn man voll auf Junk ist, dann kann einem datt schon mal passieren.«

»Der Spike und Junkie? Datt kann ich mir irgendwie nicht vorstellen. Die Junkies die immer am Kaiser sind sehen ganz anders aus, denen sieht man datt doch voll an. Der Spike wirkte nie so.«

»Son richtiger Junkie war der auch nicht, eher nur einer der sich alle paar Tage mit dem Kram wegballerte. Jedenfalls war er am Sonntag bei seiner Freundin, sie stritten sich wegen irgendwatt und er ging total wütend weg. Als er sich dann am Montag nicht meldete rief sie bei ihm an, aber niemand ging an den Apparat. Am Dienstag ging sie dann wegen irgendwatt in den Keller und fand ihn dort, angelehnt an eine Wand, voll tot und mit 'ner Nadel im Arm...«

»Datt is' ja echt krass«

»Finde ich auch. Er ging wohl nach dem Streit mir ihr direkt in den Keller und wollte sich schnell mächtig bedröhnen. Hat wohl watt falsch gemacht.«

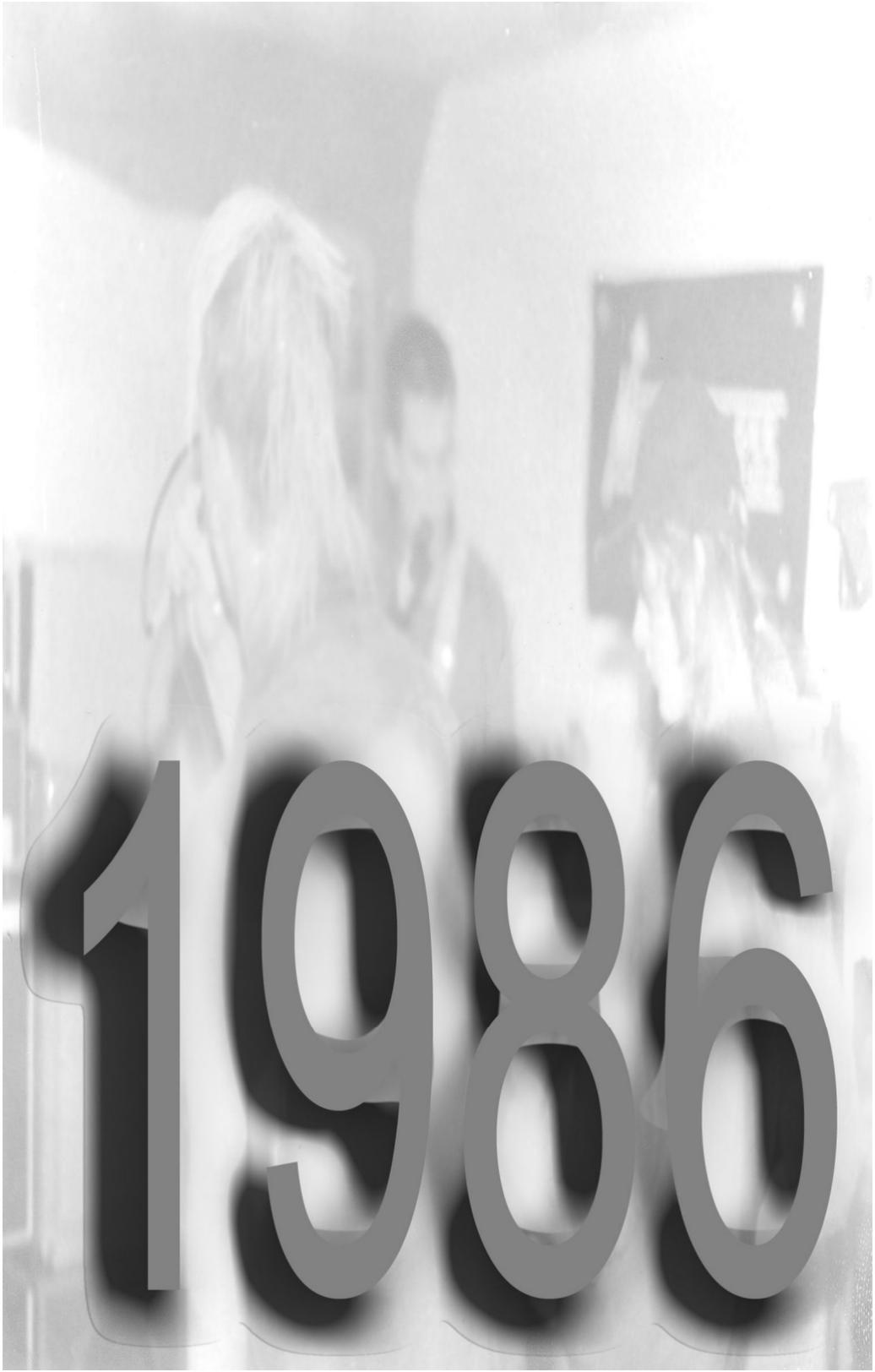
»So eine Scheiße. Also eher ein Beknallungsunfall. Irgendwie werden wir immer weniger, nach der Nase und dem Bäckermann ist das ja schon der dritte Punk von hier der dieses Jahr hops gegangen ist.«

Mein Gesprächspartner antwortete nicht, zuckte mit den Schultern, verzog das Gesicht zu einer Mine die zu den Worten "ist halt so" gepasst hätte, wandte sich um und bestellte ein neues Bier.

Gedankenverloren schaute ich aus einem Fenster und hörte den Gesang von Jello Biafra.

»Now it's 1984«, kommentierte die Stimme.

»84 war zwar letztes Jahr, aber dieses Jahr ist auch echt komisch«, dachte ich.



1986

DIE SCHÖNSTE FRAU DER INNENSTADT

»Eh Meia, hol mal Bier!« brüllte Otze, ein ungefähr zwanzigjähriger, abgerissen wirkender Punk mit zerrupfter Irokesenfrisur und erinnerte mich so an ein Vorhaben, dessen Ausführung ich vor einigen Minuten lautstark angekündigt hatte.

»Ja, is jutt...«, grummelte ich und warf meine bis auf einen kleinen Stummel aufgerauchte Zigarette zu Boden, erhob mich und latschte zu dem hinter mir liegenden Supermarkt. Meine rechte Hand schob sich in die Hosentasche der zerrissenen Jeans und sie ertastete zu meiner inneren Befriedigung einen Geldschein.

Nach zwei bisher getrunkenen kleinen Dosen Bier begann ich mich endlich wohl zu fühlen und beschloss dieses Gefühl noch weiter zu verstärken.

Wie von Geisterhand öffnete sich die zweiflügelige Glastür und erwies mir die Ehre, als neuer Kunde willkommen zu sein. Zielstrebig schritt ich voran, neben mir ritt ein kleines Kind auf einem blechernen Warzenschwein, dessen Mechanik durch den Einwurf eines Markstückes aktiviert werden konnte, und hatte seinen Spaß. Das Kind gluckste vor Freude, versuchte sich auf dem bockenden Gerät festzuhalten, während die Mutter mit verhärmten Gesicht und drei Stofftaschen in den Spülhänden wartend daneben verharrte. Vor dem eigentlichen, mit einem Drehkreuz versehenen Eingang des Supermarktgebietes, hatte sich einige kleine, auf bestimmte Produktgruppen spezialisierte Läden angesiedelt, wie Parasiten, die sich an ihren Wirtskörper drängten und von seinen Aktivitäten lebten, wie dreckige, verschmierte Kleinhändler, deren klapprige Verkaufsstände vor den Toren einer mittelalterlichen Stadtmauer aufgebaut waren und die mit lauten Schreien den Pendlerstrom auf ihre Waren aufmerksam machten.

'Habt ihr gehört, der Jabberwock...', dachte ich in Erinnerung an einen Film der Komikergruppe "Monty Python"

grinsend und betrachtete eine unförmige ältere Frau, die mit knolligem Gesicht und Kassenbrille hinter ihrer Tabaktheke lauerte und auf Kunden wartete.

Ich kicherte laut, so laut dass sogar eine Verkäuferin der Bäckereimetastase den Blick von ihren dreifach neuerhitzten Brötchen abwandte und mir eine Sekunde lang hinterher schaute. Ihr Blick ruhte kurz auf meiner Rückansicht und ich glaubte zu spüren, wie sie verächtlich mein struppiges Haar sowie die zerschlissene Armeejacke musterte, um sich alsdann wieder auf ihre Mohn- und Roggenwelt zu konzentrieren. Derartige Reaktionen interessierten mich natürlich überhaupt nicht. Ich überwand das knirschende Drehkreuz, verzichtete im Gegensatz zu den anderen Konsumenten darauf mir einen Einkaufswagen zu nehmen, ihn ähnlich wie einen stählernen Vorratsbeutel vor mir herzuschieben und bahnte mir zielbewusst meinen Weg. Aus höchstwahrscheinlich verkaufstaktischen Gründen hatte die mehrwertorientierte Verkaufsleitung ihre Waren derartig gruppiert, dass der durchschnittliche Wochenendeinkaufskunde bei der Jagd nach lebensnotwendigen Dingen automatisch an allen Regalen vorbei musste, auch an jenen die angefüllt waren mit billigen Nepp-Artikeln, unnützem Tand und überteuertem Schwachsinn. Diese Geschäftspolitik drängte leider die für mich wichtigste Abteilung, die Getränkeabteilung, und hier speziell das Regal mit den Weißblechgefäßen, in die hinterste Ecke des Supermarktes und so musste ich mir einen langen Weg zwischen Einkaufswagen schiebenden, schnaufenden Menschen hindurch bahnen. Alte Frauen standen suchend und unentschlossen vor zwanzig Sorten Kohlrouladen, Kinder versuchten sich zum Schrecken ihrer Mütter erstmalig in Ladendiebstahl während die Väter schraubengeil in der Ecke mit den Auto-Ersatzteilen herumkrochen und sich überlegend über den Schnauzbart strichen. An der langen Tiefkühltruhe versuchten zwei männliche Rentner fluchend, angefrorene Putenbrustpackungen, die sie zu näherlicher Betrachtung aus dem Schauhaus herausgenommen hatten, wieder aus der Hand zu bekommen und vor der etikettenspuckenden Obstwaage hatte sich eine lange Schlange gebildet.

Ich ignorierte all diese Eindrücke und die überall herumhängenden Werbeplakate, die mit Aufschriften wie »Kaufen!«, »Sonderangebot!«, oder »Preissturz!« Kunden in ihren Banne zogen und wählte eine Abkürzung durch die Gewürzabteilung in der meistens nicht derartig reger Kundenverkehr herrschte. Für einen Augenblick erwog ich die Möglichkeit des Diebstahls einer hundert Gramm Packung Muskat, dachte daran, den Preisaufkleber abzureißen und das offene Tütchen in meiner Hosentasche zu deponieren. Eine ganze Familienpackung Muskat, aufgelöst in zwei Dosen Bier, zeigte meistens neue Möglichkeiten und Nebenwirkungen dieses Gewürzes auf, die den meisten Hausfrauen aufgrund des zögerlichen Einsatzes des braunen Mehls verborgen blieben. Ich zögerte, entschied mich dann für Bier ohne Muskat, denn meine Fähigkeiten als Dieb waren leider viel zu unterentwickelt und ich dachte an die dünne Toleranzgrenze, die das Wirken von Muskat als Droge oder als Gift trennte.

Meine Phantasie unterstützte durch eine kurze Video-Sequenz dieses Vorhaben und zeigte mir eine Szene aus einer möglichen Zukunft...

»Ärrrgghh!«, keuchte Otze und wälzte sich am Boden. Sein Gesicht wurde plötzlich aschfahl und er zuckte und zitterte unkontrolliert aufgrund eines überraschenden Immunschocks.

Nachdenklich betrachtete ich meine Bierdose, aus der Otze eben ausgiebig getrunken hatte.

»Tut mit leid, ist mir wohl der Muskatbeutel ausgerutscht...«, murmelte ich entschuldigend...

Ich erschauerte angesichts der Möglichkeit derartiger peinlicher Momente und beschloss diesen Gefahren gekonnt und überlegt aus dem Wege zu gehen.

»Keine Experimente!«, knurrte ich entschlossen wie Konrad Adenauer und seine CDU in den fünfziger Jahren und ging zum Dosenbier.

Vor einem Regal mit reichhaltigem Angebot orientierte ich mich schnell, fand sofort die billigste Sorte und griff in meine Hosentasche. Meine Hand umklammerte das Papierstück, zog

es heraus und zu meiner freudigen Überraschung zeigte es einen Wert von zwanzig an.

»Hmnn...«, murmelte ich als kritischer Verbraucher fragend und betrachtete das Angebot.

‘Für einen Zwanni könnte ich mir sogar eine ganze Palette Bier kaufen, danach würde es noch für eine Packung Zigaretten reichen und somit wären alle Alltagsprobleme gelöst’, plante ich in Gedanken.

Ich überlegte fünf Minuten, dachte daran dass mir sowieso alles egal war, für heute Abend nichts anderes anstand, in Bonn auch nichts los war und ich eigentlich jetzt und hier genauso gut versacken könnte. Es folgten einige kritische Gedanken, die die Kompatibilität meines Vorhabens angesichts der gesamten Lebensplanung genau überprüften und schließlich grünes Licht gaben.

Erleichtert zerrte ich eine Palette mit vierundzwanzig kleinen Dosen Bier aus dem Regal und schritt wie ein Sieger Richtung Kasse.

‘Datt wird hart, auch ohne Muskat!’, ersann ich einen Werbeslogan und stellte mich mit der die Arme herunterziehenden Palette in die Warteschlange vor einer der fünf Kassen.

Die alte Frau vor mir zog im Schneckentempo ihr Drahtgitterwägelchen hinter sich her, erschöpft durch den Einkaufsmarathon, und ich verfluchte sie und ihre langsame, beschissene Existenz. ‘Die Zeiten von Tante Emma sind halt vorbei’, meckerte ich in Gedanken. ‘Heute muss alles schnell, schnell gehen...schnell einkaufen, schnell arbeiten, schnell Karriere, schnell sterben...geb mal Gas Omi...ich will hier raus und schnell besoffen sein, hihi...’

Die Oma wühlte in ihrem Kleingeld, um den gewollt krummen Betrag möglichst genau zu bezahlen und hielt so den Kundenstrom weiter auf.

»Dreizehn Mark siebenundvierzig... hab doch noch zwei Pfennigstücke...«, brummelte sie etwas hilflos und die Verkäuferin, Ende zwanzig aber Dank der täglichen Stupidität deutlich älter aussehend, beugte sich zu ihr herüber und gemeinsam wühlten sie in dem abgenutzten Portemonnaie.

Nach einer Minute und siebenunddreißig Sekunden hatten sie endlich den gewünschten Betrag zusammengepuzzelt, die alte Frau blickte mit einer Mischung von Glück und Angst kurz auf und raffte dann langsam ihre neuen Habseligkeiten zusammen.

»Fuck you!«, keuchte ich fast unhörbar, als gerade in dem Moment als sich das zur Kasse führende Förderband etwas bewegte und ich meine schwere Last abstellen wollte mir der Einkaufswagen des Hintermannes hart in die Hacken fuhr. Wütend trat ich, gleich eines verärgerten Ackergaules, planlos nach hinten aus, traf ein fahrbares Drahtgestell und hörte ein erstauntes Schnaufen. Der Druck auf meine Stiefel verschwand und ich angelte schnell eine Packung Zigaretten aus dem Kassenregal, warf sie auf die Palette und reichte der Kassiererin meinen Geldschein. Während sie nach Wechselgeld kramte, fiel mir auf, dass mittlerweile die meisten Leute nur noch mit Papiergeld bezahlten, das Wechselgeld in Münzform meistens zu Hause in Ruhe sammelten und in der Bank umtauschten, es allerhöchstens noch im Umgang mit geduldigen Automaten oder halbverfaulten Kioskbesitzern benutzten und es im alltäglichen Supermarktbesuch viel zu umständlich zu handhaben war.

Auch ich pflegte zu Hause alle Münzen aufzuhäufen die nicht in Zigaretten- oder Bierautomaten passten, sie alle fünf Monate zu sortieren und nach einem anstrengenden Bankbesuch mit Papiergeld in der Tasche fröhlich loszuziehen.

Die Verkäuferin reichte mir wortlos den Kassenbeleg und einige Münzen für meine Sammlung und ich griff zu der Palette Bier und verließ erleichtert den Konsumtempel.

»Hey geil!«, begrüßte Otze freudig meine Rückkehr beziehungsweise das plötzliche Auftauchen einer ganzen Pappkiste Bier und grinste breit über das Gesicht.

»Woher haste soviel Kohle? Ne Oma ausgeraubt?«, fragte er über seinen eigenen billigen Witz kichernd und griff sich sofort ein Bier, noch bevor ich meine Last auf dem grauen Betonboden einer dreistufigen Treppe abstellen konnte.

Ich nahm mir ebenfalls eine Dose und hockte mich neben ihm auf die durch die Sommersonne angewärmten Stufen.

»Nee, bin zwar arbeitslos, aber ich hab von meiner Oma watt Kohle geerbt, die verbrat ich jetzt erstmal...«

»Viel Kohle?«

»Ein paar tausend... reicht halt Grad für Bier.«, antwortete ich ausweichend und dachte an die verdrängte Tatsache zurück, dass diese Erbschaft eigentlich mit der sinnlosen Bedingung verknüpft war einen Grabstein zu erwerben, nebst hineingemeißelter technischer Daten der Leiche meiner Oma, und mit dem teuren Klotz ein langweiliges Grab irgendwo auf dem todlangweiligen Waldfriedhof zu kennzeichnen. Da ich meine Oma sowieso nie leiden konnte, sie für total verrückt hielt war ich natürlich nicht bei ihrer Beerdigung gewesen, ließ mich dort durch meine Eltern vertreten und war trotz ständigem Drängen meiner Mutter noch nie an dem Grab gewesen. Als arbeitsloser Realist lag es mir natürlich auch fern, tausende von Mark für einen beschissenen Stein auszugeben, ich vertrat die Meinung, dass Tote nichts mehr brauchten und es kamen auch keine Klagen von Seiten der um ihren Felsen gebrachten Erblasserin. »Die braucht keinen Stein mehr!« sagte ich zu meiner Mutter und setzte das Geld ganz im Sinne meiner Stiftung "Brot für die Welt und Bier für Meia" gezielt ein.

»Wieso gehste denn nicht mehr arbeiten?«, fragte Otze und winkte grüßend einigen jungen, mir unbekanntem Punks zu, die sich in einiger Entfernung niederließen.

»Bin nach der Lehre nicht übernommen worden, in dem Job kriegste hier eh sonst nix und außerdem meinte der Heini auf dem Arbeitsamt, dass mich jetzt sowieso niemand einstellen würde bevor ich nicht Wehr- oder Zivildienst gemacht habe.«

»Und, gehste zum Bund?«

»Glaub schon, denn der Typ auffem Arbeitsamt meinte dass er sich um eine vorzeitige Einberufung kümmern würde. Erwarte eigentlich jeden Tag Post vom Bund...«

»Scheiße Mann!«, grinste Otze mich an, »Wieso willstest denn nich' verweigern?«

»Zivildienst ist doch Pisse!«, antworte ich und dachte an meine Oma, »Im Altersheim Ärsche zu wischen hab ich

überhaupt keinen Bock, nee, da geh ich lieber 'nen bisschen rumballern... Ist doch sowieso alles Scheiße...«

»Sieg heil!«

»Ich kann nichts, ich bin nichts, gebt mir eine Uniform!«, antwortete ich sarkastisch mit einer bekannten Parole und fühlte mich angesichts dieser Zukunftsaussichten etwas verunsichert, verdrängte aber mittels eines tiefen Schlucks Bier das unguete Gefühl im Hinterkopf.

Wir schwiegen einige Zeit, betrachteten dosennuckelnd die an uns vorbeiziehenden Passanten mit ihren kreischenden Kindern, unwilligen Haustieren und den bunt bedruckten Plastiktüten voller dringend benötigter Produkte. Uns reichte an diesem Tag mal wieder eine Palette Bier nebst Zigaretten und einer Handvoll Sonnenschein um uns erträglich zu fühlen und ich konnte mir, obwohl ich mittlerweile dreiundzwanzig Jahre alt war und einen brandneuen, aber leider wertlosen Facharbeiterbrief zu Hause herumliegen hatte, immer noch nicht vorstellen irgendwann im Leben zu einem typischen Durchschnittsbürgerdasein zu finden. Da versoff ich doch lieber den Grabstein meiner Oma, genoss die mir auf den Pelz brennende Sonne und versuchte möglichst nicht an die vor mir liegende neue Karriere als Bundeswehrsoldat zu denken.

»Hi Otze!«, tönte es plötzlich von der Seite.

Sofort wandten wir uns neugierig uns der Stimmquelle zu, und Otze grüßte freudig eine junge Frau, die in einer Gruppe von jungen Punks auf dem Kaufhausvorplatz erschien.

Ich grüßte natürlich nicht, denn ich kannte keinen von ihnen, musterte aber dennoch für einige Sekunden interessiert die Gestalten. Sie waren zu sechst, alle so um die achtzehn Jahre alt, trugen den punktypischen zerfetzten Look und die entsprechenden Frisuren. Zwei von ihnen waren weiblich und auffallend hübsch, ich starrte sie kurz an und wandte mich dann mit einem resignierten, kaum hörbaren Aufstöhnen ab.

»Ach ja...«, hauchte ich schicksalsergeben und griff zu einer neuen Dose Bier, setzte sie an und schüttete direkt die Hälfte des Inhaltes in den Hals. Ich versuchte erst gar nicht die Jahre zu zählen, wusste nur das es schon verdammt lange her war, dass mir eine Frau ihre Zuneigung schenkte und ich mich

Dank der Hilfe von König Alkohol schon fast völlig von derartigen Anwandlungen gelöst hatte.

»Haste eigentlich von Belgien gehört?«, fragte Otze und lenkte mich erfolgreich von einem schwierigen Thema ab.

»Ja klar, ihr habt ne Karre kaputtgefahren, wa?«

»Ja... war hart... du warst nicht mit, oder?«

»Nee, ich war in Münster...«, antwortete ich und dachte an ein kurz zurückliegendes Wochenende, an dem die hiesigen Punks in einem Korso von fünf Autos gen Belgien reisten, um dort den Auftritt einer heimischen Band zu verfolgen, während ich alleine im Zug saß und nach Münster fuhr, begierig darauf, eine Band namens "Skeezicks" zu sehen, die eine der ersten in Deutschland war deren Sound sich durchaus mit dem schnellen Amihardcore vergleichen ließ.

»Datt Konzert war ganz gut...«, erzählte Otze, »...waren ja auch mit vielen Leuten da. Später dann, als wir fahren wollten, hat die Tigerlili...«

»Die blöde Kuh war auch mit?«, warf ich fragend ein und dachte an die mir bekannte, etwas dümmliche Heavy Metal-Frau.

»Ja, die ist ja auch gefahren, mit ihrem Auto, jedenfalls war die abends dann auch voll...«

»Oh Man...«

»...und hatte keinen Bock mehr zu fahren, also hattse den Freiherrn vollgelabert und überredet datt der fahren soll...«

»Der war doch bestimmt wieder total stramm...«

»Klar, aber wir wollten alle nach Haus und deshalb hat er auch eingewilligt. Wir also losgefahren, nachts durch Belgien, ständig durch irgendwelche kleine Scheißdörfer und nacheinander sind alle eingepennt, alle warn am schnarchen und der Freiherr dann leider auch...«

»Während des Fahrens?«, fragte ich amüsiert.

»Jaja...«

»Als Fahrer?«

»Datt war ja grad die Scheiße!«

»Hihihhi!«

»...jedemfalls hat es plötzlich tierisch gekracht, wir sind alle mächtig durcheinandergeflogen, wussten zuerst gar nicht was

los war bis wir feststellten, dass wir volles Rohr gegen ein Haus gefahren waren. Datt Auto sah ziemlich ramponiert aus, jedenfalls nicht wie eins dass noch fahren wollte.«

»Is euch watt passiert?«

»Nee, zum Glück nicht, Kindern und Besoffenen kann nix passieren, höhö, der Freiherr wusste von nichts und aus dem Haus, dass auch ein paar Kratzer abbekommen hatte, stürmten plötzlich ein Haufen Belgier heraus und kreischten wie bekloppt herum. Kann ich ja verstehen, ist schon Scheiße auf diese Art mitten in der Nacht geweckt zu werden. Natürlich haben die direkt ihre Bullen gerufen, die sofort angedüst kamen und die ganze Sache auch nicht so toll fanden, wir stellten uns dumm und wurden für die Nacht in belgische Einzelzellen gesteckt...«

»Hähä.«

»Am nächsten Tag dann im Zug schwarzfahrend zurück, die meiste Zeit saßen wir dichtgedrängt auffem Bello wenn der Schaffner kam, hat aber geklappt, nur die Tigerlilli war mächtig sauer weil ihre Karre am Arsch war...«

»Und watt ist jetzt mit dem Auto?«

»Datt liegt noch in Belgien, die Bullen haben uns alle Hausverbot für Belgien erteilt und ich glaube nicht, dass wir da noch mal hinfahren, jedenfalls nicht um sonen Schrotthaufen abzuholen. Trotzdem ist die Tigerlilli immer noch am piefen, will vom Freiherrn ein neues Auto...«

»Datt ist die doch selber schuld!«, entgegnete ich empört mit einem deutlichen Anflug von Schadenfreude.

»Klar, der Freiherr war doch nicht mehr zurechnungsfähig... von dem wirdse aber keine Kohle kriegen, woher denn auch?«

»Hähähä..«, lachte ich gehässig und angelte mir eine neue Dose Bier. Mein Blick schweifte kontrollierend über die Umgebung, ein rascher Schwenk vom Busbahnhof zu meiner Rechten über den Platz, die Treppe mit den Punks und den Eingang zum Supermarkt. Plötzlich klickte etwas im Gehirn und wie von fremder Hand geführt richteten sich meine Augen wieder auf die Punks, fixierten eine neu hinzugekommene junge Frau.

Bei ihrem Anblick stockte mir einen Moment der Atem und ich schüttete automatisch fast eine halbe Dose Bier in den Hals.

Selten hatte ich eine derartig hübsche Frau gesehen, eine, deren Gesicht mich sofort faszinierte. Ihr ovales Gesicht zierten zwei himmelblaue Augen, die in perfekter Symmetrie zu der kleinen Nase lagen. Ihr Mund war nicht so groß oder zu klein, ebenfalls perfekt, die vollen und zartgeschwungenen Lippen leicht geöffnet und mit dezentem Lippenstift belegt.

Im Fernsehen oder in Zeitungen pflegten derartig schöne Frauen in Rudeln aufzutreten und auch auf der Straße begegnetem einem öfters perfekte weibliche Prototypen, zumeist schick und adrett gekleidet und eine Aura von Erfolg verbreitend, aber diese Wesen ließen mich kalt, lagen mir genauso fern wie ihre Anzug-Krawatte-Mantel-Begleiter. Das war nicht meine Welt und ich wusste genau, dass diese Leute sowieso nur mit Verachtung auf einen wie mich herabblickten. Aber das eine so unglaublich hübsche Frau eindeutig zu der Punkszene gehörte und dies auch durch ihr Outfit kundtat geschah äußerst selten.

Ich starrte sie fassungslos an, sah, wie sich ihr graziler Körper mit einer trotzigigen Bewegung streckte, das zottelige, schulterlange und orange eingefärbte Haar geschüttelt wurde und sie herüberblickte.

Eine Sekunde lang schaute sie fragend, erkannte dann Otze und lächelte ihm grüßend zu.

Otze grölte etwas und ich stellte mal wieder fest, dass ich wie immer von Frauen nur flüchtig wahrgenommen und eigentlich gar nicht beachtet wurde. Sofort trank ich mein Bier aus, stellte die leere Dose zurück in die Palette und griff zum nächsten Bier.

Otze langte ebenfalls zu, griff sich zwei Dosen und schlurfte langsam auf die orangehaarige Schönheit zu. Für einen Moment gedachte ich ihm zu folgen, verwarf diesen Gedanken dann aber rasch und starrte missmutig vor mich hin, konzentrierte mich auf das Trinken.

'Irgendwas stimmt nicht mit mir...', dachte ich resigniert, übte mich in Kettenrauchen und trank eine Dose Bier nach der anderen. Für meine dreiundzwanzig Lebensjahre waren meine Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht sehr dürftig, ich hatte erst eine richtige Freundin gehabt und diese Beziehung lag

auch schon sehr lange zurück. Offensichtlich hatte ich einige Entwicklungsstufen übersprungen oder schlichtweg ignoriert, wenn ich mir im Geiste meine Altersgenossen betrachtete, für die sich mit dem Einsetzen der Pubertät alles nur noch um das andere Geschlecht gedreht hatte. Während sie bei den obligatorischen Tanzstunden die benötigten Ritualkenntnisse erwarben, trieb ich mich lieber im Fußballstadion herum und als Punk mein Leben umkremelte drehte ich sowieso allen ehemaligen Freunden den Rücken zu, wollte mit ihren vorprogrammierten Lebensläufen und langweiligen Unternehmungen nichts mehr zu tun haben. Punk und Politik füllten diese Lücke hervorragend, und als Punk politisch die Luft ausging gewannen rasch die destruktiven Seiten einer No Future-Einstellung die Oberhand, der Rausch wurde unmerklich zum Lebensinhalt.

»Wixe!« fluchte ich flüsternd, zerknüllte die leere Dose Bier, warf sie laut zu den anderen entbierten Gefäßen und setzte direkt den Nachschub an die Lippen.

‘Müsste die neunte sein...’, dachte ich beim ersten Schluck, vor meinem geistigen Auge erschien aufgrund einer merkwürdigen Verknüpfung das Bildnis einen grimmig dreinblickenden Ludwig van Beethoven und ich kicherte prustend los.

Bier lief mir aus dem Mund, tropfte auf die Jacke, Biergischt wehte herum und aus er Büchse drang eine Schaumeruption empörten Bieres, die ich sofort mit den Lippen auffing.

Einige Passanten starrten mich missbilligend an doch ich ignorierte sie, versank angesoffen erneut in Gedanken.

Mein Glück war, dass ich wider Erwarten doch noch eine Lehrstelle bekommen hatte. Den Ausbildungsberuf kannte ich überhaupt nicht was aber mir auch egal war. Irgendwie wusste ich, dass dies die letzte Chance war, dass ich dieses Angebot nutzen musste um nicht in naher Zukunft völlig im Alkohol zu versinken und die Horrorvorstellung irgendwann selbst zu einen der von mir verachteten Penner zu werden schreckte mich doch sehr. Glücklicherweise entdeckte ich nach den ersten Arbeitswochen die nichtgegläubte Fähigkeit in mir mich auch zu etwas Unangenehmen wie regelmäßiges Arbeiten

zwingen zu können, es als ein notwendiges Übel anzusehen. Aufgrund dieses Charakterzuges und der Unterstützung durch feuchtfrohliche Wochenenden schaffte ich es sogar bis zur bestandenen Facharbeiterprüfung...

»Und jetzt sitzt der Herr Facharbeiter hier in der Sonne, arbeitslos, frauenlos und versäuft den Grabstein seiner Oma...«, kommentierte ich mich unhörbar selbst.

Ein breites Grinsen legte sich auf mein Gesicht und das Bier schmeckte plötzlich ungeheuer gut.

’Watt solls... Scheiß Arbeit, scheiß Weiber, scheiß Bundeswehr... Alles Kacke...’, dachte ich, riskierte dabei einen Seitenblick auf Otze und die hübsche Frau an seiner Seite und öffnete als Reaktion auf diesen Eindruck direkt zwei Dosen Bier, wohl in dem naiven Glauben dadurch schneller trinken zu können.

»Bin lieber besoffen als verliebt...«, brummte ich ins Bier und wusste nicht so recht ob dies eine tiefe Überzeugung oder eine Notlüge war.

»...ich muss jetzt zum Arzt, wegen meinem Rücken...«, hörte ich plötzlich eine helle Stimme in unmittelbarer Nähe und ich schreckte überrascht aus meinem Gedankensumpf auf.

Mein Kopf fuhr herum und ich sah Otze, der sich zusammen mit dem orangen Traum genähert hatte und sich gerade offensichtlich von ihr verabschiedete.

Unerklärlich weich fühlten sich plötzlich meine Knie an als ihr Blick fragend auf mir verweilte und ich setzte nervös erneut die Bierdose an.

»Du trinkst aber viel...«, bemerkte sie halb staunend, halb vorwurfsvoll angesichts der leeren Büchsen und wandte sich dann ab, ging raschen Schrittes Richtung Busbahnhof.

Ich blickte ihrem wackelnden Hinterteil noch einige Sekunden hinterher, wusste nicht genau ob ich sie jetzt nun angewidert oder ihr imponiert hatte und fand keine Antwort.

»Eh, lass mir auch watt über!«, rief Otze vorwurfsvoll ansichtig der geleerten Dosen, trat einige von ihnen zur Seite und suchte frisches Bier.

»Prost du Sau!«, sagte ich, unsere Büchsen prallten mit einem dumpfen, nassen Geräusch aufeinander und wir tranken weiter.

EPILOG

Sie begegnete mir in den nächsten zwei Jahren noch das ein oder andere Mal, bei Konzerten oder in Kneipen, wir sprachen nie ein Wort miteinander. Als die alte Punkszene dann immer mehr zerfiel und ich mich verstärkt bei Hardcore-Konzerten herumtrieb verlor ich sie völlig aus den Augen.

Otze und ich zogen unabhängig voneinander in eine andere Stadt, und erzählte mir irgendwann, dass die schönste Frau der Innenstadt geheiratet hatte und nach Australien ausgewandert sei.

Ungefähr neun Jahre nach jenem Tag vor dem Supermarkt hörte ich von alten Bekannten, dass jene unvergessen hübsche Frau in Australien Selbstmord begangen hatte.

Das Leben ist manchmal wirklich gemein.



1987

MATERIE AM FALSCHEN ORT

Der Anblick der beiden Fleischstücke in der Pfanne schockierte mich. Wie Ohren sahen sie aus, waren in Farbe, Form und Größe menschlichen Hörorganen ähnlich. Das heiße Fett brutzelte vernehmlich und kündigte eine baldige Verzehrfähigkeit an. Meine direkt am Herd stehende Mutter lächelte mich an. Ich glaubte Stolz und Freude in ihren Augen zu erkennen, geprägt von dem Gefühl beim örtlichen Metzger eine ganz besondere Delikatesse erworben zu haben. Rasch blickte ich erneut zu dem erhitzten Küchengerät, in dem Bewusstsein mit einer Mischung aus kulinarischer Überraschung und der Konfrontation mit einem bis dato unbekanntem menschlichen Abgrund konfrontiert worden zu sein.

Zum Glück war dem nicht so und erleichternde Erkenntnis erfüllte mich. Trotz ihrer mir unverständlichen Vorliebe für Fleischgerichte offenbarten meine Eltern keinerlei kannibalistische Neigungen, obwohl es in der Regel nur eine unbedeutende Rolle spielte zu welchem Lebewesen die Mahlzeitbestandteile vorher gehört hatten. Auf den zweiten Blick sah ich, dass es sich bei den vermeintlichen Ohren um zwei Scheiben einer großen Fleischwurst handelte, welche meine Mutter schnell anbraten wollte.

Allerdings waren diese im Gegensatz zu den runden Teilstücken mir bekannter Würste rechteckig und ungefähr von Ausmaß eines Erwachsenenohres. Zu der an menschliche Haut erinnernden Farbe gesellte sich deren veränderte Form, die bei einem flüchtigen Seitenblick jene Verwechslung hervorrufen konnte. Unter dem Einfluss der Hitze hatten sich die Ränder der Wurstscheiben emporgehoben und sich zur Mitte hin zeigend aufgewölbt. Diese Biegungen waren asymmetrisch, traten an manchen Stellen weitaus stärker als an anderen Punkten in Erscheinung, ähnelten nur selten jener auf der ihnen gegenüberliegende Seite der Fleischscheibe. Ich glaubte zwei Ohrmuscheln zu erkennen, sowie durch die gleichartig starke

Biegung an den beiden Enden einer schmalen Seite etwas das erschreckend einem angebratenen Ohrläppchen glich.

„Ich ziehe mich jetzt schon um, in einer halben Stunde will ich los...“, informierte ich meine mich fragend anschauende Mutter und ignorierte die optische Täuschung neben ihr.

„Jetzt schon? Wir haben doch noch früh am Abend und es reicht doch wenn du gegen Mitternacht in der Kaserne bist.“

„Mitternacht ist zu spät. In der Grundi gibt es ja noch diesen komischen Zapfenstreich, um zehn Uhr muss ich dort in der Kiste liegen, sonst gibt's Ärger... Das ist echt bekloppt, so früh kann ich noch nich' pennen. Außerdem ist es bis zu diesem Hunsrückkaff 'ne wirklich mächtige Fahrerei, am Freitag habe ich ja für die Fahrt hierhin fünfeinhalb Stunden gebraucht...“

„Dann musst du dir aber was zu essen mitnehmen, wenn man so lange unterwegs ist bekommt man bestimmt Hunger!“ sagte sie, entnahm der Pfanne nacheinander die beiden Ohren und legte sie auf zwei Teller. Ich wusste, dass dieses Essen als kleine Zwischenmahlzeit für sie und meinen Vater gedacht war, aber bevor sie auf die Idee kommen konnte mir auch ein Ohr zu braten und für die Fahrt einzupacken wandte ich mich um und ging schnell in mein nur drei Schritte entferntes Zimmer.

Der Anblick der am Boden liegenden Matratze und der mit Punkparolen besprühten Wände war mir vertraut, genauso wie der des buntbemalten Kühlschranks am Kopfende der Ruhestätte. Jener wirkte zwar etwas unpassend, aber ich hatte ihn vor einigen Jahren umsonst erhalten und ihn visuell dem Gesamtdesign des Raumes angepasst. Um mich von der lästigen Pflicht eines Küchenbesuches bei wiederholt auftretenden Getränkewünschen zu entbinden diente er mir als Lagerstätte für Dosenbier. Auch in einem Augenblick der Dienstvorbereitung wusste ich ihn zu nutzen, öffnete dessen aufkleberbewehrte Tür und entnahm dem niedertemperaturigen Spaßpatronendepot mehrere Bierdosen, legte sie in einen aufnahmebereiten Bundeswehrrucksack. Sie waren für den Abend in der Kaserne gedacht und sollten die bevorstehenden Stunden in einer spartanisch eingerichteten Stube durch künstlich erzeugte mentale Reize versüßen.

Schnell schlüpfte ich aus den unverschnürten Armeestiefeln, entledigte mich der Jeanshose und des löchrigen Sweat-Shirts, griff zu den bereitliegenden Uniformklamotten, zog sie an. Das Tragen des olivgrünen Kampfanzugs (meine Alltagskleidung) war zwar etwas ungewohnt, aber ich war froh darüber, fühlte mich darin doch deutlich wohler als in einem kleinen oder großen Dienstanzug.

Ich schaute auf meinen Wecker am Kopfende neben der Matratze und beschloss direkt zur Bushaltestelle zu gehen. Zwar wollte ich vor Fahrtantritt noch eine Zigarette rauchen, aber jenes konnte ich auch während des Wartens machen.

Ich griff meinen Rucksack und verließ mein Zimmer, öffnete mit dem Vorsatz mich kurz zu verabschieden die Wohnzimmertür und betrat den von meinen Eltern meist genutzten Raum der Wohnung.

Wie immer lief der Fernseher, zeigte bewaffnete Kuhhirten aus dem Amerika des letzten Jahrhunderts die eine Gruppe stumpf blickender Wiederkäuer durch die Gegend trieben. Sofort fühlte ich mich an die Bundeswehr erinnert.

Neben dem für einen Sonntagnachmittag typischen Film bot sich ein schon oft gesehener Anblick. Den Raum dominierte der Fernsehsessel meines Vaters, welcher der flimmernden Apparatur am nächsten stand und in dem man sofort Platz nehmen konnte um sich den Bildern einer öffentlich-rechtlichen Traumfabrik zu ergeben. Sein Standpunkt unterstrich die Bedeutung als ein für den ranghöchsten Zuschauer vorgesehener Sitzplatz, denn der zweite Sessel stand etwas weiter vom Fernseher weg und musste erst gedreht werden bevor man sich der visuellen Berieselung aussetzen konnte. Auf diesem Sitzplatz hatte ein Mensch aufgrund der Position automatisch das Gefühl in der zweiten Reihe zu sitzen und eine untergeordnete Stellung einzunehmen.

Direkt an die linke Fernsehsesselseite grenzte eine Flanke des geräumigen Wohnzimmertisches, eine Anordnung die dem im Hauptsessel sitzenden Menschen erlaubte ohne nennenswerte Anstrengungen Dinge auf diesem abzustellen.

Der dritte Sitzplatz war eine an der Wand stehende und direkt an den Tisch angrenzende Couch. Auf jener saß meine Mutter und lächelte mich an. Bestimmt gab ich in meiner

Uniform ein für sie ungewohntes Bild ab, hatte sie mich doch noch nie in einem derartigen Aufzug gesehen.

Es war erstaunlich warm im Wohnzimmer. Der Kohleofen neben der Tür war in Hochbetrieb und verströmte unaufhörlich angenehme Wärme. Mein Vater hatte den Temperaturen Tribut gezollt und seine Bekleidung an diese angepasst. Er trug ein kurzärmeliges Oberhemd das seine kräftigen Arme sichtbar machte. Als junger Mann hatte er im Ruhrgebiet gewohnt, viele Jahre im Bergbau gearbeitet und mit einem Presslufthammer Kohle aus einem Flöz herausgelöst. Damals hatte er sicherlich muskulös ausgesehen, aber obwohl er in die Jahre gekommen war und schon lange körperlich weitaus leichteren Tätigkeiten in Fabriken nachging konnte man ihnen die innewohnende Stärke ansehen.

Auch meiner Mutter sah man einiges direkt an. Mit ihren für eine Frau kurzen und künstlich gelockten Haaren sowie der unauffälligen Bekleidung aus Bluse und Rock sah sie wie viele ältere Frauen in einer von Menschen der unteren Schichten bewohnten Siedlung des sozialen Wohnungsbaus aus. In der Regel handelte es sich bei ihnen um ausschließlich auf den Haushalt fixierte Ehegattinnen und Mütter, die das Zubereiten von Nahrung, die Reinhaltung der Wohnung und die Erziehung der Kinder als ihren Tätigkeitsschwerpunkt ansahen. Zwar gingen Mitte der achtziger Jahre nicht wenige Frauen einem Beruf nach, aber diese waren meist jünger oder wohnten in besseren Wohngegenden.

Auch an diesem Sonntagnachmittag hatte meine Mutter sich um das leibliche Wohl ihres Gatten gekümmert und mehrere Stunden vor der eigentlichen Abendmahlzeit eine kleine Stärkung zubereitet.

„Schick siehst du aus!“, wertete meine Mutter, nachdem sie ihr eben abgeissenes Ohrstück heruntergeschluckt hatte und grinste.

Gequält lächelte ich zurück, denn obwohl ich das Tragen einiger Kleidungsstücke durch das Punkoutfit gewohnt war fühlte ich mich in Uniform nicht sehr wohl.

„Soll ich dich gleich nach Siegburg fahren oder nimmst du den Bus?“, fragte mein Vater, den man unschwer seinen

Unwillen den gemütlichen Sitzplatz aufzugeben ansehen konnte.

„Mich zu fahren ist nicht nötig... Es ist ja noch recht früh, also kann ich zur Haltestelle gehen und dort in Ruhe noch eine rauchen...“

Während meiner Antwort schaute ich mich um, dachte an die bisherigen in meiner militärischen Karriere gemachten Erfahrungen zurück und Erinnerungen durchzuckten wie Blitze in einem Gewitter mein Gehirn.

Zu meiner Verwunderung hatte ich obwohl ich seit zwei Wochen einer bewaffneten Streitmacht angehörte noch keinerlei Kontakte zu irgendwelchen Waffen gehabt. Bei der Bundeswehr schien es sich um eine extrem disziplinierte Putzkolonne und nicht um eine Armee zu handeln, denn in den beiden zurückliegenden Wochen war die Benutzungshäufigkeit von Putzutensilien wie Besen und Staublappen fast genauso hoch wie in meinen vierundzwanzig vorherigen Lebensjahren zusammen gewesen. Fast jeden zweiten Tag mussten wir die Stube reinigen und es galt einen ähnlich sauberen Zustand wie den eines benutzungsbereiten Operationssaals herzustellen. Ich verstand vieles nicht, zum Beispiel warum eine Falte in der Überdecke des Bettes oder ein nicht im richtigen Winkel an den Tisch gestellter Stuhl die Einsatzbereitschaft der Bundeswehr gefährden könnte.

Am Vormittag vor der geplanten Heimfahrt war es besonders extrem gewesen. Die durch den Zugführer ausgesprochene "Wenn ich Dreck finde üben wir das Stubenreinigen morgen noch mal"-Drohung (wobei "Dreck" natürlich relativ ist, militärisch gesehen kann "Dreck" eine übersehene Staubfluse auf der Oberseite des Spindes oder eine hastig ausgedrückte Zigarette im Aschenbecher sein) sorgte für einen besonderen Putzeifer der Soldaten. So beulte eine kurz vor dem Stubendurchgang in den Mülleimer geworfene Coladose meine Hosentasche auf und während wir strammstanden und die Ausbilder mit kritischen Blicken den fast antiseptischen Zustand des Raumes untersuchten hoffte ich innig, dass kein Vogel von außen an die frisch geputzte Fensterscheibe gekackt hatte und damit mein geplantes Wochenendvergnügen zunichte machte.

Meine Mutter war mit dem Essen fertig und stellte den schmutzigen Teller auf den Tisch. Die beiden benutzten Teller würde sie sicherlich noch heute Abend spülen. Sie war eine besonders um die Sauberkeit der Wohnung und der darin befindlichen Gegenstände besorgte Frau, die selbst wenn nur wenig dreckige Geschirr auf der Ablage neben der Spüle stand sofort tätig werden musste. Von ihr hatte ich den für ein selbstständiges Leben nötigen Grad der Reinlichkeit erlernt.

Plötzlich erwuchs eine Idee in mir. Ich könnte den eine Viertelstunde später fahrenden Bus nehmen und ihr mit einer schnellen Sauberheitskontrolle im Wohnzimmer den bei der Bundeswehr erlernten und dort gültigen Sauberheitsanspruch vorführen.

Sofort wandte ich mich zu den in den Schrankwandfächern stehenden Buchreihen und fuhr prüfend mit dem Finger über deren Oberseite. Das Ergebnis überraschte mich etwas. Offensichtlich lag das letzte Staubwischen schon einige Tage zurück, denn ein grauer Belag auf der Hautoberfläche deutete auf das Vorhandensein einer ausgeprägten Dreckschicht hin. Auch eine erschreckende Unregelmäßigkeit im Gesamterscheinungsbild fiel mir auf. Irgendwann war ein einzelnes Buch entnommen und nach Betrachtung nicht wieder korrekt in die Reihe eingefügt worden. Es stand fast einen Zentimeter weit hervor, störte so die allgemeine Ordnung. Es war mir klar, dass eine solche geringfügige Fehlplatzierung bei Privatmenschen normal und überhaupt recht belanglos war, und für mich nur wegen der täglich erlebten Eindrücke eine peniblere Sichtweise die Regel war. Ein derartiger Anblick könnte bei einem Unteroffizier einen leichten hysterischen Anfall bewirken und als deutliches Zeichen für die Neigung zu einer chaotischen Lebensweise gewertet werden. Aber dies war keine Stube und ich nicht bei der Armee, also war es in Ordnung über verdreckte Bücherhaufen hinwegzusehen.

„Suchst du was Bestimmtes?“, fragte mich mein Vater. Fast automatisch schaute ich ihn an. Seine Frisur mit den nach hinten gekämmten Haaren wirkte etwas unzeitgemäß. Sie derartig zu legen war sicherlich eine alte Gewohnheit aus den fünfziger Jahren. Kurz schoss mir die Frage durch den Kopf

wie ich mit über vierzig wirken würde, wenn ich mir immer noch wie in jungen Jahren Seife in die Haare schmieren würde. Allerdings blieb sie unbeantwortet, denn so schnell wie der Gedanke aufgekommen war verdrängte ich ihn wieder. Das war wirklich Schnee von morgen, nein von übermorgen, eigentlich sogar Schnee des nächsten Jahrtausends.

„Nein, ich bereite mich nur schon mental auf die Bundeswehr vor. Unsere Stube so sauber wie nur möglich zu halten ist das Allerwichtigste im Leben eines Soldaten, und da mich in der nächsten Woche eine mehrmalige Prüfung der Stube auf Sauberkeit erwartet wollte ich hier mal schnell nach ähnlichen Regeln kontrollieren... Also das Bücherfach ist schon mal sehr staubig, "Mehr Staub als Bücher", wie Uffz Schröder sagen würde...“

„Das Fach habe ich beim Saubermachen wohl vergessen, denn vorgestern wischte ich doch Staub...“, warf meine Mutter ein.

Ich antwortete nicht, streckte mich stattdessen und fuhr mit dem Finger über die Oberseite der Schrankwand. Auch dort war Staub, was man an der deutlichen Graufärbung der Haut sehen konnte. Um meine Eltern über das Prüfungsergebnis zu informieren streckte ich ihnen meinen Finger entgegen, verzog dabei das Gesicht zu einer Grimasse die eine Mischung aus Ekel und Triumph darstellen sollte. Diesen Gesichtsausdruck hatte ich oft bei den Ausbildern gesehen und er erschien mir bei meinem momentanen Unterfangen einer Sauberheitskontrolle als ausreichend genug um meine Emotionen anschaulich auszudrücken.

Die schweigende Reaktion meiner Eltern beschäftigte mich nur wenige Sekunden lang, denn fast augenblicklich ging ich zum Fenster und schaute auf die Fensterbank.

Sofort stach mir ein unregelmäßig geformter, weißer Fleck auf dem hellen Grau des mit wasserfester Farbe gestrichenen Metallstreifens ins Auge.

„Die Fensterbank müsste auch mal geputzt werden, die ist ja total vollgeschissen...“, kommentierte ich meine Beobachtung.

„Das kann nicht sein“, antwortete meine Mutter und ich ignorierte ein zerdrückt aussehendes Sofakissen neben ihr. „Ich

habe letztens doch geguckt, da war die noch sauber... Außerdem liegt die Fensterbank doch draußen...“

„Aber sie gehört zur Wohnung, genauso wie der Balkon. Das ist doch auch ein Teil davon und wird er auch wenn draußen liegt jedes Mal von dir geputzt!“

Mit einem Nicken stimmte sie meiner logischen Argumentation zu, während mein Vater gegensätzlich reagierte und ein verächtliches Schnauben erklingen ließ. Dabei murmelte er etwas wie "total verdreht", was er immer sagte, wenn ich ihn mit völlig unbekanntem Ansichten und bisher nicht wahrgenommenen Aspekten konfrontierte.

Ich konnte ihn verstehen, die Sauberkeit eines Fensterbrettes zu kontrollieren kam mir auch etwas übertrieben vor, besonders der Hinweis auf eine unschöne Hinterlassenschaft eines dahergelaufenen Vogels – oder "dahergeflattertes Flugschwein", wie die rechte Hand des Uffz OG/UA Düsenheiß am Mittwoch gesagt hatte – war sicherlich für im Zivilleben heimische Menschen etwas noch nie Gehörtes. Aber einige von ihnen als "streng" angesehene Wertmaßstäbe erschienen mir mittlerweile als der Ausdruck einer legeren Lebenseinstellung in der kleinen Welt einer vorstädtischen Sozialwohnungssiedlung. Wenn ein Vergleich mit außerhalb dieses Unterschichtghettos geltenden Ansprüchen erfolgte waren Unmutsäußerungen verständlich.

Fast zwangsläufig fiel mein Blick auf den an einem Ende der Wand in der Ecke stehenden Fernseher.

Direkt schaute ich hinter das Gerät. Zwischen dem Strom- und dem Antennenkabel entdeckte ich einige am Boden liegende Staubflusen sowie Reste von Spinnweben an einer Wand. Offensichtlich war auch hier nicht geputzt worden, und wenn doch, dann nicht entsprechend der mir in meiner momentanen Umgebung ständig gezeigten Reinlichkeitsansprüche. Anscheinend besaß meine Mutter recht lockere Sauberkeitsmaßstäbe, neigte zum Ignorieren in ihren Augen leichter Missstände und war somit lediglich um den Eindruck einer möglichst glänzenden Fassade bemüht. Schaute man hinter diese offenbarte sich schnell ein völlig anderes Bild. Besonders ein Detail stach mir ins Auge und erschreckte mich.

Eine Zimmerpflanze auf der kleinen Stellfläche über dem Fernseher hatte ein Blatt abgeworfen, was den gravierendsten Beleg für mangelhafte Hygiene darstellte.

„Da liegt sonen Blatt am Boden rum...“, sagte ich zu meiner Mutter, „...ist wohl von dem Pflanzending da oben. Egal woher, jedenfalls habe ich gelernt, dass sich so leicht Fäulnisbakterien bilden können und durch die Luft übertragen die Gesundheit der Menschen in der Stube gefährden können!“

„Das ist aber ein Wohnzimmer und keine Stube!“

„Außerdem...“, fuhr ich unbeeindruckt durch den Einwurf meiner Mutter fort. „...liegt neben dem Blumentopf etwas Blumenerde. Die sollte zurück in den Topf, denn dort gehört sie ja hin. Klar, es ist nur eine Teelöffelmenge, aber trotzdem sticht der Dreck sofort ins Auge. wenn Uffz Schröder hier wäre würde er dieses Zimmer als einen Schweinestall bezeichnen und etwas von "im Dreck suhlen" sagen. Dass es hier so dreckig ist hätte ich nicht gedacht, echt nicht...“

Mein Vater zeigte mir einen Vogel, eine oft gesehene körpersprachliche Erwiderung wenn ich etwas in seinen Augen völlig Schwachsinniges propagierte. Das fand ich allerdings nicht und seine Geste konnte mich nicht belasten oder als ernstzunehmende Kritik aufgefasst werden. Eine solche Reaktion war bei Menschen die es gewohnt waren in einer zwanglosen Atmosphäre zu leben bei der Konfrontation mit den schärferen Ansprüchen einer auf Disziplin bedachten Existenz normal.

Für einige wenige Augenblicke überlegte ich diesen Raum einer etwas genaueren Kontrolle zu unterziehen. Dabei dachte ich an einige nicht selbst erlebte aber mir durch Bundeswehrkameraden erzählte Überprüfungsvarianten.

So konnte ich zum Beispiel das Glas der Deckenlampe abmontieren und auf innenliegenden Ruß untersuchen, was ein weiterer sichtbarer Beweis für die an diesem Ort herrschende Unsauberkeit gewesen wäre.

Auch hatte meine Mutter bestimmt nur an eine äußerliche Reinigung des Türschlosses gedacht. Eine Beeinträchtigung durch innenliegenden Staub war mitunter folgenschwer. Er konnte sich anhäufen und die Funktionsfähigkeit des Schlosses außer Kraft setzen. Sein Vorhandensein ließ sich am

einfachsten beweisen indem man vor einer Schlüsselöffnung ein sauberes Taschentuch hielt und durch die andere Öffnung pustete. Etwaiger Staub würde sofort für eine deutlich sichtbare Verfärbung des Tuches sorgen.

Obwohl ich um die visuelle Aussagekraft der Resultate wusste, verzichtete ich auf eine Anwendung der Kontrollmethoden, schaute stattdessen auf meine Armbanduhr und beschloss sofort zur Bushaltestelle zu gehen.

„Ich gehe jetzt los, zum Bus und dann kann ich in Siegburg direkt in die Straßenbahn umsteigen!“

„Aber dann musst du bestimmt zehn Minuten warten“, antwortete meine Mutter nach einem schnellen Blick auf die Wohnzimmeruhr.

„Das ist in Ordnung, schließlich möchte eine rauchen... Tschöö dann, bis Freitag!“

Ich griff zu meinem auf dem Teppich abgestellten Rucksack, und schaute auf das flimmernde Bild des Fernsehers. In diesem Augenblick wurde die Kuhherde auf das Gelände eines Bauernhofes getrieben. Ein älterer Mann begrüßte die ankommenden Knechte mit einem Lächeln. Sein auffällig breites Gesicht und dessen Gesichtszüge erinnerten mich an den ranghöchsten "Spieß" und "Mutter der Kompanie" genannten Unteroffizier.

Ich seufzte, wünschte mir die vor mir liegende Woche schon hinter mir zu haben und hob den Rucksack an.

SIX PACK

(basierend auf den Lyrics eines gleichnamigen Songs von Black Flag)

»I saw a red door and I wanna paint it black...«, sang Mick Jagger und einige Leute tanzten zu der doch recht veralteten Musik. Diese Menschen bewegten sich seltsam, ihre Art und Weise ähnelte exotischen Ausdruckstänzen. Sie drehten sich um die eigene Achse, schwangen Arme und Beine und Hotte konnte keinen Bezug zu der Musik feststellen. Auch ihr Aussehen erinnerte an eine längst vergangene Zeit: Lange oder ehemals lange und nun zu einer modischen Frisur gekürzte Haare bestimmten das Bild. Zudem bot sich der Anblick von Ringen, langen Ketten und überhaupt jeder Art unsinnigen Schmucks dem Betrachter. Ihre Kleidung war entweder unauffällig oder glich einer zwanzig Jahre alten Mode die Hotte nicht selbst erlebt hatte, aber an die sich seine Eltern bestimmt noch erinnern konnten.

Hotte wandte gelangweilt seinen Blick wieder von den Tänzern ab, nippte mehr aus Routine als aus wirklichem Durst an seinem Bierglas und schritt in den benachbarten Raum mit den Spielautomaten. Die Musik war hier etwas gedämpfter, nicht so laut wie direkt vor den Boxen und man konnte sich sogar unterhalten.

»Da bist du ja!«, hörte er eine bekannte Stimme und sah eine junge Frau mit ausgestreckten Armen auf sich zukommen.

»...sieht so aus...«, murmelte er und stellte sein Bierglas vorsichtig auf einem schmalen Bord ab. Wortlos schlang sie die Arme um seinen Hals, reckte sich dabei unmerklich und küsste ihn. Er erwiderte die Umarmung, intensiver als er eigentlich wollte, so dass es über eine normale Begrüßung hinausging. Er mochte Küssen, den Duft ihrer Haare so direkt vor seiner Nase, die weiche Haut in seinen Händen und er verdrängte die Tatsache, dass er schmeckte was sie zu Abend

gegessen hatte. Hart presste er seine Lippen auf die ihren, ihre Münder öffneten sich leicht und seine Zunge bahnte sich ihren Weg zum weiblichen Kontrahenten. Spielerisch rangen sie miteinander und er spürte wie die Zähne sich berührten. Küssen war seine Leidenschaft, er genoss jede Sekunde des Kontaktes, obwohl er diesen Ort in erster Linie des Bieres wegen aufsuchte.

»...meine Eltern wollen immer noch nicht, dass du mal zu Besuch kommst. Die wollen keine Punks im Haus...«, sagte Petra als sich ihre Gesichter in einer kurzen Atempause trennten. Hotte dachte an seine neugierige Mutter die jeden Damenbesuch verleidete, und dass er es zu Hause nicht aushielt, lieber immer unterwegs war, woanders, nur nicht zu Hause.

'...und wenn ich alleine im Dunkeln auf 'ner Parkbank sitze...', dachte er sich. '...da fühl ich mich wohler als zu Hause... Na ja, seh' ich die Alte halt nur hier...'

Er wunderte sich sowieso, dass diese Frau Gefallen an ihm gefunden hatte, ihm zusah während er sich betrank und sich seine in gelegentlichen Kommentaren gezeigte negative Grundeinstellung ausdrückte. Es war ihm unerklärlich, warum sich dieses Wesen aus einer anderen Welt zu ihm hingezogen fühlte, er erwiderte ihre Annäherungsversuche überrascht und war froh, etwas Anerkennung zu finden.

»...letztens waren wir auf einer Exkursion in Frankreich«, erzählte sie von ihrer Beschäftigung als Geologiestudentin. »...dort war unsere Gruppe in einem Steinbruch... Diese Falten... Hat mich echt fasziniert. Dort waren an einer Wand verschiedene Erdzeitalter in Form von Ablagerungen abzulesen. Selten diese Dichte. Aufgrund der Dicke müssten auch viele Fossilien zu finden sein wenn dort mal ein Flussbett war. Aber wie die typischen Ablagerungen eines Flusses aussehen, lernen wir erst im zweiten Jahr. Jedenfalls hatte der Granit eine tolle Farbe...«

Hotte hörte nur mit einem Ohr zu, nahm lieber noch einen kleinen Schluck Bier und beobachtete die anderen Gäste. Da er sein Geld als Arbeiter in einer Fabrik verdiente waren Studenten eine andere Welt für ihn, eine Welt, in der

persönliche Wünsche wichtiger waren als die Aussicht später eine Beschäftigung zu finden, Hauptsache das Studium nahm lange genug in Anspruch. Ihm war es egal, ob jemand tibetanische Medizin, Jura oder psychologische Geologie studierte, Studenten waren hauptsächlich potentielle Vorgesetzte die nach dem Studium Befehle gaben auch wenn diese so sinnreich wie die Äußerungen eines Mutterkuchens waren. Eigentlich mochte er keine Studenten, sah in ihnen eine Ausgeburt von Praxisfeindlichkeit gekoppelt mit teilweise geistigem Unvermögen und er fand in ihren Ausführungen keinen Bezug zu seiner Realität. Er erinnerte sich noch daran, dass einmal ein Student als Aushilfe eingestellt wurde, und ihn beschämte die Tatsache wochenlang zu glauben, dass es sich bei dieser Person um einen körperlich oder geistig Behinderten handelte, der aufgrund der Quotenregelung und den damit verbundenen finanziellen Anreizen für den Arbeitgeber einen Job gefunden hatte. Der Grund für diese Annahme bestand darin, dass jener Mensch in salzsäulenähnliche Untätigkeit fiel und erstarrte sobald sein Mitarbeiter außer Sicht war. Das fiel natürlich im Betriebsbild gravierend auf, war es doch Usus, bei fehlendem Auftrag irgendetwas zu tun, sich eine Tätigkeit zu suchen. Immer war etwas zu erledigen und der einfache Arbeiter darauf bedacht möglichst beschäftigt zu wirken. Da dies bei dieser Person nicht der Fall war lag es nah, dass es sich um eine Art Einschränkung durch höhere Gewalt handeln musste, und umso erstaunter war Hotte als er auf Nachfrage erfuhr, dass jener Student war...

»Glaube ich gehe mal zur Lala«, brummte Hotte und wartete keine Reaktion ab.

Er ging zu einer großen Box aus der nicht sehr mitreißende Klänge dröhnten, stellte sein Bier auf einem überall vorhandenen schmalen Bord ab und betrachtete die leere Tanzfläche.

Wie erwartet und doch erstaunlich war sie ihm gefolgt, stellte sich vor ihn, bewies den Geräuschen aus der Box ihren Tribut und anstatt etwas zu sagen, schlang Petra die Arme wortlos um seinen Hals.

Erneut küsste sie ihn, er küsste zurück und genoss den Druck der Lippen. Der Kuss schien sich über Äonen

hinzuziehen, jedenfalls kam es Hotte sehr lang vor, und plötzlich bemerkte er, dass eine ihrer Hände sein Bierglas zur Seite schob.

Fast zeitgleich sah er seine Kumpels an der Theke, verwickelt in Trinkspiele, lachend und redend.

Auf einen Schlag kam sich Hotte falscher am Platze vor als jemals vorher, sehnte sich nach Getränken und Kommunikation.

»Was mache ich hier überhaupt?«, fragte er sich im Geiste, beendete den Kuss und griff wieder zum Bier.

»Ich hab vielleicht 'nen Brand«, kommentierte er seine Aktion.

Das, was sich Fete nannte, war in vollem Gange. Zwar waren es dieselben Leute, die Hotte auch am Wochenende traf und sie gingen einer Tätigkeit – dem Saufen – nach welche auch sonst praktiziert wurde, aber diesmal war einiges anders. Der Ort war aber anderswo, ein kleines Haus in einer Vorstadt, deren Besitzer und Eltern des Veranstalters verreist waren diente als Treffpunkt. Eine Fete hatte den Vorteil, dass man Alkohol selbst mitbringen und bis zum Umfallen trinken konnte, entweder war dann Zeit für ein Schläfchen an Ort und Stelle oder der Moment gekommen die heimatliche Wohnung aufzusuchen. Ein weiterer Vorteil war der Einfluss auf die musikalische Beschallung. Die Leute hatten zwar allesamt ähnliche Vorlieben, aber man war nicht Sklave eines besonderen Geschmackes, und die Auswahl an Tapes und Platten war trotz ähnlicher Richtung nuancenreich, konnte man bei Nichtgefallen einer Musik selbst tätig werden.

Als besonderer Favorit dieser Fete entpuppte sich eine selbstzusammengestellte Kasette, die neben sattbekannten deutschsprachigen Punkhits Songs der schnellen amerikanischen Spielart namens "Hardcore" enthielt. Diese Songs waren bunt gemixt, einem deutschen Lied folgte ein englischsprachiges, aufgrund der unterschiedlichen Stile kam nie Langeweile auf und Hotte fragte sich wie oft dieses Tape schon abgespielt wurde, bekam Zweifel an der Lebensdauer. In diesen Kreisen war schnelle Musik besonders beliebt obwohl

die entsprechenden Langspielplatten in Europa nicht zu bekommen waren und eine Reise nach Amerika voraussetzten. Zum wiederholten Male lief "I don't need society" von den Dirty Rotten Imbeciles. Der langgezogene Schrei zu Beginn des Liedes sorgte erneut für Begeisterung, der Song war rasend schnell und Hotte sang den Refrain überzeugt mit, entsprach diese Feststellung doch dem allgemeinen Lebensgefühl, seiner Grundüberzeugung.

Die Party feierte bereits den zweiten Tag ihres Bestehens, und was im Wohnzimmer begann, hatte sich inzwischen auf sämtliche Räume und Etagen ausgeweitet. Im Keller lärmte jemand auf einem alten Schlagzeug recht schlecht und laut herum, die Toilette war wie immer besetzt, der Veranstalter saß auf dem Teppich im Flur, schwenkte eine Gaspistole und redete davon alle zu erschießen und in der Küche kochten einige Punks irgendwas.

Der Anblick des Stammhalters des Hausbesitzers erinnerte Hotte an eine seltsame Szene, die sich am Morgen abgespielt hatte. Jener Mensch verfiel zu nachtschlafender Zeit in einen Putzrausch und hatte den Einfall das was sonst ein Wohnzimmer war und nun von herumliegenden Gestalten dominiert wurde, aufzuräumen und zu säubern um das gewohnte Bild möglichst wiederherzustellen. Er hantierte mit einem Staubsauger herum der einen infernalischen Lärm erzeugte, aber trotzdem niemanden weckte. Dabei umkurvte er die Schlafenden vorsichtig und warf um Platz für den Saugrüssel zu schaffen eine herrenlose Lederjacke in eine bereits gereinigte Ecke. Leider enthielt die Innentasche eine Gaspistole und ebenso leider löste sich mit einem lauten Knall ein Schuss und – wie um dem Ganzen eine Krone aufzusetzen – startete eine Leuchtkugel ihre Reise und brannte sich durch die Lederjacke einen Weg ins Freie. Der Reinigungsmensch verfolgte erstaunt wie die so ungehemmte Leuchtkugel in Form eines glühenden Balles wie ein Irrwisch durch das Zimmer tanzte, an Schränken, der Mattscheibe des Fernsehers und auf der Tischplatte abprallte und nicht zur Ruhe kommen wollte. Da er vermeiden wollte, dass leicht brennbare Gegenstände Feuer fingen und ihm nichts Passenderes auf die Schnelle einfiel, verfolgte er die umherschwirrende Leuchtkugel mit

dem Staubsauger und wollte diese in dessen Inneres versenken. Eine kurze, wilde Hatz begann, die nicht mit einem Einsaugen der Kugel endete, sondern mit deren baldigen Erlöschen, ein Ende der Gefahr bevor größerer Schaden entstehen konnte.

Hotte nahm sich eine weitere Flasche Bier. Die wievielte des Tages es war wusste er nicht, aber er fand diesen Gedanken uninteressant und machte Anstalten das obere Stockwerk zu besuchen. Ihm war es egal was ihn trieb, war es Neugier, Entdeckungseifer oder einfach Langeweile? Der Grund erschien klein und nichtig, verschwand völlig aus dem Bewusstsein, da König Alkohol in die Trickkiste griff, ihn schubste, und er auf der schmalen, nach oben führenden Wendeltreppe mächtig ins Schwanken kam, einige Farbphotos debil grinsender Familienangehöriger von der Wand entfernte und die Scherben anstarrte.

»Ich hätte die alle angenagelt, hält besser...«, lallte Hotte und er beschloss sich später darum zu kümmern. Jetzt hatte er Wichtigeres vor. Was genau wusste er auch nicht, eigentlich gar nichts, aber das war schon wichtiger als diese Bilder.

Soweit Hotte sehen konnte ging es hier nicht mehr weiter, war ab der ersten Etage Schluss. Weiter oben befand sich nur der Dachboden und dieser war über eine hölzerne Klappe zu erreichen. Zimmer gab es nur drei, darunter ein bieder eingerichtetes, elterliches Schlafzimmer mit Doppelbett dessen Tür zwecks besserer Lüftung offen stand. Dieses Zimmer wurde nicht genutzt, war jungfräulich unberührt, da anscheinend jeder Besucher der Fete außer für einen flüchtigen Blick jeden Kontakt dazu scheute, tiefsitzende Ängste das Zimmer zu betreten dominierten. Außerdem gab es einen weiteren Schlafräum der vom Nachwuchs genutzt wurde, zu welchem aber nicht die beiden weiblichen Gestalten gehörten, die dort gerade regungslos auf dem Bett lagen. Ein kleines Badezimmer mit angelehnter Tür schloss die Wahlmöglichkeiten zum Betreten ab. Überhaupt sah es hier oben auch nicht viel anders aus als im Rest des Hauses. Die Treppe mündete in einen kleinen Flur, der die einzelnen, in sich abgeschlossenen Räume miteinander verband. Sein Boden war von einem länglichen Teppich bedeckt, dessen Maserung

an Erbrochenes erinnerte, an den Wänden hingen neben Familienphotos große gemalte Bilder röhrender Kühe, auf schmalen Stellflächen standen vertrocknete Blumen, Fischköpfe und ähnlicher Unrat.

Das Zimmer neben dem höchstwahrscheinlich menschenleeren Bad schien ihn magisch anzuziehen. Hotte schritt in die kleinere, provisorisch abgedunkelte Unterkunft neben dem elterlichen Schlafzimmer, verspürte unbewusste Skrupel letzteres ohne wirklichen Grund zu betreten. Dieser Raum erschien ihm wie ein Allerheiligstes, wie ein Ort bei dem das Betreten außerhalb seiner Befugnis lag.

Beim Anblick der anscheinend durch Alkohol und andere Substanzen erfolgreich betäubten und nun schlafenden beiden Frauen wurde er an die Möglichkeit zu liegen erinnert und ihn überkam schlagartig eine bleierne Müdigkeit. Schnell wurde der Drang zu ruhen und die Augen zu schließen übermächtig und er nahm auf dem Bett Platz. Am Rand war noch genug Fläche für seinen Körper, die er nutzte um sich lang auszustrecken.

'I don't need society', waren seine letzten Gedanken bevor er in traumlosen Schlaf sank...

... Schlagartig erwachte er, verhielt sich fast schreckhaft als eine Hand sanft seine Seite streichelte. Wie durch einen Nebel sah er die schnippisch grinsende Petra, das Regal erschien unwirklich und das Fenster wie ein grobes Loch. Hotte wusste sofort, dass es die Reste des Schlafes waren die seine Sinne trübten. Die zwei Frauen neben ihm waren verschwunden, anscheinend sofften sie unten weiter oder waren nach Hause getorkelt, dafür lag Petra neben ihm und lächelte erwartungsvoll. Vor einigen Wochen hatte er die Beziehung beendet, denn es war ihm zu unerfüllend geworden sie immer nur in der Öffentlichkeit zu treffen und dort war ihm Bier wichtiger. Auf dieser Fete hatte er sie auch kurz gesehen, einige belanglose Worte mit ihr gewechselt und er ließ es zu von anderen Unterhaltungen und Ereignissen in weitere Räume geschleppt zu werden. Eigentlich hatte er sie kaum gesehen, fast gar nicht, und jetzt lag sie neben ihm und wollte anscheinend die Beziehung neu beleben.

»Na Hotte...«, gurrte sie und rückte etwas näher.

Eigentlich genoss er die Berührung, das sanfte Gleiten ihrer Hand, das Gefühl der Geborgenheit. Er wollte mehr, wurde schlagartig süchtig nach dieser Empfindung von Nähe, aber das leichte Unwohlsein in seinem Magen steigerte sich rasch in nicht geglaubtem Ausmaße und er fühlte sich plötzlich als hätte er einen Stein verschluckt. Er wusste, dass er diesen Stein loswerden musste, der immer mehr störte, jeden Gedanken dominierte, zum Mittelpunkt des Seins wurde. Eilig sprang er auf die Füße, verließ so schnell er konnte das Zimmer, achtete nicht auf das verheißungsvolle Muster des Teppichs und steuerte ohne darüber nachzudenken das Badezimmer an. Der Gedanke an das Gewicht in seinem Bauch dominierte ihn, es musste verschwinden, möglichst schnell, er spürte ein Drängen gen Hals und er ließ sich auf den Knien vor einer blütenweißen Toilette nieder. Mit einem Schlag, als hätte man ein Untier befreit, wanderte der Stein vom Magen durch den Hals Richtung Toilette, es sprudelte nur so aus ihm heraus während er darauf bedacht war die Mitte zu treffen und keine Flecken zu produzieren. Zu seiner Verwunderung war es kein Stein, sondern ein kurzer aber kräftiger Schwall wässriger Brühe, die sich seiner Kehle entrang, bunt gemasert wie der Teppich auf dem er eben gelaufen war. Der Ausbruch dauerte nur wenige Sekunden, ihn interessierte es nicht, ob dabei ein Geräusch entstanden war oder nicht, danach fühlte er sich erleichtert, deutlich besser und neu motiviert.

Er freute sich nicht zur Zielscheibe eines Vorwurfes werden zu können, sprang auf, eilte zurück zu dem Zimmer.

»Jetzt geht es mir wieder besser!«, rief er laut als er den Türrahmen passierte und verstummte sofort, als er das menschenleere Bett sah.

Keine Spur mehr von Petra, offensichtlich war sie gegangen während er sich im Badezimmer vergnügte.

Plötzlich vernahm er Stimmen von unten und den Klang von Musik. Fast zeitgleich verspürte er Durst, das Verlangen nach Bier.

»Muss ich wohl noch einen trinken...«, sagte er zu sich selbst und wandte sich Richtung Treppe.

Jahre später.

Die Stürmer hatten hölzerne Körper, einen Gesichtsausdruck voller Verzückung, abstehende Ohren wie der Rest des Teams und sie waren – drei an der Zahl – auf einer metallenen Stange befestigt. Der Ball war sehr hart, unverhältnismäßig groß und ruhte in Nähe des Fußendes der linken Figur. Der gegnerische Torwart und ein Verteidiger deckten dem Tor am nächsten liegenden und größtmöglichen Bereich ab und ihm war klar, dass er besonders schnell sein musste um zu einem Erfolg zu kommen. Konzentriert hielt Hotte inne, sammelte Kräfte und bemühte innere Lockerheit, eine willkommene Pause im Spiel die recht häufig zum Biertrinken genutzt wurde. Aber da ihm im Moment der Sinn nicht nach Biertrinken oder einem Zug an der im Aschenbecher vor sich hin brennenden Zigarette stand, verzichtete er darauf, verschwendete keinen Gedanken daran. Es dauerte nur eine Sekunde bis er die Zeit zum Agieren gekommen sah und er handelte prompt. Mit einer für das menschliche Auge nicht wahrnehmbaren Bewegung – so schnell musste diese sein – spielte er den Ball möglichst gerade auf den mittelst postierten Stürmer zu, dieser holte aus und schoss die Kugel Richtung Tor. Der Gegner verhielt sich wie erwartet. Torwart und Verteidiger deckten weiterhin den größtmöglichen Raum ab, versuchten der Bewegung zu folgen, aber da er nur reagieren konnte war Hotte wenn er schnell genug war im Vorteil, agierte er mit einigen Sekundenbruchteilen Handlungsvorsprung. Mit einem lauten Geräusch prallte der Ball an die rückwärtige Torwand, fiel hinunter und rollte zum Geldeinwurf. Wenn der Ball langsamer geschossen wurde, konnte ein Spieler schnell reagieren, diesen auffangen und erneut dem Spiel zuführen. Hiermit war Geld gespart, wenn man geschickt genug war konnte man so den ganzen Abend verbringen. Aber heute dachte keiner der beiden Spieler an derartige Sparmaßnahmen.

»8:0«, grinste Hotte.

»Arschloch...«, lautete die Antwort, »Ich geh ma neues Bier holen«

Hotte sah wie sein Gegenspieler zwei verdächtig leere Gläser zur Tränke schleppte und verspürte plötzlich brennenden Durst. Ein Torerfolg gepaart mit einer sicheren Führung war der richtige Moment für eine Pause. Sein Blick folgte der Gestalt die bei einer blondhaarigen Bedienung neue Biere bestellte. Haming kannte er aus seiner Heimatstadt, er war ein langjähriger Trinkkumpan und Student, irgendwas im Bauwesen, und weder er noch Hotte konnten zu diesem Zeitpunkt wissen, dass das Ziel in Form eines Ingenieur-Diploms erreicht werden sollte. Tischfußball beherrschte er zwar nicht so gut, aber Bierholen konnte er, Hotte trank gierig an dem ihm überreichten Glas, fühlte dass der Alkohol sofort seine Wirkung zeigte und dachte an einen neuen Ball.

Plötzlich zupfte ihn jemand von der Seite am Ärmel.

Hotte stellte überrascht sein Bierglas ab, wandte sich um und blickte in das lächelnde Gesicht einer jungen Frau.

Irgendwie kam sie ihm bekannt vor, er konnte sie nicht einordnen und ihm fiel auf die Schnelle auch nicht ihr Name ein.

»Hab jetzt keine Zeit. Muss spielen«, hörte er sich sagen.

Er warf die Kugel durch das Mittelloch ein, ohne jeden Drall, der die Richtung beeinflusste und erzielte mit einem harten Schuss aus der dichtbesetzten Mittelfeldreihe ein weiteres Tor. Dies war eine reine Glückssache, denn wenn das gegnerische Mittelfeld den Ball nicht abblocken konnte bestand keine Chance für Torwart und Verteidigung.

»Scheiße!«, sagte Haming lakonisch, ließ die Griffe los, langte zum Bier und trank einen Schluck.

Hotte nutzte die kurze Pause um erstaunt der jungen Frau hinterher zu blicken, die wie ein Zerstörer unter Volldampf durch die tresenumlagernde Menge pflügte, dabei ihrer Umwelt weder Wort noch Blick gönnte und auffallend schnell und zielstrebig den Ausgang ansteuerte.

»Wer war das?«, fragte Hotte neugierig.

»Haste die nicht erkannt? Das war die Petra...«, antwortete Haming und stellte sein Bierglas ab. »Los, weiter, noch drei Bälle. Zu einem Ehrentor sollte es reichen«, forderte er zuversichtlich.

Hotte griff zu einem weiteren Ball und hatte die Episode schon vergessen. Erneut galt es, sich zu konzentrieren.

»Bloß keinen einfangen«, dachte er. »Ein 10:0 müsste doch möglich sein.«

TARNEN, TÄUSCHEN, VERPISSEN

Ich kam mir etwas doof vor. Das Gefühl kannte ich, hatte es seit meinem über ein halbes Jahr zurückliegenden Eintritt in die Bundeswehr oft verspürt. Aber am Stärksten war es wenn ich diese Kleidung tragen musste. Im Privatleben wäre ich nie auf die Idee gekommen einen derartig hässlichen und an das Design der fünfziger Jahre erinnernden Trainingsanzug anzuziehen. Hier war alles anders. Bei der Einkleidung hatte ein jeder Rekrut dieses "Sportanzug" genannte Sinnbild visueller Phantasielosigkeit bekommen. Während der Dienstzeit durften wir leider nur Klamotten tragen die uns vorher ausgehändigt worden waren, und da sich die Art der Bekleidung an den im Dienstplan aufgeführten Aktivitäten ausrichtete waren alle Soldaten gezwungen das Vorgeschriebene anzulegen. Wie eine ästhetische Provokation zu wirken war ich gewohnt, mit meinem vierundzwanzig Jahren lag ich deutlich über dem Durchschnittsalter der anderen Wehrpflichtigen, konnte bereits auf die Erfahrungen vieler Lebensjahre als Punk zurückblicken. Auch meine unterschiedlichen und selbstbewusst der Öffentlichkeit vorgeführten Bekleidungen zu Beginn der Achtziger wirkten für mich in der Erinnerung oft peinlich. Aber der Hauptunterschied zu diesem "Sportanzug" war, dass das damalige Tragen keine negativen Empfindungen bewirkt hatte, solche höchstens erst Jahre später auftraten, während es jetzt direkt der Fall war wenn ich mich in diese Kleidungsstücke gehüllt sah.

Jacke wie Hose waren in einem dunklen Blau gehalten, und durch den bewussten Verzicht auf andersfarbige Stoffelemente oder den Eindruck von Dynamik erzeugenden Streifen wirkte der Trainingsanzug ähnlich anregend wie der Anblick eines verregneten Herbsttages. Zudem erinnerte er an einem unmodischen Schlafanzug im Farbton eines Beistellsackes zur Hausmülltonne, dessen Sichtung den sofortigen Wunsch nach

einem Löschen des Lichtes auslöste. Als einzige optische Aufhellung im visuellen Einheitsbrei diente ein etwa zigaretenschachtelgroßer Aufnäher auf der linken Brustseite, der auf weißen Grund mit einem schwarzen Bundesadler und dem Schriftzug "Bundeswehr" aufwartete.

Unter der Jacke trug ich ein hauptsächlich von männlichen Mitgliedern der Vorgeneration favorisiertes weißes Unterhemd, welches durch einen gleichen Sticker als Teil der offiziellen Sportkleidung kennzeichnet wurde. Mit Erstaunen hatte ich vor einigen Wochen ein bebilderten Artikel in einer Zeitschrift gelesen welcher berichtete, dass solche Hemden bei New Yorker Discogängern der letzte Schrei seien, der Träger eines solchen eine besondere Reputation genoss. Das verstand ich nicht, denn ich zog ein solches Unterhemd nur an wenn ich es musste, wäre freiwillig nie auf die Idee gekommen ein derartig entstellendes Kleidungsstück zu tragen. Solch eine Vorliebe konnte wohl nur von Menschen entwickelt werden die nie zu einer Mitwirkung in dieser bewaffneten Trachtengruppe gezwungen gewesen waren.

Zum Glück mussten wir nie die zu dieser Kombination gehörenden Schuhe tragen, denn ihnen sah man auf den ersten Blick die fehlende Eignung zu jedweder Funktion an und sie wurden sofort nach Erhalt in einer Spindschublade verstaut und erst zur Abgabe wieder hervorgeholt.

Aus unerfindlichen Gründen bekam jeder Soldat bei der Einkleidung zwei Paar Sportschuhe. Einerseits halbhohe und erstaunlich ästhetisch wirkende Exemplare, die getragen für ein Gefühl der Sicherheit sorgten und mit ihrer besonders grobnoppigen Sohle für Standfestigkeit sorgten.

Das andere weckte Assoziationen zu schwarzgefärbten Ballettschuhen und diese waren aufgrund der dünnen Unterseite höchstens in einer Kombination von Hallensport und Masochismus brauchbar. Aber selbst in der selten aufgesuchten Turnhalle trugen wir diese Laufschuhe. Aus Gründen der Einheitlichkeit musste der anwesende Vorgesetzte auch in diesen Schuhen agieren, was verständlich erscheinen ließ, dass ranghöhere Vorturner stets tunlichst darauf verzichteten ein Tragen der Ballettschuhe zu befehlen.

Nach nur kurzem Lauf auf dem Gelände der Kaserne erreichte unsere Gruppe den außerhalb der Dienstzeiten mit einem Eisentor verschlossenen Ausgang. Das Wachhäuschen – bestehend aus Wachlokal, Aufenthaltsraum und einem Zellentrakt – wirkte im Gegensatz zu den mehrstöckigen Kompaniegebäuden kleiner als ich es von meinen ersten Diensten als Torposten oder Streifensoldat in Erinnerung hatte. Fast schien es als wolle es sich hinter dem hohen Stacheldrahtzaun und den angrenzenden Bäumen verstecken.

Der Torposten hatte den Schlagbaum hinaufgekurbelt, salutierte vorschriftsgerecht als wir an ihm vorbeiliefen und das Territorium der Bundeswehr verließen. Mit einem Schlag fühlte ich mich freier als vorher, wie als hätte ich mit wenigen Schritten eine unangenehme Umgebung verlassen. In der Welt hinter mir wurde jede Kleinigkeit durch die allmächtig erscheinende Dienstvorschrift geregelt. Manche Zeitgenossen bevorzugten eine Existenz in einem derartig starren Rahmen, vermittelte er ihnen doch den Eindruck von Sicherheit. Das allumfassende Regelwerk verlieh ihnen die nötige innere Stabilität um sogar hochgradig geschmacklose Kleidungsstücke anzuziehen und sie bar jeden kritischen Gedankens klaglos zu tragen. Zu diesem Menschenschlag gehörte ich nicht, stets fühlte ich mich eingeengt und ich hätte die Bundeswehr am liebsten sofort wieder verlassen.

Wir waren ungefähr vierzig Leute, da nur unsere "Zug" genannte Einheit den Waldlauf bestritt, an diesem nicht alle vier Züge der Kompanie teilnehmen mussten. Nach wenigen hundert Metern verließen wir die zuerst benutzte Straße und bogen auf einen Feldweg ab. Jener war deutlich schmaler als die asphaltierte Fahrbahn und automatisch verwandelte sich unsere bei Verlassen der Kaserne noch eng beieinander laufende Gruppe in eine lange Reihe von Menschen. Wie um diese Entwicklung zu forcieren und als ob der unter den Füßen spürbare Waldboden automatisch für eine Geschwindigkeitssteigerung sorgen würde, wurden die zuvorderst rennenden Soldaten schneller. Das allgemeine Tempo steigerte sich und die nachfolgenden Läufer versuchten den Anschluss zu halten.

Ich selbst fühlte mich frisch und nach dem vorhergehenden zweistündigen Sitzen in einem Hörsaal gründlich ausgeruht, so dass ich entgegen meiner Fähigkeiten als dritter in der Spitzengruppe lief. So konnte ich auch für einige Augenblicke Stabsunteroffizier Greimer betrachten, dem das Kommando über unsere Gruppe oblag und der getreu seiner Funktion als Vorgesetzter die Führung übernommen hatte.

Er machte den Eindruck einer von ihm als angenehm empfundenen Beschäftigung zu frönen. Seine Gesichtszüge wirkten entspannt und ich glaubte Freude in ihnen erkennen zu können, Erleichterung dem Dienst in einem Kompaniegebäude entronnen zu sein, sich in der freien Natur aufzuhalten und sich körperlich betätigen zu können. Anders seine Untergebenen. Manchen war ihr Unwohlsein anzusehen, was wohl hauptsächlich daran lag, dass sie sich einer ungeliebten und anstrengenden Tätigkeit ausgesetzt sahen und zum Mitmachen gezwungen waren.

Bei mir persönlich war es ähnlich. Die aus fernen Kindertagen stammende Bewegungsart des Laufens praktizierte ich nur noch selten, etwa beim Fußball oder bei einer erzwungenen Flucht vor Bullen oder Nazis. Aber dennoch versuchte ich es positiv zu sehen, verdrängte alle Gedanken an die geckenhafte Kleidung und die sinnlose Tätigkeit. Jeder kleine Schritt brachte mich ein winziges Bisschen näher an das noch in weiter Ferne liegende Endziel heran, jenen von jedem Wehrpflichtigen herbeigesehnten Moment der Auskleidung und der endgültigen Entlassung.

An diese dachte Stabsunteroffizier Greimer bestimmt nicht, auch wenn im Laufe des Jahres das Ende seiner vierjährigen Verpflichtungszeit kommen würde. Er wollte sich erneut und diesmal direkt für acht Jahre verpflichten, um später den erwünschten Status eines Berufssoldaten zu erreichen.

Aufgrund seiner bisherigen Vita konnte man ihn selbst in der durch allerlei Absurditäten gekennzeichneten Bundeswehr als etwas Besonderes betrachten. Bereits im Alter von siebzehn Jahren hatte sich der heute Einundzwanzigjährige freiwillig gemeldet, war gemustert und für voll tauglich befunden worden, hatte sich sofort für vier Jahre verpflichtet. Nach einer kurzen Grundausbildung nahm er wie bei Zeitsoldaten üblich

direkt an einer Ausbildung zum Unteroffizier teil, bestand diese und wurde befördert. Mit nur achtzehn Jahren war er der jüngste Unteroffizier in den Reihen der Bundeswehr gewesen, und ich war mir sicher, dass er in Zukunft nach einigen Lehrgängen der jüngste Feldwebel in der Geschichte der Streitkräfte dieses Staates werden würde.

Aber hierbei handelte es sich um noch nicht gespielte Zukunftsmusik. Seine letzte Beförderung zum Stabsunteroffizier war nur ein Zwischenschritt auf der Karriereleiter, nur eine automatische Heraufstufung innerhalb seiner Ranggruppe nach einer bestimmten Zeit von Dienstjahren und eine Rangerhöhung zum Feldwebel frühestens in einem Jahr möglich.

Wir liefen den leicht ansteigenden Weg hinauf, näherten uns dem zweihundert Meter von der Kaserne entfernten Waldgebiet. Als wir es erreichten verlangsamte ich meine Laufgeschwindigkeit, ließ mich getreu einem zuvor ersonnenen Plan bis auf die letzte Stelle zurückfallen. Der ansteigende Weg verlief zwar schnurgerade und es wäre ein Leichtes für einen der Läufer gewesen trotz der Vorwärtsbewegung über die Schulter zu schauen und mich zu erblicken, aber wie ich angenommen hatte kam niemand und erst recht nicht Stabsunteroffizier Greimer auf diese Idee. Schnellen Schrittes ging ich in ein kleines Waldstück zu meiner Linken, verschwand im dichten Buschwerk an dessen Rand und entzog meine Person der Möglichkeit einer Sichtung. Ich ging noch einige Meter tiefer in das Waldstück hinein und setzte mich erleichtert auf einen Baumstumpf, war mir sicher nicht mehr von außen gesehen werden zu können.

Mein Vorgehen beruhte auf der Tatsache des immer gleichen Weges und den Umstand der deshalb automatisch wieder erscheinenden Läufergruppe. Jener wollte ich mich in einigen Minuten wieder anschließen, was aufgrund der gewählten Laufstrecke keinerlei Schwierigkeit darstellte.

Sie hatte die Form eines "U", bestand aus zwei unterschiedlichen Waldwegen und einen Wendepunkt zu seiner Hälfte. Dort wurde auf eine andere den Rückweg einläutende Sandpiste abgebogen, die parallel zum Hinweg verlief und von diesem nur durch einen fünfzig Meter breiten Waldstreifen

getrennt war. Also war es rein theoretisch möglich, direkt nach Erreichung des Waldes diese Abkürzung zu wählen, die zwar einige Minuten des Wartens bedeutete, aber den großen Vorteil unnötige Anstrengungen zu vermeiden besaß.

Ich setzte mich auf einen Baumstumpf, griff in eine Hosentasche des "Sportanzuges", suchte und fand die mitgenommene Packung mit den Zigaretten. 'Bestimmt bin ich der einzige Soldat der zum Waldlauf seine Kippen mitnimmt...', dachte ich als ich mir einen der nikotinhaltigen Wehrdienstzeitüberbrückungsstängel anzündete. Auch das war eine vorher ersonnene Maßnahme. Das Rauchen sollte mir als Zeitmesser dienen, denn da die gesamte Strecke zwei bis drei Kilometer lang war, würden die anderen Soldaten für die Zurücklegung des Weges ungefähr den gleichen Zeitraum benötigen den ich für den Genuss einer Zigarette brauchte.

'Waldlauf ist doch was für Kinder...', dachte ich als eine innere Stimme Argumente dagegen aufzuzählen begann. '...oder für infantile Erwachsene... Der StUffz Greimer ist auch so einer, in dem Männerkörper steckt doch der Geist eines Dreizehnjährigen... Egal, jedenfalls ist dieser stete Drang sich zu bewegen doch typisch für Kinder. Wenn man den bekannten Effekt einer gesteigerten Lernfähigkeit des Gehirns durch eine möglichst rasche Wiederholung erlernter Bewegungen betrachtet hat Laufen schon einen Sinn. Aber was als Kind von immenser Bedeutung für einen ist, kann im Laufe der Jahre absolut uninteressant werden... Zum Beispiel dieser Spieltrieb... Damals konnte ich mir gar nicht vorstellen irgendwann kein Interesse mehr am Spielen zu haben... Aber die Lebensphase des Spielens ist seit vielen Jahren vorbei und ich befinde mich in jener des Biertrinkens... Hmn... Also kann ein Waldlauf mit einer Hüpfburg oder so verglichen werden, beides dient ja zum auswirkungslosen Abreagieren überschüssiger Bewegungsenergien... Außerdem muss ich wenn ich laufe ein Ziel haben um mich zu motivieren damit ich mein Möglichstes tue um es zu erreichen. Wenn ich beim Fußball einem Ball hinterherlaufe möchte ich diesen bekommen, wenn ich auf der Flucht vor Skinheads bin will ich unbedingt schneller als meine Verfolger sein. Dies ist wirkliche und Höchstleistungen bewirkende Motivation, während mir ein

Waldlauf wegen der Unerreichbarkeit des Ziels absolut sinnlos erscheint. Der Endzweck kann nur darin liegen die Leistungen von Tieren aus der heimischen Faunaszene in Ausdauer und Geschwindigkeit zu übertrumpfen... Das ist doch Quatsch und geht absolut nicht... Überhaupt ist ein Waldlauf doch total sinnlos... Das Leben ist zu kurz um knapp die Hälfte seiner Zeit mit im Kreis laufen zu verschwenden... Wildschweine und Hirsche finden ja auch Wald total geil, aber auf die Idee ständig nur im Kreis zu rennen würden die Viecher nie kommen... Überhaupt ist es Vollquatsch Punkt A mit dem Ziel zu verlassen schnellstmöglich zu jenem zurückzukehren... Die Anstrengung spare ich mir doch lieber und bleibe direkt an Punkt A...“

Zufällig schaute ich auf die Schweißbänder an meinen Handgelenken. Jene trug ich seit vielen Jahren und deren morgendliches Überstreifen konnte nicht durch irgendwelche Vorschriften verhindert werden. Schon öfter war mir befohlen worden diese sofort abzulegen, stets kam ich der Weisung nach, trug sie am nächsten Tag aber erneut. Das erschien mir logisch, denn ich fühlte mich mit Schweißbändern an den Handgelenken wesentlich besser als ohne und überhaupt konnte ich keinen militärischen Sinn in dem die Persönlichkeit drastisch beschränkten Befehl entdecken. Trotzdem wäre eine Uhr jetzt klar besser gewesen. In solchen Momenten vermisste ich eine ständige Zeitanzeige und im Gegensatz zu Schweißbändern waren Armbanduhren erlaubt, wurden nicht als Kleidungsstücke betrachtet. Leider besaß ich keine mehr.

Noch vor einigen Jahren zierte immer eine Armbanduhr mein Handgelenk, aber irgendwann verzichtete ich auf ein derartiges Zeitmessgerät. Im Getümmel vor der Bühne eines Punkkonzertes gingen Uhren oft kaputt und ich war es leid ständig eine neue zu kaufen. Seitdem schätzte ich die Dauer längerer Zeitabschnitte in Zigarettenlängen, und da fast jeder rauchte wurde der Vergleich meistens verstanden.

Einen Moment lang stellte ich mir wie es wäre erwischt zu werden vor, wenn zum Beispiel Stabsunteroffizier Greimer anstatt wie angenommen ein Wildschwein läuferisch zu imitieren mich suchen würde. Meine spontane Zigarettenpause wertete die Dienstvorschrift als "Unerlaubtes Entfernen von

der Truppe", was mindestens zu einem Disziplinarverfahren und vielleicht sogar zu einigen Tagen Haft in einer der Gefängniszellen im Wachhäuschen führen würde.

Im Falle einer Entdeckung gedachte ich mit Ausführungen zu einer plötzlich nötigen Pinkelpause nebst darauf folgender Orientierungslosigkeit zu antworten, sann aber nicht mehr über eine plausibel klingende Formulierung nach, da mein Chronometersatz mir die Nötigkeit der Einnahme einer Warteposition mitteilte. Sofort erhob ich mich und ging zum Rande des voraussichtlichen Rückweges der Läufer.

Ich verbarg mich hinter einem Baum und schon nach kurzer Zeit tauchte der erste schwitzende Läufer auf. Den Gefreiten Hoger an der Spitze zu sehen verwunderte mich nicht, er war als der beste Leichtathlet des Zuges bekannt und stellte mit seinen Leistungen regelmäßig alle Vorgesetzten in den Schatten. Diese waren auch beim Sport immer bestrebt besser als ihre Untergebenen zu sein, da entsprechend der in der Bundeswehr herrschenden Logik ein höherer Rang automatisch von einer größeren Leistungsfähigkeit zeugte und jene bewiesen werden musste. Dass diese Schlussfolgerung meist nur rein theoretischer Natur war und nicht selten durch die Realität widerlegt wurde, belegte der Anblick von Stabsunteroffizier Greimer, der einige Meter hinter Gefreiter Hoger lief und an zweiter Stelle folgte. Das Gros der Soldaten rannte kurz darauf und ohne mich zu sehen vorbei. Als der letzte vorüber war befeuchte ich um Transpiration zu simulieren meine in die Stirn hängenden Haare mit etwas Speichel, verließ schnellen Schrittes mein Versteck, betrat den Waldweg und rannte los. Da ich meine Kräfte auf eine recht unorthodoxe Art und Weise eingeteilt hatte, war ich ausgeruhter als die anderen Läufer und konnte eine höhere Laufgeschwindigkeit an den Tag legen.

Sehr schnell schloss ich zu dem an letzter Stelle laufenden Soldaten auf, überholte den sichtlich erschöpften jungen Mann spielend. Dieses Vorgehen wiederholte ich mehrmals, und als ich über die Hälfte aller Läufer hinter mir gelassen hatte, wurde ich etwas übermütig und schloss auf den letzten Metern zur Kaserne zur Spitzengruppe auf. Es war ein erhebendes Gefühl mit einer fast spielerisch anmutenden Leichtigkeit Leuten das

Nachsehen zu geben die sonst stets besser waren. Erst als ich nur noch meinen Vorgesetzten und Hoger vor mir hatte beherrschte ich mich und blieb an dritter Stelle, wäre es doch zu auffällig gewesen plötzlich ein bisher nie gesehenes läuferisches Talent zu zeigen.

Vor dem Kompaniegebäude endete der dienstliche Hochgeschwindigkeitsausflug, die eben noch rennenden Männer reduzierten ihre Geschwindigkeit auf die des schnellen Schrittes und verschwanden im Dunkel des Eingangsbereiches. Sie hatten es eilig, alle wollten duschen und ihre verschwitzten Körper reinigen, mussten danach die olivgrüne Dienstkleidung anlegen und sich sofort im Anschluss daran vor einem Lehrsaal im Gebäude einfinden. Die dafür vorgesehene Zeit war äußerst knapp bemessen, erstreckte sich nur über einige wenige Minuten. Noch vor einigen Monaten vermutete ich eine gewisse Absicht hinter diesen Vorgaben. Anfangs glaubte ich, dass die wirklichkeitsferne Terminierung eine indirekte Motivation zu schnellerem Laufen beinhaltete, denn wer möglichst rasch den Zielpunkt erreichte hatte danach mehr Zeit zum Duschen. Schon bald verwarf ich diesen Gedanken jedoch wieder, war eine derartige Hintersinnigkeit der Dienstplangestalter nicht vorstellbar. Aufgrund meiner Erfahrungen mit Schreibtischsoldaten und deren mitunter fragwürdigem Verhältnis zur Realität war wahrscheinlicher, dass ein gravierender Fakt wie die Entfernung zwischen den einzelnen Punkten oder die Dauer des Anziehens einfach vergessen oder falsch eingeschätzt worden war.

Stabsunteroffizier Greimer blickte mich an und seine Mimik drückte Anerkennung aus.

„Gute Laufleistung, Gefreiter Meyer...“, sagte er.

Ich nickte und spürte wie sich mein Mund zu einem Lächeln verzog.

Rasch ging ich in das Gebäude, stieg die Treppen zu der im ersten Stockwerk gelegenen Stube hinauf. Mein Lächeln verwandelte sich in ein breites Grinsen als ich an die Fabel von dem Wettlauf zwischen Hase und Igel dachte, in der der unterlegene Hase nur verlor weil er auf eine einfache Täuschung des Igels hereingefallen war. Jenes Beispiel und mein eigenes Verhalten entsprach der unausgesprochenen

Maxime "Mehr schein als sein", welcher in einer durch Dienstroutine und immerwährender Gleichförmigkeit geprägten Organisation wie der Bundeswehr von weitaus größerer Bedeutung als im Berufsleben war. Im Wehrpflichtigenjargon wurde "Mehr schein als sein" weniger prosaisch schlicht als "Tarnen, täuschen, verpissen" bezeichnet, was aber dennoch dasselbe – vortäuschen einer Leistung statt Erbringung dieser – meinte. Die erneute Umsetzung in die Praxis erfreute mich und ich nahm mir vor es in Zukunft in gleicher Form zu wiederholen.

Wenige Minuten später saß ich an dem Tisch inmitten der Stube und rauchte eine Zigarette. Ich hatte mich rasch umgezogen, die ungeliebte Sportbekleidung abgelegt und trug wieder die olivgrüne – Kampfanzug genannte – Uniform der Bundeswehr. Diese wurde bei fast allen Tätigkeiten getragen, egal ob es sich um das Graben eines Erdloches im Gelände oder Sitzen im Lehrsaal handelte. Darüber war ich besonders froh, denn Stiefel und Armeehose waren nichts Ungewohntes für mich. Da mein Tagesablauf beständig durch Unannehmlichkeiten aller Art geprägt wurde konnte ich darauf verzichten dieses Gefühl zusätzlich durch das Tragen abstoßender Kleidung noch zu stärken.

Ich lächelte zufrieden als ich an meine drei Mitbewohner dachte. Direkt nach dem Sport waren sie um ihre verschwitzten Körper zu reinigen zum Duschaum geeilt. Das konnte ich mir sparen. Mein Vorgehen zeigte den klaren Vorteil überhaupt nicht verschwitzt zu sein, also brauchte ich nicht zu duschen und konnte die dafür vorgesehene Zeitspanne für eine erneute Nikotinzufuhr nutzen.

‘Gleich nur noch Lehrsaal - irgendwas mit Panzererkennung oder so... Na ja, interessiert mich nicht besonders, danach eine Stunde Formal und dann ist Dienstschluss...’, dachte ich und inhalierte genüsslich den Rauch. ‘Dann kann ich endlich ins Mannschaftsheim und Bier trinken... Morgen ist Freitag, da ist ja auch nicht viel... Endlich geht es nach Hause, und abends radele ich nach Troisdorf, zum saufen mit den anderen... Schon fast die Hälfte meines Wehrdienstes ist geschafft, wie geil... Nächstes Wochenende ist dann Bergfest, dann liegt der

Mist auch rechnerisch halb hinter mir... Also noch genau 242 Tage und der Rest von heute...'

Die Tür öffnete sich und Lutz – offiziell "Gefreiter Hermann" – stürzte mit nassen Haaren und einem Handtuch in der Hand ins Zimmer. Er öffnete seinen Spind und warf es hinein, begann hektisch seine Uniform anzuziehen.

Ich drückte die Zigarette in einem Aschenbecher aus und spielte mit dem Gedanken mir eine zweite anzuzünden.

„Genug Zeit habe ich ja noch...“, sagte ich unhörbar und grinste.

RÄTSELHAFTE MITTEILUNG

Gedankenverloren betrachtete ich den Billardtisch vor mir. Groß und wuchtig erschien er, füllte über zwei Drittel der Fläche des kleinen Nebenraumes und ließ an den Seiten nur wenig Platz für Sitz- und Stehgelegenheiten. Aus dem Hauptraum dieser Kellerdisco, die aber mehr eine Kneipe mit lauter Musik und winzigkleiner Tanzfläche war, drangen – untermalt vom bizarren Blitzen verschiedenfarbiger Lichter – dröhnende Tonfolgen an meine Ohren. Aus irgendeinem mir unbekanntem Grund spielte der Discjockey meistens Lieder bekannter Bands aus den lange zurückliegenden siebziger Jahren, diese waren mitunter eine Viertelstunde lang, geprägt von schier endlosen Soloparts einzelner Instrumente und wirkten aufgrund ihres Stils Mitte der achtziger Jahre erschreckend anachronistisch. Trotzdem tanzten manchmal Menschen zu dieser Musik, bewegten sich rhythmisch zu den Klängen. Sie zeigten eine körperliche und mentale Reaktion die ich nicht nachvollziehen konnte, bewirkte die Beschallung doch bei mir persönlich entweder einen verstärkten Wunsch nach sofortigem Genuss geistiger Getränke oder einen an Bewusstlosigkeit grenzenden Tiefschlaf auf der Treppe des Notausganges.

»Gestern war ich auch bei dem Konzert im Kulturcafe...«, sagte die neben mir sitzende Stefanie und beendete mit ihren Worten abrupt meine Überlegungen über das private Freizeitverhalten.

»Fand ich ganz gut, obwohl ich auf diese Musik nicht so stehe. Ist mir zu hart und zu krachig«, fuhr sie fort.

»Da war ich ja auch und für ein Konzert in Troisdorf war es nicht schlecht. Aber das wichtigste war für mich alle möglichen Leute zu treffen – das war ja eine Bonner Band und dann kommen auch die ganzen Bonner nach Troisdorf – und mal woanders zu sein, nicht jeden Abend hier im Club rumzuhängen. Die Mucke selbst ist nicht so mein Ding,

normaler Punkrock ist mir zu soft und zu lahm. Zuhause höre ich lieber Ami-Hardcore und so Sachen, das ist flinker und härter als Punk, aber leider sind hier in der Gegend nie Konzerte und um mal richtige Musik live zu hören muss man schon bis Bielefeld oder nach Holland fahren.«

»Mein Bruder fährt auch manchmal nach Bielefeld, ins AJZ. Ist zwar echt ne lange Strecke, aber er meinte es würde sich lohnen. Aber was anderes, gestern habe ich einige Fotos gemacht, und heute direkt entwickelt. Die Bilder sind also schon fertig, die Abzüge habe ich mit, willst du die mal sehen?«

»Ja klar, Fotos sehe ich immer wieder gerne, also lass mal rüberwachsen.«

Stefanie lächelte, griff in die Innentasche ihrer dünnen Jacke und reichte mir einen kleinen Stapel postkartengroßer Bilder.

Neugierig betrachtete ich das zuoberst liegende Foto. Wie alle anderen auch war es schwarzweiß, was keine Überraschung war, mochten manche fotografierende Menschen doch den bewussten Verzicht auf eine Darstellung von Farben, fanden sie rein schwarzweiße Bilder schöner.

Auch ich bevorzugte derartige Momentaufnahmen wenn auch aus anderen Gründen. Seit Jahren pflegte ich Fanzines anzufertigen, die meist Geschichten, Interviews und Berichte über Konzerte oder kleinere Bands enthielten, in einer geringen und nur selten hundert oder mehr Exemplare enthaltenen Auflage erschienen und entweder fotokopiert oder gedruckt wurden. Natürlich pflegte ich beim Layouten Bilder oder Zeichnungen in die Textpassagen einzubauen, aber leider musste ich schon oft die Erfahrung machen, dass sich durch die minderwertige Reproduktionstechnik Fotografien in unschöne schwarze Flecken verwandelten, oder in eine schemenhafte Darstellungen menschlicher Gestalten vor schwarzem Hintergrund, die selbst unter Aufbietung aller Vorstellungskräfte keinerlei Bezug zum Text sichtbar machten. Die einzige Möglichkeit einer halbwegs realitätsnahen Darstellung bestand darin Bilder nachträglich in einer Druckerei von einer Spezialkamera aufnehmen zu lassen, was bei rein schwarzweißen Aufnahmen merklich billiger war.

»Das sind Vendetta aus Bonn«, krächte ich und zeigte auf das Bild. »Bei denen spielt der Volker von Canal Terror am Bass. Aber Vendetta sind mir zu wenig eingängig, Canal Terror waren da klar besser, deren Platte höre ich immer noch oft, obwohl es die Band schon lange nicht mehr gibt.«

Ich schob das gesehene Bild an die unterste Stelle im Stapel und betrachtete das nächste. Offensichtlich handelte es sich um ein Foto von jemanden aus dem Publikum, denn ein glatzköpfiger junger Mann mit ablehnend vor die Brust verschränkten Armen blickte missmutig in die Kamera.

»Der Wolfie guckt aber böse. Er mag es wohl nicht sonderlich fotografiert zu werden. Der ist übrigens der einzige Skinhead in Bonn der schon seit Jahren mit den Punks rumhängt. Ich kenne ihn, der ist absolut kein Nazi wie die ganzen anderen Pimmelköpfe die so rumrennen.«

Auf dem dritten Bild war ebenfalls ein junger Mann zu sehen, allerdings blickte er nicht in die Kamera sondern auf die direkt vor ihm befindliche Bühne und die spielende Band, trank aus einer Bierflasche und trug im Gegensatz zu dem Skinhead auf dem Vorgängerbild eine Lederjacke. Am auffälligsten war jedoch seine Frisur. Die bis auf einen von der Stirn bis zum Nacken reichenden auf einen schmalen Kamm reduzierten Haare standen zu fast halbmeterlangen Pyramiden aufgestellt fast senkrecht ab.

»Der Arno«, grinste ich und freute mich einen Troisdorfer zu sehen. »Hat er das Bild schon gesehen? Höchstwahrscheinlich nicht, denn er ist heute ja nicht hier. Na ja, vielleicht kommt er noch. Normal hat er ja eine völlig unauffällige Frisur, macht kaum was mit seinen Haaren, noch nicht einmal Seife reinschmieren oder so. Ein Iro ist etwas ganz Neues für ihn, und ich weiß, dass er sich genau an diesem Tag die Haare geschnitten hat.«

Plötzlich durchzuckte eine Idee mein Gehirn, gefolgt von dem Wunsch nach schnellstmöglicher Verwirklichung des Einfalls, was allerdings einen Besitz des Bildes voraussetzte.

»Kann ich das Foto haben?«, fragte ich und blickte Stefanie an. »Das gefällt mir wirklich gut, und ich möchte es für das Fanzine verwenden.«

Fast gleichzeitig lächelte sie und nickte zustimmend.

»Klar kannst du es behalten. Es ist ja nur ein Abzug und die Negative habe ich ja immer noch.«

»Danke, eh!«, antwortete ich, grinste breit und verstaute das Foto sorgfältig in der Innentasche meiner Armeejacke.

»Das wird bestimmt lustig«, sinnierte ich erfüllt von Vorfreude über die Folgen des geplanten Vorhabens und griff fast automatisch zu meinem Bierglas.

...

Das Schlagzeugspiel begann langsam, bestand nur aus einer sich stets wiederholenden Folge eines dumpfen Tones der Bassdrum, einer darauf folgenden Snarebetätigung und der Untermalung beider Klänge durch weitaus hellere und kaum hörbare Schläge auf einem Hi-Hat. Durch die Langsamkeit der Rhythmen wurde deren Einfachheit betont, ihre Reduzierung auf das minimal Nötigste. Wenn es in dieser Geschwindigkeit geblieben wäre hätte das Schlagzeug mit Sicherheit schnell langweilig geklungen, wäre es verständlich gewesen wenn sogar ein ästhetisch anspruchsloser Zuhörer von einem entweder von musikalischem Talent unbelasteten oder einem extrem betätigungsunwilligen Drummer gesprochen hätte. Aber dies war nicht der Fall, schon nach wenigen Sekunden steigerte sich kontinuierlich das Tempo und mündete in einer rasend schnell gespielten und hektisch klingenden Taktfolge. Kurz darauf setzte die Gitarre ein, die die einzelnen Akkorde permanent durchspielte und deren Sound elektronisch verzerrt wurde, so zwangsläufig Assoziationen zu lautstarken Metallbearbeitungsgeräten weckte. Zusammen mit dem Gesang – der zornige jungen Mann wollte wohl um seine verbale Ausdrucksfähigkeit zu steigern die Gefühle bei einer Hodenquetschung akustisch darstellen – drückte das aus den Boxen meiner Anlage klingende Lied weitaus besser das Lebensgefühl vieler Punks der achtziger Jahre aus als dies von der melodischen und für meinen Geschmack zu langsamen herkömmlichen Punkmusik erreicht werden konnte. Erneut beglückwünschte ich mich dazu vor zwei Wochen den zusammen mit seinem Bruder Arno bei seinen Eltern lebenden Ralle besucht und mir von ihm diesen Sampler geliehen zu

haben, eine der wenigen und schwer zu beschaffenden Schallplatten auf denen der neue Hardcoresound dokumentiert wurde.

Durch die Musik an meine vorabendliche Idee erinnert ging ich zum Schreibtisch auf dem das Foto von Arno neben meiner Schreibmaschine lag und betrachtete es erneut. Arno war für seinen mitunter exzessiven Alkoholkonsum bekannt der manchmal zu erstaunlichen Gedächtnislücken führte, da große Mengen von Schnaps und Bier mitunter wie eine partielle Amnesie wirkten und jegliche Erinnerung an eigene Handlungen verhinderten. Zudem konnte das Bild wegen der auf der Bühne deutlich erkennbaren Band und der für ihn ungewöhnlichen Frisur nur beim Vendetta-Konzert am letzten Wochenende aufgenommen worden sein. Folglich drängte sich der Gedanke jene Umstände für einen kleinen Scherz zu nutzen förmlich auf.

Ich grinste breit als ich es in die Schreibmaschine einlegte und durch eine kleine Drehung an einem Knopf die papierführende Walze betätigte. Wie erwartet konnte nicht nur dünnes Schreibpapier sondern auch ein wesentlich dickeres Foto eingespannt werden und die freie Rückseite erschien beschreibbar an der Aufschlagsstelle der einzelnen Schrifttypen. Die Größe des Bildes machte es möglich es als Postkarte zu verschicken, den Eindruck einer spontan verwirklichten Grußidee wie sie bei frisch verliebten Menschen keine Seltenheit ist zu bewirken. Außerdem konnte ich die mögliche Verwirrung noch durch einen von einem fernen Ort stammenden Poststempel erhöhen, da ich mich mit Fanzinemachern aus dem ganzen Bundesgebiet in Kontakt befand und die Möglichkeit bestand, einem von ihnen die Karte zuzusenden und ihn zu bitten sie bei sich in den Postkasten zu werfen.

Nachdem ich seine Adresse getippt hatte, überlegte ich ob ich nicht als Absenderabgabe die Anschrift einer Frau angeben sollte, verzichtete aber rasch auf eine derartige Kennzeichnung. Meine Schlussfolgerung war durch einen bewussten Verzicht auf eine Namensangabe den Eindruck der Gedankengänge eines weiblichen Wesens zu erwecken, für welche die Zeit mit Arno etwas derartig bedeutendes gewesen war, dass sie sogar

ohne viel zu rätseln anonym von ihm verfasste Zeilen sofort als die Seinigen erkennen konnte und deswegen annahm, dass es bei ihm ähnlich sei, er von ihr getippte Worte sofort als die Ihrigen erkannte.

Mein Grinsen steigerte sich zu einem leisen Kichern als ich folgenden Text tippte:

Liebster Arno!

Ich möchte mich noch mal für den tollen Abend mit Dir bedanken. Das war echt schön, und außerdem steht Dir die neue Frisur wirklich gut.

Tausend Küsse

Dein Kleeblatt

Danach entnahm ich das nun auf der Rückseite beschriftete Bild, funktionierte es durch Aufkleben einer unabgestempelten Briefmarke in eine Postkarte um und steckte sie in einen bereits gefüllten und beschrifteten Umschlag. Jene Sendung enthielt drei Exemplare meines Fanzines "Geistige Blähungen", sollte an einen Nürnberger Fanzinemacher geschickt werden und in einem bereits vorher fertig gestellten Brieftext bat ich ihn mir einen Gefallen zu tun und die Karte bei sich in einen Postkasten zu werfen.

Den Vorschriften der Bundespost Folge leistend, verzichtete ich auf ein Zukleben des fertigen und als Büchersendung deklarierten Briefes, beschloss ihn direkt einwerfen zu gehen und erfreute mich an der Vorstellung eines verwirrten Arno wenn er in wenigen Tagen starke Selbstzweifel auslösende Post erhalten würde. Dieser Gedanke erheiterte mich, und nur zu

gern würde ich seinen Gesichtsausdruck des absoluten Unverständnisses nach Lektüre des Textes sehen. Angesichts der Postkarte würde er sich dann sicherlich Gedanken über seinen Alkoholkonsum machen, ob er dadurch trotz seiner jungen Jahre eine gravierende mentale Schädigung hervorgerufen hätte oder ob nun der Genuss von einer bestimmten Menge Bier automatisch zu einer Deaktivierung seines Kurzzeitgedächtnisses führen würde.

Fast augenblicklich registrierte ich die inzwischen eingesetzte und nervtötende Stille, stand auf, ging zur Anlage und drehte die Platte um.

Wieder erfüllte laute und schnelle Musik mein Zimmer, und obwohl der Sänger der ersten Band eine klare und angenehm klingende Stimme hatte, deshalb auf den Einsatz von stilistischen Hilfsmitteln wie Daumenschrauben oder ähnliches verzichtete, bestand meine gute Laune weiterhin und ich nahm mir felsenfest vor, nach Ablauf der Schallplatte zum Postkasten zu gehen und den Brief einzuwerfen.

...

»Was willst du trinken?«, fragte die junge Frau, die in dem schmalen Gang zwischen den beiden Thekenseiten auf mich zukam.

Aufgrund des etwas missmutigen Tonfalls wirkte ihre Frage unterschwellig wie eine Anklage, als hätte ich sie mutwillig bei etwas für sie sehr Wichtigem gestört, als wäre der Grund für mein Erscheinen im Club nicht der Wunsch nach Bier und Kommunikation mit Gleichgesinnten sondern einzig und allein die Intention ihr mit permanenten Getränkewünschen das Leben zu erschweren. Letzteres war natürlich nicht der Fall, aber da ich sie flüchtig kannte wusste ich, dass der stete Ausdruck einer gewissen Strenge in ihrer Stimme und der Mimik einen falschen Eindruck von ihrer Wesenshaltung erzeugte denn ich hielt sie für einen recht umgänglichen und netten Menschen. Trotzdem konnte ich es mir sehr gut vorstellen wenn so mancher Gast angesichts des leicht aggressiv wirkenden Klanges den Eindruck bekam kurz vor einem Hinauswurf zu stehen, sie vielleicht direkt nach seiner

Antwort zu dem Türsteher am Eingang eilen würde um ihn um die Entfernung der Person mit dem unverschämten Anliegen zu bitten.

Wie immer direkt nach Betreten meiner Stammlokalität bestellte ich bei ihr ein Bier, und wie immer war ich über die schnelle Erfüllung des Wunsches erfreut, der zu keinerlei langwierigem Warten sondern zu fast sofortigen Biergenuss führte.

Nur wenige Menschen an diesem meist gut bevölkerten Ort zu sehen überraschte mich um diese Zeit nicht. Es war noch recht früh an diesem Freitag, der Abend erst wenige Stunden alt, und da die meisten der Besucher an einem solchen Tag später zu kommen pflegten war mit ihrem Erscheinen erst in einigen Stunden zu rechnen.

Auf der Tanzfläche und im angrenzenden Raum mit dem Billardtisch war niemand, selbst an den direkt an dieser angrenzenden Tischen saß nur eine einzige Person und lauschte der überlauten Musik, die in der fast menschenleeren Örtlichkeit etwas seltsam wirkte.

Lediglich an den beiden Thekenhälften in der Nähe der Zapfanlage saßen einige Menschen, darunter Ralle und zwei männliche Personen die ich nur vom Sehen her kannte. Zwar hatten sie Würfelbecher vor sich stehen, spielten aber nicht, machten offenbar eine kleine Pause, die die beiden mir unbekanntem Leute nutzten um sich miteinander zu unterhalten. Da sich zwischen ihnen ein verwaister Platz befand, an dem neben einem halbvollen Bier und einem leeren Schnapsglas ein weiterer Würfelbecher stand, vermutete ich, dass es sich nur um eine kurzzeitige Unterbrechung wegen der plötzlichen Abwesenheit eines Mitspielers und es sich bei dem Würfelspiel um eines jener handelte bei denen der forcierte Alkoholgenuss im Vordergrund stand.

Ralle schaute mich an, ich bemerkte seinen Blick und grüßte ihn.

»Ist Arno eigentlich hier?«, fragte ich ihn nachdem er meinen Gruß erwidert hatte.

»Ja, er ist hier, aber jetzt mal eben weg zum Pissen. Er hat beim Schocken dauernd gewonnen, bestimmt schon sechs oder sieben Schnäpse getrunken und einige Bier. Außerdem fragt er

jeden ob er eine Frau namens Kleeblatt kenne, sogar die Bedienung hat er deswegen angelabert.«

»Mich hat er noch nicht gefragt, wie auch, ich habe ja noch nicht mit ihm gesprochen. Übrigens kenne ich sowieso keine Frau die sich Kleeblatt oder so ähnlich nennt, auf alle Fälle keine von den Troisdorfer Punkfrauen und in Bonn oder Köln kenne ich auch keine Alte die so heißt. Wer soll das übrigens sein, hat Arno eine nette Frau kennen gelernt und würde sie gerne wieder treffen?«

»Es kann gut sein, dass er sie im Suff irgendwo getroffen hat, aber Arno kann sich an nichts erinnern. Jedenfalls kam er gestern Vormittag in mein Zimmer und hat mich gefragt ob ich sie kennen würde. Er zeigte mir eine komische Postkarte die der Bote eben gebracht hatte, das war so ein auf der Rückseite beschriftetes Schwarzweiß-Bild vom Vendettakonzi und zeigte Arno mit seinem Iro. Da er sich nicht an eine Alte namens Kleeblatt erinnern konnte und auf der Postkarte auch kein Absender war haben wir auf den Stempel geschaut. Die Karte ist zwei Tage vorher unten in Nürnberg aufgegeben worden...«

»Das ist aber seltsam«, meinte ich innerlich grinsend.

»Hallo Meia!«, erklang plötzlich die Stimme von Arno neben mir, der inzwischen von der Toilette zurückgekommen war und sich zu uns gesellt hatte.

»Kennst du eigentlich eine Kleeblatt?«, fragte er direkt und seine Mimik drückte Hoffnung auf eine Klärung der ihn am meisten bewegenden Frage aus.

»Nein, wer soll das sein?«, antwortete ich wahrheitsgemäß, schüttelte den Kopf und unterdrückte den Drang sofort von meiner Idee zu erzählen.

»Weiß ich nitt. Hat Ralle dir von der Postkarte erzählt?«

Er schaute seinen Bruder an, welcher bejahend nickte.

»Jedenfalls war sie am Freitag beim Konzi, hat dort Fotos gemacht, und kommt wohl aus der Gegend von Nürnberg.«

»Wie kommt jemand aus Nürnberg dazu zu einem Vendettakonzert nach Troisdorf zu fahren? Das ist doch eine Riesenstrecke. Außerdem waren dort fast nur Leute die ich kannte, aus Troisdorf, Bonn oder irgendwelchen kleinen Orten hier in der Gegend. ... Hmn ... Vielleicht besuchte sie hier irgendwelche Verwandte und hat zufällig von dem Konzert

erfahren...«, äußerte ich eine Vermutung und wusste gleichzeitig um deren Unmöglichkeit, denn jemand den es nicht gibt hat auch aufgrund der Nichtexistenz keinerlei Verwandte.

»Das könnte sein, schließlich war ich auch letztes Jahr bei Verwandten in Braunschweig zu Besuch und bin dort auf ein Konzert gegangen nachdem ich davon in einer Kneipe gehört hatte. Ich redete zwar mit den Leuten dort, aber die Kontakte blieben recht oberflächlich, wie immer wenn man in einer fremden Stadt auf Besuch ist. Aber am komischsten finde ich, dass ich mich an nix mehr erinnern kann. Okay, auf dem Konzert habe ich das eine oder andere Bier getrunken und war am Ende ein wenig beschwipst, aber wenn man eine nette Frau kennen lernt erinnert man sich immer an sie, vielleicht mal etwas weniger wenn man drissvoll äh... stärker beschwipst war, aber zumindest sind minimale Erinnerungen immer da.«

Arno schaute mich fragend an, verzog wie als würde er körperliche Schmerzen empfinden sein Gesicht zu einer Grimasse. Ich verspürte Mitleid und beschloss seiner vorherrschenden Empfindung der Ungewissheit ein Ende zu machen.

»Wie gesagt, jemand namens Kleeblatt kenne ich nicht«, begann ich, machte eine kleine Pause, trank einen Schluck Bier und fuhr erklärend fort. »Aber ich weiß, dass die Stefanie beim Konzi Fotos gemacht hat...«

»Das ist gut möglich, schließlich hat Stefanie doch schon auf vielen Konzis Fotos gemacht. Aber abgeschickt kann sie es wohl nicht haben, denn die Karte wurde in Nürnberg abgestempelt.«

»Vielleicht musste sie irgendwie nach Nürnberg und hat die Karte dort eingeworfen.«

»Von Troisdorf nach Nürnberg und zurück nach Troisdorf an einem Tag... Das kann ich mir nicht vorstellen, denn selbst mit dem Auto ist es mächtig weit. Die Fahrerei dauert Stunden. Wenn Stefanie also das Bild gemacht und die Karte geschrieben hat, hätte sie den Film morgens entwickeln, dann schnell nach Nürnberg runterdüsen, die Karte einwerfen und sofort zurück nach Troisdorf fahren müssen, denn schließlich habe ich sie am Samstagabend recht früh hier getroffen. So ist

die Stefanie doch nicht drauf, eigentlich habe ich noch nie eine Alte kennen gelernt die so verrückte Sachen macht. Theoretisch wäre es möglich gewesen mit Stefanie rumgemacht zu haben, wenn man beschwipst ist macht man manchmal die tollsten Dinge. Aber wenn etwas passiert wäre hätte sie es erwähnt oder ich hätte etwas bemerkt, aber sie wirkte ganz normal.«

»Ich glaube auch nicht, dass Stefanie am Samstag schnell in Nürnberg war. Abends war ich auch hier, und sie wirkte sehr ausgeruht, überhaupt nicht wie jemand der den ganzen Tag auf den Beinen war und hunderte von Kilometern zurückgelegt hatte. Vielleicht hat sie bevor sie hierhin kam der Kleeblatt das Bild geschenkt, und da Kleeblatt wieder nach Nürnberg musste fuhr sie zurück ohne dich hier getroffen zu haben.«

»Hmn...«, grunzte Arno nachdenklich, sein Blick war in die Ferne gerichtet und gedankenabwesend spielte er mit einer der aufgerichteten Haarpyramiden seiner neuen Frisur.

»Das erklärt auch warum die Karte so spät ankam«, fuhr ich mit meinen theoretischen Überlegungen fort. »Das Foto ist von Freitag, sie muss es Samstag bekommen haben und die Karte kam erst gestern an, also liegen knapp fünf Tage dazwischen. Vielleicht kam Kleeblatt erst am Montag oder Dienstag dazu sie einzuwerfen.«

»Hmn, das könnte sein. Trotzdem kann ich mich nicht an eine Frau die sich Kleeblatt nannte erinnern. Das finde ich recht bedenklich. Scheiß Sauferei, ich hätte nicht gedacht, dass ich am Freitag so voll war.«

»Vielleicht hat sie die Fotos auch selber gemacht. Übrigens erzählte Ralle von einem Schwarzweiß-Bild und es ist doch selten, dass jemand schwarzweiße Bilder macht, die meisten bevorzugen Farbe. Stefanies Bilder waren übrigens auch schwarzweiß – komischer Zufall – sie hatte sie mit und zeigte sie mir, ich fand sie ganz gut und bat sie darum mir eines fürs Fanzine zu schenken.«

»Warum wolltest du nur eines, sie hatte doch bestimmt einen ganzen Stapel und hätte alle möglichen Bilder für einen reinen Selbstkostenpreis nachgemacht?«

»Dieses Bild gefiel mir ganz besonders, wegen dem Motiv. Die anderen waren auch nicht schlecht, aber dieses eine gefiel mir wie gesagt richtig gut.«

»Was zeigte es denn?«

»Man konnte die Band auf der Bühne und dich davor ganz deutlich sehen, und wegen deiner Frisur brauchte man die Mücke der Band auch gar nicht hören können um zu wissen, dass es wohl Punk ist. Außerdem hatte das Bild eine ganz besondere Ausstrahlung, vielleicht auch, weil du mehr nach Punk aussiehst als die Musiker.«

»Hmn. Auf der Karte von Kleeblatt ist auch so ein Motiv, also, wie ich Bier trinke und die Band anschau«, unterbrach Arno meine Ausführungen zur visuellen Ästhetik. »Wenn ich so daran denke... Hmn... Du hast Recht, das Foto ist gut, obwohl es nur in schwarzweiß ist«

»Gerade durch den Verzicht auf Farben wird ja die Atmosphäre erzeugt. So wirkt es richtig punkig, Iro, Band und Bier, das hat was, und da alles in schwarzweiß ist sieht das Bild noch besser aus. Aber egal, jedenfalls hatte ich eine Idee als ich es sah, und da ich einem Fanzinemacher aus Nürnberg noch einige "Blähungen" senden wollte beschriftete ich die Rückseite, schickte das Bild mit den "Blähungen" nach Nürnberg und bat den Typen es bei sich in den Postkasten zu werfen.«

»Hmn«, grunzte Arno wieder und zeigte ein nachdenkliches Gesicht, allerdings nur für einige Sekunden, denn wie als ob ihm ein erklärender Gedanke gekommen war hellte sich seine Miene plötzlich auf.

»Kann es sein, dass Stefanie dir das Bild schenkte und du Kleeblatt bist?«, fragte er.

Auf diese Frage hatte ich gewartet.

»Also Kleeblatt bin ich nicht, jedenfalls nicht direkt, denn ich will dir nicht tausend Küsse geben. Eigentlich gar keinen, aber soweit stimmt es, ich bin sozusagen der geistige Vater der imaginären Kleeblatt, habe den Text geschrieben und dafür gesorgt, dass die Karte irgendwann in deinem Kasten liegt.«

»Du Arschloch«

»War doch nur so ne Idee. Ich dachte es wäre ganz lustig.«

»Ganz lustig...«, schnaubte Arno wütend. »Wenn ich daran denke was ich mir alles für Gedanken gemacht habe...Tagelang hatte ich Angst voll den Murmelschaden zu haben. Oder total verkalkt zu sein. Oder an Alzheimer zu leiden.«

»Du bist doch gerade mal achtzehn. So jung kann man noch kein Alzheimer bekommen.«

»Ist ja auch egal. Jedenfalls kann nur ein Penner wie du auf so eine bescheuerte Idee kommen. Das finde ich echt nicht lustig...«

Angeichts seiner Anschuldigungen erfüllte mich ein plötzliches Gefühl der Peinlichkeit. Einem inneren Reflex folgend griff ich zu meinem Bierglas, trank einen Schluck und stellte beiläufig fest, dass es fast leer war und dringend Nachschub geordert werden musste.

Arnos empört vorgeschobene Unterlippe sank herunter und sein Gesichtsausdruck verwandelte sich in ein amüsiertes Grinsen.

»Eigentlich war es doch ganz lustig, so im Nachhinein betrachtet. Man, was habe ich mir für bekloppte Gedanken gemacht...«

Beruhigt lächelte ich ebenfalls und warf die Vorstellung mich vielleicht zu sehr auf Kosten eines anderen Menschen amüsiert zu haben in den geistigen Mülleimer.

»Jetzt bin ich richtig erleichtert. Habe mich also doch nicht dumm geöffnet. Da kann ich ja eigentlich guten Gewissens noch einen Schnaps trinken. Willste auch einen?«, fragte Arno sichtlich befreit.

»Klar. Außerdem will ich mir ein neues Bier bestellen, das hier ist ja fast leer, und ein Schnaps zum Bier ist immer gut.«

»Bringst du mir zwei Tequila?«, rief Arno der Frau hinter dem Tresen zu und hielt das leere Schnapsglas in die Höhe.



1988

ERSCHÜTTERUNGEN

»Letztens war ich im »Erosion«...«, sagte der junge Mann mit den strubbeligen blonden Haaren und schaute mich an.

»Das ist doch die Metalkneipe direkt in der Fußgängerzone?«, fragte ich.

»Genau«, erwiderte der Sprecher namens Hannes, der aufgrund seiner Frisur und der mit Bandnamen und glitzernden Nieten geschmückten Lederjacke schon rein optisch als Punk erkennbar war. »Warst du da schon einmal? Dann müsstest du den Laden kennen, der hat ja vorne statt einer Eingangswand so große Scheiben, so kann man direkt hinaus schauen, jederzeit, obwohl es nachts in der Fußgängerzone wirklich selten etwas zu sehen gibt. Praktisch passiert da kaum etwas, nur ab und zu geht ein Pärchen oder ein Besoffener vorbei... Jedenfalls saß ich da direkt am Eingang, es war so gegen Mitternacht, und schaute aus dem Fenster. Plötzlich gingen fünfzehn bis zwanzig junge Männer vorbei. Alleine diese Tatsache war schon etwas komisch, nachts ist die Einkaufszone ja ziemlich tot, man kann höchstens Gruppen von vier oder fünf Menschen sehen, aber nie so viele Leute... Und obwohl sie alle total unauffällig angezogen waren, ganz normal aussahen, keine Punks oder Glatzen oder Rocker oder so waren, wirkten sie dennoch irgendwie auffällig. Einige von denen sahen recht grimmig aus und die gesamte Gruppe erweckte den Anschein etwas zu suchen.«

»Das war bestimmt die Antifa...«, entgegnete ich. »Die suchten Skinheads oder irgendwelche Faschos.«

»Kann gut sein. Aber ich dachte, dass die Antifa hier in Siegburg nur aus vielleicht einem halben Dutzend Leuten bestünde und das waren merklich mehr...«, formulierte mein Gegenüber eine indirekte Frage.

»Das stimmt schon, sind eigentlich nur eine Handvoll Leute, aber wenn was angesagt ist, irgendwo eine Faschofete

oder ähnliches ist, können sie auch schnell Verstärkung aus Bonn bekommen. Die kennen sich ja alle untereinander, und die Bonner sind wirklich krass, die haben die Skinheads richtig aus der Innenstadt geprügelt.«

»Echt. Wenn ich zurückdenke... Vor drei oder vier Jahren konnte man als Punk dort nicht mehr durch die Fußgängerzone gehen, das hätte mit Sicherheit Ärger mit irgendwelchen Glatzen bedeutet und übelst Haue gegeben. Der Aaron, der aus Hennef, ist einmal dort am Bahnhof gewesen...«

»Letztens wurde hinten an der Bahnhofstetelle Jomo-Markt eine Punkfrau von Skinheads bewusstlos geschlagen. Also ich meine, wer als Punk oder klar erkennbarer Linker dort rumläuft muss mit so was rechnen...«, unterbrach Ricardo ihn.

Er sah zwar nicht wie ein Punk aus, wirkte mit seinen langen Haaren und seinem seit mehreren Tagen unrasierten Gesicht wie ein überzeugter Anhänger des Heavy Metal, aber sein T-Shirt wies auf eine Nähe zur Punk- und Hardcorezene hin. Es zeigte das Bild eines etwa dreizehn- oder vierzehnjährigen Jungen, der ähnlich wie die Romanfigur Karlsson vom Dach eine propellerbewehrte Kopfbedeckung trug und ein Zeichen der angesagten amerikanischen Hardcoreband "Rich Kids on L.S.D." war.

»Davon hörte ich auch...«, sagte ich. »Die Frau kenne ich, das war die Anette, die wohnt doch da in der Nähe, aber es ist schon zwei Jahre her. Der Jomo-Markt ist ja ein bekannter Glatzentreffpunkt...«

»Man müsste dort mal hinfahren und ein bisschen aufräumen, so mit vielen Leuten...«, überlegte Ricardo laut.

»Einmal hinfahren und die Glatzen wegboxen ist auch nicht das Wahre...«, erwiderte Hannes. »Am nächsten Tag treffen die sich dort wieder, für die Faschos bleibt alles wie es war und die ganze Aktion wäre auf Dauer gesehen nur ein bedeutungsloses Intermezzo.«

»Das stimmt, so gesehen bringt es wenig. Aber wenn man jede Woche einmal hinfährt und die Faschos verhaut bewirkt das schon etwas... Haben die Bonner ja vorgemacht... Irgendwann werden sich die Glatzen dort nicht mehr treffen wollen weil sie wissen, dass das heftige Schläge bedeuten

könnte. Und im besten Fall hätte der ein oder andere dann überhaupt keinen Bock mehr auf den Nazikram...«

»Langsam wird das mit den Glatzen echt eine Seuche, da müsste man schon mal was machen...«, meinte Hannes nachdenklich zu mir. »Zum Beispiel muss ich immer wenn ich zum Bäcker gehe aufpassen ja keinen Faschos zu begegnen, schließlich will ich frühstücken und nicht ins Krankenhaus. Schon zweimal bin ich dabei Grünjacken begegnet und musste ordentlich den langen Schuh machen, jedes Mal Schwein gehabt und wegkommen. Einmal...«

Die gehörte Intensität seiner Stimme reduzierte sich, wurde automatisch zu einem nur nebenbei wahrgenommenen Hintergrundmurmeln, als ich mich nach vorne beugte, meine Zigarette in einem übertollen Aschenbecher ausdrückte und dabei die in einigen Metern Entfernung sitzende Michelle ansah. Wie so oft in den letzten Monaten faszinierte mich ihr Erscheinungsbild, der Gegensatz zwischen dem attraktiv wirkenden Äußeren und der etwas melancholisch oder traurig wirkenden Mimik.

So manch anderer Mann hätte sie nicht als auffallend hübsch bezeichnet, auf den groß wirkenden Mund und das gegenüber dem beständig in der Werbung gezeigten Schönheitsideal zu breitflächig wirkenden Gesicht hingewiesen.

Außerdem unterschied sie sich von den meisten Frauen durch ihren Kleidungsstil und den völligen Verzicht auf Schminke und ähnlicher nachträglicher Erscheinungsbildverbesserungen. Zudem bevorzugten fast alle Frauen die ich kannte eng anliegende Kleidung die ihre Reize hervorheben und betonen sollte, so als wollten sie damit verstärkt die Blicke der Männer auf sich ziehen. Nicht so Michelle.

Sie trug meistens weite, etwas schlabberig wirkende Oberbekleidungsstücke, die ihre Formen nicht verdeutlichten sondern sie eher versteckten und bewusst den Blicken der Männer entzogen. Zwar zeichneten sich ihre Brüste erkennbar unter dem weit geschnittenen Sweat-Shirt ab, aber dennoch konnte die Form der frei schwingenden Halbkugeln unter dem dunkelblauen Stoff nur erahnt werden.

Dabei konnte sie stolz auf ihren Busen sein. Durch einige verstohlene Blicke in der Vergangenheit (von denen ich hoffte, dass Michelle sie nicht bemerkt hatte, den nichts erschien mir peinlicher als die Vorstellung den Eindruck eines starrenden Lüstlings zu erwecken) wusste ich um deren Größe, welche merklich über den Durchschnitt der Gesäugedimensionen der meisten Frauen lag, sie aber trotz dieser Größe zu den Proportionen des Körpers passten und zu einem harmonisch wirkenden Gesamteindruck beitrugen. Alle Frauen die ich kannte hätten diese durch eine figurbetonte Kleidung der Öffentlichkeit präsentiert und sich allein aufgrund der verstärkten Anzahl der Blicke männlicher Menschen als anziehender als andere Frauen empfunden. Aber Michelle war anders als ihre Geschlechtsgenossinnen, versuchte offensichtlich Blicke der Männer auf ihre Figur zu vermeiden.

Trotzdem konnte ich mit Fug und Recht behaupten ihr Lächeln weitaus faszinierender zu finden als den Anblick ihres Busens. Auf letzteren fiel mein Blick immer nur durch Zufall, während ich weitaus länger und öfter ihr Gesicht betrachte und ein Aufblitzen der beiden makellosen Zahnreihen erhoffte.

In den Vormonaten war ich des Öfteren in den Genuss gekommen dieses zu sehen, zudem noch als direkte Reaktion auf meine Worte. Einige wenige Male hatten wir uns zufällig getroffen, bei Konzerten, Feten oder in der als Treffpunkt der Punkszene fungierenden Gaststätte, waren ins Gespräch gekommen und hatten uns mehr oder weniger lang unterhalten. Schon nach der ersten Unterhaltung fand ich ihre Art zu sprechen, den Klang ihrer Stimme und überhaupt die gesamte Frau überaus anziehend und sehnte eine Wiederholung herbei, während der Wunsch diesen Menschen berühren zu wollen immer größer wurde.

»Eh Meia, ich fahre mal eben zu Presti watt zu kiffen kaufen, ich hätte jetzt echt Bock watt zu rauchen aber leider kein Piece am Start...«, riss mich eine männliche Stimme aus meinen Gedanken, die sich hauptsächlich um die Vorstellung drehten wie es sich anfühlen würde die Lippen von Michelle zu küssen, eine Erfahrung, die ich zwar sehnlichst herbeiwünschte aber deren Realisation ich nicht zu erhoffen wagte.

Ich wandte meinen Blick von Michelles – die dicht gedrängt neben der Wohnungsmieterin Sunny und zweier Mitglieder einer kurz vorher aufgetretenen Berliner Hardcoreband auf einem Sofa saß – traurig blickenden nussbraunen Augen ab und schaute den Sprecher an.

Es handelte sich wie erwartet um Sven, der aus irgendwelchen Gründen immer eine an den Außenseiten der Beine geschnürte Lederhose trug. Ansonsten wirkte er mit seinen glatten, halblangen Haaren und der normalen Kleidung überhaupt nicht wie ein Punk, hielt sich aber schon seit Jahren im Umfeld der kleinen Troisdorfer Punkszene auf, dessen Kern sich aus ein bis zwei Dutzend auffällig gekleideter Menschen die ein jeder sofort als Punks bezeichnen würde zusammensetzte. Allerdings wuchs dessen Gesamtgröße durch die Anwesenheit vieler einer anderen oder gar keiner Gruppierung angehörenden Bekannten der einzelnen Punks zu einem meist vielköpfigen Freundeskreis. Gemeinsamer Nenner war in vielen Fällen die Musik, erstaunlich viele Menschen denen man ihren Geschmack nicht ansah mochten Punk- oder Hardcoresound, hinzu kam die vor einigen Jahren begonnene Überschneidung der Musikrichtungen Hardcore und Heavy Metal welche auch die Anhänger der beiden Stile kommunikativ einander näher brachte.

Sein Anblick erinnerte mich automatisch an den nur wenige Stunden zurückliegenden Auftritt einer Berliner Hardcoreband in einem kleinen Jugendzentrum und wie er mich dort fragte, ob ich nach dem Konzert ebenfalls Sunny besuchen wollte um zusammen mit einigen der Konzertbesucher und der Band selbst ein wenig zu feiern. Zuerst dachte ich an mein ursprüngliches Vorhaben nach dem Konzert direkt nach Hause zu gehen und den Restabend ruhig vor dem Fernseher verbringen zu wollen, aber als er die Anwesenheit Michelles dort erwähnte willigte ich sofort ein und nahm sein Angebot einer Mitfahrt in seinem Auto an.

»Kann ich mitkommen?«, fragte ich. »Ich hätte jetzt echt Bock darauf ein wenig herum zu fahren, außerdem habe ich noch mehr Bock auf eine Tüte Flips, und ich müsste zu irgendeiner Tanke latschen um eine solche zu kaufen...«

Er nickte und ich erhob mich, und nachdem er Sunny mit wenigen Worten seinen sofortigen Aufbruch erklärt und ein baldiges Wiederkommen versprochen hatte, verließen wir die Wohnung und gingen gemeinsam eine zu der Haustür führende abgenutzte Holzterasse hinab.

...

Eine Tür öffnete sich und gefolgt von Presti verließ Sven einen Nebenraum und beide betraten das gemütlich eingerichtete Hauptzimmer. Ihre Mienen strahlten Zufriedenheit aus und zusätzlich bewies mir Svens breites Grinsen, dass sie beide ihr kleines Handelsgeschäft mit einem zur beidseitigen Genugtuung führenden Ergebnis erledigt hatten.

Schnurstracks gingen beide zu dem kleinen Tisch in einer Ecke des Raumes an dem ich seit einigen Minuten saß und auf sie wartete. Als sie sich gesetzt hatten drehte sich Presti um, langte zu einem hinter ihm stehenden Regal, ergriff dort eine Wasserpfeife und stellte sie vor sich auf die Tischplatte.

»Wollt ihr beide einen mitrauchen? Dann mache ich etwas mehr Mischung.«, fragte er.

»Klar, warum nicht«, meinte Sven und grinste wieder. »Wollte schon vor einer Stunde watt rauchen.«

Ich nickte und beantwortete Prestis Frage mit einem stummen Nicken dessen Aussage noch durch eine zustimmende Grimasse unterstrichen wurde.

Wortlos reagierte Presti auf die bejahenden Antworten, platzierte ein kleines Holzbrett und ein breitklingiges Haushaltsmesser auf der Tischplatte und legte ein etwa halbdauennagelgroßes Stück dunkelbrauner Masse darauf. Durch schnelle Hackbewegungen mit dem Messer zerkleinerte er das Massestück zu einer pulverartigen Substanz, nahm dann eine Filterzigarette, trennte das den Tabak umhüllende Papier auf und ließ dessen feingehackten Inhalt auf das Pulver rieseln.

Als er mit der Messerspitze die beiden unterschiedlichen Inkredenzien zu einer homogenen Einheit mischte, staunte ich über die Schnelligkeit seines zielstrebigem Vorgehens, welche

mir zeigte, dass er diese Tätigkeit schon viele hundert Male vollführt hatte, sie für ihn inzwischen zu einer fast unbewusst erledigten Routinetätigkeit geworden war wie es das Schmieren eines Brotes für viele andere Menschen darstellte.

Anschließend teilte er das Gemenge in zwei etwa gleichgroße Häufchen, befüllte mit einem von ihnen das Rauchköpfchen am unteren Ende der Wasserpfeife und presste das Mundstück des senkrecht nach oben ragenden Rohres an seine Lippen. Während er ein brennendes Feuerzeug an die Tabak/Haschisch-Mischung hielt und sie entzündete, atmete er ein und inhalierte den im durchsichtigen Rohr erscheinenden Rauch.

Ich hörte das für eine Wasserpfeife typische blubbernde Geräusch, ähnlich dem das entstand wenn man in einer gefüllten Badewanne lag und unter Wasser ausgiebig furzte. Mir war nicht bekannt, welcher physikalische Prozess der Wirkungssteigerung des Gerauchten dem zu Grunde lag, aber es war mir auch egal, mir reichte das Wissen um jene Tatsache und ich spürte nicht den Drang unbedingt dessen Ursache kennen zu müssen.

Presti gab Pfeife und Feuerzeug an Sven weiter und lehnte sich urplötzlich von Trägheit ergriffen zurück. Sven entzündete die Mischung ebenfalls, nahm einen tiefen Zug und schob dann beides zu mir herüber.

Nachdem ich ebenso verfuhr und wahrnahm wie der angenehm schmeckende Rauch meine Lunge füllte, verspürte ich dessen schlagartig einsetzende Wirkung und urteilte positiv über die Wirkungsweise der fast illegalen Tabakwürze. Diese war auffallend gut, die Mischung gehörte zu einer der besten die ich je geraucht hatte und jener wohltuende Effekt war mit Sicherheit nicht auf eine über das Normalmaß hinausgehende Dosierung zurückzuführen.

Von einer Sekunde auf die andere fühlte ich mich wie halb gelähmt, jede Bewegung fiel mir auffallend schwer und ich überlegte vorher genau ob eine solche wirklich vonnöten war oder der Bequemlichkeit halber weggelassen werden konnte. Zudem nahm ich sämtliche Empfindungen weitaus intensiver wahr als vorher, die Geräusche klangen lauter und ich glaubte jede noch so kleine Unregelmäßigkeit des Sitzbezuges unter

mir zu erspüren. Auch meine Gedanken veränderten sich, ich war mir sicher klarer und folgerichtiger zu denken, Faktoren einer Sache zu sehen die man sonst nicht wahrnehmen konnte und hatte den Eindruck urplötzlich erleuchtet worden zu sein.

»Das Zeug ist echt gut«, sagte ich zu Presti und reichte ihm die Wasserpfeife. »Knallt echt mächtig und ich fühle mich jetzt schon hammerweich.«

Presti grinste angenehm berührt und schraubte das Köpfchen ab, klopfte es in einem Aschenbecher aus und füllte die zweite Portion in die nun von allen Ascheresten befreite Rauchvorrichtung.

Während er dies tat und mit einem Zug an der Pfeife die zweite Runde einläutete, beobachtete ich ihn genau und machte mir Gedanken über seine Person.

‘Eigentlich sieht er noch fast genauso aus wie früher’, sinnierte ich. ‘Damals trug er zwar ständig eine buntbemale Lederjacke aber den Schnauzbart und diese irgendwie komische Frisur hatte er schon als er in der Punkszene auftauchte... Echt seltsam die Haare, sehen aus wie gekämmt oder frisch gewaschen, überhaupt nicht wie sonst bei Punks...Na ja, egal, jedenfalls sieht man Presti nur noch selten, und Lederjacke und Springerstiefel trägt er überhaupt nicht mehr...’

Fast automatisch presste ich meinen Mund gegen die Ansaugöffnung der mir dargebotenen Pfeife und reichte sie danach an Presti weiter. Schon während ich dieses tat verspürte ich eine typische Nachwirkung in Form von Hungergefühlen. Dass jene schon nach wenigen Sekunden auftraten verwunderte mich nicht sonderlich, hatte mir der erste Zug doch schon ausreichend Informationen über eine erwartbare Wirkungsintensität verschafft. So war es auch kein Wunder fast zwangsläufig an die im Auto liegenden Tüte mit meinen Lieblingsflips zu denken, die ich zwar frühestens auf der Fete oder besser noch erst später zu Hause essen wollte, aber für deren sofortigen Genuss ich aufgrund der extremen Empfindungslage mit ganzem Herzen eintrat.

»Das ist tot, da kommt nix mehr«, meinte Presti, nachdem er das Feuerzeug an das Köpfchen gehalten und einen Probezug inhaliert hatte.

Wir starrten einige mir wie Stunden vorkommende Minuten wortlos auf den Tisch, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Sven schien eine Art Grinsstarrkrampf zu haben, denn immerfort zeigte sein Gesicht ein gleiches und entrückt wirkendes Lächeln.

»Scheißbullen«, unterbrach Sven plötzlich die Stille.

Im Gegensatz zu Presti, dem keinerlei Reaktion anzumerken war, schaute ich Sven an und überlegte was er damit sagen wollte.

‘Wie kommt er jetzt auf Bullen?’, fragte ich mich in Gedanken. ‘Schließlich war doch heute noch keinerlei Ärger mit irgendwelchen Grünen und hier sind auch keine... Aber was noch nicht war kann ja noch kommen... Trotzdem glaube ich nicht auf der Rückfahrt welche zu treffen und angehalten zu werden... Da müssten wir echt Riesenpech haben, Sunnys Wohnung ist doch direkt am Anfang von Siegburg, da müssen wir nicht erst stundenlang durch die Gegend gurken... Hmn... Aber vielleicht dachte er an letzts, als wir in Troisdorf am Kaiserbau feierten, zwei Streifenwagen kamen und die Beamten einen von uns festnahmen?... Hmn... Die Party war aber echt gut, jedenfalls bis die Bullen kamen, wir hätten wohl doch besser kein Feuer im Fahrstuhlschacht gemacht... Hmn... Das konnte man wirklich weit sehen, es war zwar Nacht, aber die Funken schlugen ja ganz oben auf dem Dach aus dem Schacht heraus... Hmn... Oder vielleicht denkt er gerade an letzten Sommer, als wir uns zu ungefähr dreißig Leuten am Bahnhof trafen, in der Innenstadt Glatzen suchen wollten und wir schon nach wenigen Metern von einem halben Dutzend Streifenwagen aufgehalten und umstellt wurden?... Hmn... Kann echt gut sein gut sein, schließlich war er ja mit dabei... Ich glaube die Bullen sind nur gekommen weil der Heinemann 'ne Baseballkeule mit hatte, die hat einige Passanten wohl nervös gemacht.... Hmn...’

»Wir müssen jetzt los«, sagte Sven plötzlich und beendete damit meine Gedankengänge.

Abrupt und mit fast zeitgleichen Bewegungen erhoben wir uns.

»Wir machen jetzt 'nen Abflug«, sagte Sven zum fragend schauenden Presti. »Fahren direkt wieder zur Sunny, da ist 'ne kleine Fete. Eigentlich keine richtige Fete, eher so ein kleiner Umtrunk, ist aber ganz cool und nett dort. Willst du nicht auch mitkommen?«

Der Angesprochene schüttelte den Kopf und schaute auf seine Armbanduhr.

»Nee, meine Freundin will in einer halben Stunde kommen, da bleibe ich doch besser hier«.

»Du könntest sie ja anrufen und sie fragen ob sie Bock hätte mitzukommen. Dann wäre es auch kein Akt für uns noch eine halbe Stunde zu warten...«

Erneut schüttelte Presti den Kopf und mein Blick fixierte sich auf seinen waagrecht hin und her schwenkenden Schnauzbart.

»Glaube ich nicht. Das würde ihr wohl kaum gefallen, sie hat es nicht so mit den Punks... Außerdem wollten wir nicht weg, zusammen hier einen ruhigen Abend machen...«

»Ich weiß schon was du meinst«, grinste Sven wissend. »Klar, dann würde ich auch zu Hause bleiben und nicht spontan irgendwo hin düsen. Okay Alter, bis dann also, man sieht sich.«

Immer noch grinsend wandte er sich um und ging zur Eingangstür.

Nach einem kurzen Nicken in Prestis Richtung folgte ich um und dachte gleichzeitig darüber nach wie es sich wohl anfühlen würde wenn man einen Schnäuzer im Gesicht trug...

...

Zwischen den wie rasant vorbeihuschenden Baumwipfeln war ein fastdunkler Abendhimmel zu sehen, eine Firmamentfärbung wie sie typisch für eine in wenigen Minuten einsetzende Dunkelheit der Nacht war. Vereinzelte Wolken, die im hellen Tageslicht weißlich und unauffällig gewirkt hätten, erschienen nun aufgrund der Lichtminderung weitaus dunkler

als der Hintergrund, wirkten dadurch bedrohlich und erzeugten ein Gefühl der Angst. Zudem erweckten sie den Eindruck einer sich unaufhaltsam verflüchtenden Atmosphäre und man glaubte bei einer näheren Betrachtung der schwarzen Flecke direkt ins Weltall blicken zu können.

Aber dennoch blieb ich relativ gelassen, da einerseits in den von mir täglich verfolgten Nachrichtensendungen ein bevorstehender Weltuntergang mit keinem Wort erwähnt worden war und ich andererseits um die Normalität derartiger Wahrnehmungen nach dem Konsum von THC wusste.

»Oh man«, sagte der neben mir auf dem Platz des Fahrers sitzende Sven und bewies mir damit ähnlich zu empfinden wie ich. Seine Hände hielten das Lenkrad fest umklammert, die Fingerknöchel traten weißlich hervor. Er saß nach vorne gebeugt und etwas verkrampft wirkend hinter dem Steuer, und so als wolle er alles genau sehen, war seine Nasenspitze höchstens zwanzig Zentimeter von der Windschutzscheibe entfernt.

Natürlich wusste ich nicht welche Bilder sein Gehirn im Moment dem geistigen Auge vorspielte, konnte mir aber gut vorstellen, dass die Fahrgeschwindigkeit von etwa 70 km/h als eine weitaus größere empfunden wurde oder er sich wie ein Teilnehmer eines Autorennens vorkam.

Eigentlich kannten wir die Strecke genau, hatten ein jeder diesen Weg viele dutzend Mal zurückgelegt, und das kleine, von einer Schnellstraße durchzogene Waldstück sollte keine Überraschung für uns darstellen.

Aber heute war alles anders, die sattbekannte Umgebung wirkte wie ein noch nie gesehener Geländeabschnitt und Sven schien sich nichts sehnlicher als eine baldige Erreichung von Sunnys Wohnung zu wünschen.

Ich schaute durch die Windschutzscheibe, sah unglaublich schnell an mir vorbei ziehende Bäume. Die Straße jagte mir entgegen und ich kam mir vor als säße ich vor dem Bildschirm eines Videospiele, bei dem sich man aus eigener Perspektive schauend übernatürlich schnell durch die Landschaft bewegte. Der Gedanke an das Betrachten eines interaktiven Films setzte sich in meinen Hirnwindungen fest, ich glaube in der rechten

unteren Ecke der Windschutzscheibe einen leuchtenden Scorer zu sehen der Auskunft über den aktuellen Punktestand gab.

Während ich hinausstartete erfüllten mich erneut fast unmenschliche Hungergefühle. Zwar wusste ich genau, dass diese durch das Haschisch stärker wirkten als sie in Wirklichkeit waren, ich erst heute Mittag reichlich Eintopf gegessen hatte und deshalb keine Angst vor einem urplötzlichen Hungertod haben müsste, aber trotzdem wollte ich das Verlangen nach Nahrung möglichst sofort befriedigen.

Mir fielen die Flips in der am Boden liegenden Tüte ein, ich strich meinen Vorsatz sie erst später essen zu wollen ersatzlos, griff zu dieser und öffnete sie heißhungrig. Wie ein Halbverhungertes vergaß ich schlagartig beim Anblick von Nahrung jegliche anezogene Zurückhaltung, nahm direkt ein große Handvoll Flips und schob sie mir in den Mund. Sie schmeckten weitaus besser als ich in Erinnerung hatte. Ich lobte mich im Geiste für meinen Entschluss sie sofort zu essen, in einer Phase in der meine Geschmacksrezeptoren wie aufgedreht wirkten und jede Empfindung in mehrfacher Intensität dem Gehirn übermittelten. Mit vollem Mund kauend griff ich gierig immer und immer wieder in die klagend knisternde Tüte, konnte aufgrund des köstlichen Geschmacks einfach nicht aufhören für dessen Fortführung zu sorgen.

Nach zwei mir wie zwanzig vorkommenden Minuten war die Tüte halbleer und ich fühlte mich dennoch nicht im Geringsten gesättigt, war noch genauso hungrig wie in jenem Moment als ich sie öffnete. In der Hoffnung auf ein baldiges und zumindest ansatzweise bemerkbares Sättigungsgefühl beschloss ich die Tüte auf der Stelle leer zu essen, wies alle Aufbewahrungspläne weit von mir.

Intensiv und mit vollen Backen kauend blickte ich erneut durch die Scheibe.

Der Anblick hatte sich geändert, anstatt Bäumen huschten nun Häuser vorbei.

»Oh man«, dachte ich und griff zu einer weiteren Handvoll Flips.

...

Ich stand direkt neben Michelle vor einer Bühne, auf der lediglich ein hinter seiner Tonerzeugungsvorrichtung sitzender Schlagzeuger zu sehen war. Nur ein überlautes, immer wieder kehrendes dumpfes Geräusch war zu hören welches eindeutig von der Bassdrum stammte. Jener Ton sollte dazu dienen die Abnahmelautstärke des in der Trommel liegenden Mikrophons zu justieren, eine regulierende Vorarbeit die nötig war damit die Band nachher bei dem Zusammenspiel aller Instrumente einen angenehmen Klang produzieren konnte und keines überlaut hervortrat.

Einem inneren Drang folgend schaute ich Michelle an, die ähnlich wie ich empfand und mich ebenfalls anblickte. Wie ein heller Kranz umgaben die frisch nachblondierten Haare ihren Kopf und sie – deren Anblick auch nach einer von ihr durchzechten Nacht oder einem ungeschützten Gang durch ein Unwetter eine ständige Augenweide für mich war – sah dadurch besonders gut aus.

Aber wie so oft faszinierten mich ihre braunen Augen und ihre Art zu schauen am meisten. Erneut erschien es mir als würden diese Pupillen ihre vorherrschende Emotion widerspiegeln, und da ich in der Vergangenheit schon des Öfteren mehr als nur flüchtig in so manches weibliches Augenpaar geblickt hatte, wusste ich um die Seltenheit jenes Effekts. Dieser hatte sich allerdings in den letzten zwei Wochen verändert. Seitdem wir uns fast jeden Tag sahen, und auch wenn der andere Mensch nicht anwesend war dennoch ständig mit dem Gefühl diesen an der Seite zu wissen dem Tagwerk nachgingen, konnte ich erstaunlicher Weise in ihren Augen keine Spur von Traurigkeit mehr erblicken, drückten sie stattdessen freudige Erregung aus.

Plötzlich verspürte ich brennenden Durst und wortlos reichte sie mir ihre Flasche Bier. Immer wieder erstaunte es mich in ihrer Anwesenheit nur an einen leicht erfüllbaren Wunsch zu denken, ihn nicht aussprechen zu müssen, und so als könne sie meine Gedanken lesen erkannte sie stets mein Begehren und handelte zu meiner Freude direkt und folgerichtig.

Rasch nahm ich einen Schluck des belebenden Getränks, betrachte dabei die schön geschwungenen Lippen ihres breiten Mundes, fand diese anziehend und auffordernd zugleich und in mir entstand der Wunsch diese Lippen küssen. Einen Moment lang wunderte ich mich ein wenig darüber da ein Verspüren dieses Verlangens erst wenige Minuten her war, es aber trotzdem in einer scheinbar nie enden wollenden Intensität und in so kurzen Zeitabständen wie ich sie noch nie erlebt hatte auftrat, wir diesem Wunsch mehrmals in einer Stunde durch mehr oder weniger lange Küsse nachgaben.

Ich stellte die Bierflasche auf den Bühnenrand und nahm sie in die Arme, genoss das Gefühl sie zu spüren. Gleichzeitig schaute ich in ihre Augen, sah Aufforderung und Erwartung zugleich und presste meine Lippen auf die Ihrigen.

Sofort öffnete sie leicht den Mund, ich reagierte ebenfalls derartig und unsere Zungen fanden sich. Teils zart, teils nachdrücklich fordernd berührten sie einander, und ich hatte durch ihr kraftvolles Zungenspiel den Eindruck als wolle sie auf diese Art spielerisch die eigene Stärke beweisen.

Anscheinend bedeckten abertausende Nervenzellen meinen Körper, die als sie sich an mich presste alle eine äußerst angenehme Empfindung an das Gehirn meldeten, ein Gefühl dessen endlose Fortsetzung ich mir wünschte.

Michelle genoss die Berührung genauso wie ich, was durch ihren Gesichtsausdruck leicht erkennbar war. Der Kuss wurde immer inniger, schien nicht enden zu wollen, da weder Michelle noch ich für ein Ende des Genusses verantwortlich sein wollten.

Während wir uns küssten und ich mich an der Süße ihres Mundes labte, schien die Bassdrum immer lauter zu werden, übertönte alle anderen Geräusche und dominierte mein Bewusstsein...

Schlagartig verblichen alle Empfindungen.

Die Wahrnehmung schaltete sich ein, riss mich aus der angenehmen Welt der Traumbilder und konfrontierte mich unsanft mit der Realität.

Michelles warmer Körper verschwand, das neckische Spiel unserer Zungen schrumpfte auf das Niveau einer

bruchstückhaften Erinnerung und das Stimmengemurmel im Hintergrund verklang. Übrig blieb nur das laute und dumpfklingende Geräusch welches ich auch im wachen Zustand deutlich hörte. Allerdings hatte es sich gewandelt, aus dem abgehakten Stampfen war ein gedämpft klingendes Pochen geworden, ähnlich wie dem wenn ein schwerer Gegenstand beständig auf eine gepolsterte Oberfläche geschlagen wurde.

Die altbekannte Fragestellung »Wer bin ich wo?« erwuchs zu dem am dringendsten nach einer Antwort verlangenden Informationswunsch und ich schlug die Augen auf. Sofort stellte ich fest mich nicht in meiner eigenen Wohnung zu befinden.

Statt auf der heimischen Matratze lag ich halb zusammengerollt/halb auf einem Sessel. Die direkte Umgebung war nur schemenhaft zu erkennen und als ich ein Sofa mit einer darauf schlafenden Gestalt sah erinnerte ich mich an die jüngste Vergangenheit.

‘Ich bin wohl noch bei Sunny, in ihrem Wohnzimmer’, sinnierte ich. ‘Gestern war doch diese kleine Fete, und irgendwann einige Stunden nach Mitternacht und als das Bier alle war, gingen immer mehr Leute, bis wir vielleicht noch zehn Gestalten waren. Einige von ihnen legten sich auf den Boden oder ratzten einfach dort weg wo sie gerade saßen... Ich scheinbar auch... Aber der Typ auf dem Sofa ist doch Lalutsch, der Lange aus dem einen Kaff... Wie hieß das noch?... Hempelhohn?... Nasendorf?... Nee, glaube ich nicht... Ist aber auch egal, jedenfalls saß er vorher nicht auf dem Sofa, dort hingen doch die ganze Zeit Sunny und Michelle herum... Ah, jetzt fällt mir ein, irgendwann stand Sunny auf, und Michelle und Hexe und die eine Alte auch, die wollten alle bei Sunny im Zimmer pennen und nicht hier... Schade, ich hatte mich schon darauf gefreut zusammen mit Michelle die ganze Nacht hier zu sitzen... Dann wäre ich bestimmt wach geblieben und nicht irgendwann weggetreten... Als sie zur Tür gingen legte sich Lalutsch sofort auf das Sofa und streckte sich aus... Der war wohl auch mächtig müde... Verständlich, es war ja schon recht spät und den ganzen Abend Bier trinken ist auch recht anstrengend... Da kann man schon mal schlapp

machen... Und als Sunny in der Tür stand drehte sie sich noch einmal um und löschte das Licht... Das hätte sie nicht gemacht, wenn nicht alle schon am knacken gewesen wären oder zumindest so aussahen... An ihrer Stelle hätte ich wohl genauso gehandelt... Hmn... Aber dieses Klopfen ist immer noch da, ich höre es doch genau, und genauso bin ich mir sicher nicht mehr in einer Traumwelt abzuhängen... Hmn... Ob es hier Poltergeister gibt?... Möglich wäre es, schließlich ist ja noch voll Nacht, und Poltergeister machen häufig nachts ihre Action und klopfen herum... Hmn... Aber das Geräusch klingt etwas nach Sessel, und vielleicht ist auch nur mein Sessel irgendwie kaputt, oder eine Feder oder sowatt macht Punk weil ich hier schon so lange drauf rumliege... Hmn...'

»Ist das geil«, hörte ich im Dunkeln die Stimme von Beatrice aus genau der Richtung die als Quelle des Pochens in Betracht kam. Durch ihre Worte machte sie meinen theoretischen Ursachenüberlegungen abrupt ein Ende und fast automatisch erklärte sich alles.

Den ganzen Abend saß sie neben meinem Sessel auf dem Boden, redete mit dem Sänger der Band und ich nahm an, dass sich beide direkt dort schlafen gelegt hatten und im Dunkeln auf die Idee kamen den angenehmen Tag mit einem noch angenehmeren Paarungsspiel würdig zu beenden.

Höchstwahrscheinlich schlug wegen der rhythmischen Bewegungen irgendein Körperteil gegen meinen Sessel und erzeugte das Pochen.

Ich dachte an eigene Erfahrungen in Momenten hormonell bedingter Bewusstseinstörungen zurück und tiefes Verständnis erfüllte mich. Scheinbar konnten der Verursacher oder die Verursacherin die Geräuscentwicklung wegen einer temporären Reizüberflutung nicht wahrnehmen und agierten deshalb im Bewusstsein völliger Lautlosigkeit.

Sofort schloss ich die Augen und wäre gerne auf der Stelle wieder eingeschlafen und hätte weiter geträumt, aber die Ablenkung durch die Laute sowie die ständigen Erschütterungen meines Ruhelagers hinderten mich daran. Dennoch wusste ich um die kurze Dauer einer spontanen Beischlafaktion, und da eine erfolgreiche Begattung meist zu

beidseitigem Ruhebedürfnis führte hoffte ich diese Ruhe baldigst zu erleben.

‘Hoffentlich schreit sie nicht am Schluss’, befürchtete ich. ‘Manche Frauen sind ja so drauf, machen die komischsten Geräusche... Damals als ich noch in der WG wohnte übernachtete doch diese Türkin bei Jürgen, die war auch so eine... Mitten in der Nacht brüllte sie los, man was habe ich mich erschrocken, ich dachte die würde abgestochen oder irgendetwas Schlimmes wäre passiert. Diesen Eindruck hatte ja nicht nur ich, auch Uwe aus dem Nebenzimmer ist deswegen extra aufgestanden und kam mit einem Baseballschläger in der Hand in mein Zimmer... Na ja, ich glaube die Beatrice ist etwas cooler, egal wie umnebelt ihre Sinne dann sind wird sie wohl noch ein bisschen an ihre Umgebung denken.’

Geflüssentlich überhörte ich das monotone Klopfen an meinem Schlafmöbel und versuchte an etwas anderes als an die Lärmquelle oder interaktive zwischenmenschliche Handlungen zu denken.

Ich erinnerte mich an einen vor einiger Zeit gesehenen Film, in dem ein durch Ruder angetriebenes Schiff eine tragende Rolle spielte und der für die Geschwindigkeit Verantwortliche hinter einem rudimentären Schlagzeug stand und durch seine akustischen Vorgaben für einen Gleichklang der Bewegungen sorgte. Das Drumkit bestand nur aus zwei einzelnen Trommeln, die er abwechselnd bediente und deren in großen Zeitabständen erschallende dumpfe Töne als Handlungsanweisungen für die Männer auf den Ruderbänken dienten.

Obwohl mir ein deutlicher Bezug zu der momentanen Situation auffiel fand ich Gefallen an der Vorstellung und überlegte, ob man das Fortbewegungstempo des Wasserfahrzeuges steigern könnte wenn der Taktgeber am Schlagzeug Songs moderner Hard- und Speedcore-Bands nachspielen würde.

Während ich darüber nachdachte hörte ich eine männliche Stimme hinter mir grunzen und abrupt verstummten die Klopfgeräusche des menschlichen Metronoms.

»War das alles?«, fragte die unsichtbare Beatrice und ich glaubte Enttäuschung in ihrer Stimme mitschwingen zu hören.

Noch während sie sprach erhob sich ein Schatten und ich sah einen unbedeckten jungen Mann, der ins Bad wollte und vorsichtig über die am Boden liegenden Menschen hinweg stieg.

‘Endlich sind sie fertig, kann ich ja in Ruhe weiterschlafen’, dachte ich erfreut und die Stärke der Müdigkeit drang erneut in mein Bewusstsein. ‘Man bin ich müde... Aber wenigstens ist das Pochen nun Geschichte... War ja echt nervig... Hier auf diesem komischen Sessel zu hängen stört mich überhaupt nicht, okay, es ist etwas unbequem, aber immer noch besser als draußen zu liegen... Der Traum war echt Spitze, ganz anders als die Träume zu Hause, diese handeln ja meistens von irgendwelchen Glatzen die angerannt kommen und mir aufs Maul hauen wollen... Es ist doch nicht der Bringer noch im Schlaf an das Faschopack zu denken... Reicht doch völlig wenn man es tagsüber muss... Das mit Michelle war wirklich schön... Es wäre echt gut, wenn ich gleich an der Stelle weiterträumen könnte an der ich aufhören musste... Ich hoffe das geht...’

...

»Dass die da gefickt haben, habe ich voll mitbekommen...«, sagte Sven während er das Auto lenkte und mich zu meiner Wohnung fuhr. »Ich lag auf dem Boden und war auch wach, bei dem Gepoltere konnte ich sowieso nicht einpennen. Aber gesagt habe ich auch nix, nur die Augen zugemacht und gehofft, dass es bald vorbei ist. Ich stellte mich schlafend und hielt das Maul... Ich meine, wenn man am ficken ist können unerwartete Kommentare recht abtörend wirken... Also schwieg ich und war froh als er dann laut aufstöhnte... Kurze Zeit später hörte ich etwas und öffnete die Augen, und genau in diesem Moment stieg der Typ gerade über mich rüber... Der war natürlich nackt, und so ein Gehänge zu betrachten finde ich nicht toll, erst recht nicht wenn es hoch über einem schwebt... Dachte mir nur, dass ich auch weiterhin nix sagen möchte, aber wenn mir etwas in Gesicht getropft wäre hätte ich sofort Remmidemmi gemacht, echt Alter.«

Ich lachte und freute mich nicht als einziger die Geräusche aufgrund kontraproduktiver Hypersensibilität wahrgenommen zu haben.

In diesem Augenblick trat er auf die Bremse, hielt direkt vor meiner Wohnung und alle Gedanken an ohrenzeugliche Erlebnisse traten in den Hintergrund.

»Wir sind da«, sagte Sven.

»Das ging aber echt schnell, hätte ich nicht gedacht«

Grinsend fasste ich mir an die Bandscheiben und deutete auf diese Art mögliche Rückenschmerzen an. »Jetzt werde ich mich erstmal auf meine Matratze legen«, erläuterte ich. »Das habe ich echt nötig, so eine Nacht auf einem Sessel ist doch nicht das Wahre.«

»Der harte Boden war auch nicht sonderlich erquickend, Und was machst du heute Abend?«

»Wenn ich nicht plötzlich festgenommen werde oder meine Traumfrau zu Besuch kommt werde ich wohl ins "Sputnik" gehen, da ist samstags immer etwas los«

»Klingt gut. Vielleicht komme ich auch dorthin«, dachte Sven laut. »Eigentlich wollte ich mich erst mal hinlegen und lange liegen bleiben, heute überhaupt nix mehr machen... Na ja, wer weiß wie ich mich heute Abend fühle, vielleicht habe ich dann ja total Bock unter Leute zu gehen...«

»Ich kann dich später ja kurz anphonen...«

»Ja, mach das. Wie gesagt, vielleicht habe ich Bock und komme mit.«

Ich langte zum Türgriff und signalisierte Sven damit mein Vorhaben sofort auszusteigen.

»Okay Alter, see ya oder so«

»Hau rein«, antwortete ich und stieß die Beifahrertür auf.

...

Wenige Minuten später bewegte ich wieder eine Türe, allerdings war es meine Wohnungstür, die merklich größer als die eines Autos und die Bewegung diente nicht dazu sie zu öffnen sondern sie hinter mir zu schließen.

Ich registrierte erneut meine beständigen Kopfschmerzen und ging als erstes in die kleine Küche, öffnete den dortigen Kühlschrank und ergriff eine eiskalte Dose Bier.

Noch während ich daraufhin den Wohnraum aufsuchte öffnete ich diese und trank einen ersten Schluck, spürte direkt ein Nachlassen des pochenden Schmerzes in der oberen Extremität.

Einem unbewussten Automatismus folgend schaltete ich den Fernseher an. Sofort zeigte sich Bewegung auf der Mattscheibe. Wie schon oft erlebt führte die unverhoffte elektrische Spannung zu einer Art sporadischem Blitzen auf dunkeln Hintergrund, welches aber schon rasch verschwand als sich ein gewohntes Bild aufbaute.

Es zeigte einen unter allgemeinen gesellschaftlichen Gesichtspunkten adrett gekleideten Mann, der im Gegensatz zu den meisten Nachrichtensprechern die neuesten Meldungen nicht von einem Blatt ablas sondern freisprechend übermittelte, so dass er den Eindruck erweckte, über den Inhalt schon oft nachgedacht zu haben und er deshalb keine schriftliche Formulierungshilfe bräuchte.

»...in der Nacht zum Samstag gab es im Rheinland ein Erdbeben der Stärke 5,9 auf der Richterskala«, sagte er und weckte mit seinen Worten mein Interesse. »Das Epizentrum des Bebens lag südlich von der Region Köln im Raum Siegburg, aber selbst in der Domstadt waren die Erschütterungen noch deutlich zu spüren. Die meisten Menschen kamen mit einem Schrecken davon, die Notdienste meldeten lediglich einige leicht beschädigte Wohnhäuser und mehrere durch die Erdstöße ausgelöste Wasserrohrbrüche. Lokalsport: Die Mannschaft des Hockeybundesligisten...«

»Ein Erdbeben? Hier? Echt? Also davon habe ich überhaupt nichts mitbekommen...Ich fand es war ein ganz normaler Freitagabend...«, murmelte ich und trank einen weiteren Schluck Bier aus der Dose.

GEISTIGE #5 SEPTEMBER '89

2MAAHK

BLÄHUNGEN

HARDCORE. THRASH. PUNKROCK



my RuLes

GEISTIGE BRÜNNEN
BRAND FÜR INDIENSTUMPE UND DANKSWEISE
ERKENNUNGSGEGENSTÄNDE FÜR ZORNIGEN
MEIST UND GEMALT. ANFANGEN. SO
VORSTREIFESS RAUM. TIGER 87 UND
UNRÜSTIGEM GEBIRGE ZWISCHEN
UND HANDELSPUNKT. V.I.S.D.
UNIFLANTA. FÜR DEN IMMER WENIGER
HAFTUNG ÜBERKOMMEN. GELI...



INHALT: JEDE MENGE WORTER, AUCH MEHR BEWUSSTSEIN/NOISY
NOISY SETZENS L ÜCKE IMEL MUSIKSZENE WISSENSCHAFTLICH
ABHANDLUNG ÜBER RAUSCHER SOCIETY SWS/EIN LLENGE ST
ÜBER ANZINEVER FERN SEU HAUFEN ZUM FÖRTER/
KURZS/PLATE W/WITZE ÜBER BBEL/W
ZEICHNUNGEN/MEHR BLATT PAPIER FÜR STUNDEN
WEIß/TRAVELBRANDER/X-MAL UMPE/ENDLICH IST DIE ÜCKE VOLL



INDIVIDUELLER LEBENSSTIL

Paula drückte auf den Klingelknopf unterhalb des Namensschildes mit der Aufschrift »Landowsky« und prompt erklang hinter der dunkel gemaserten Holztür eine aufmerksamkeitsheischende Tonfolge, die zwar nur gedämpft zu hören war, aber dennoch recht ungewöhnlich klang. Im Gegensatz zu den meisten Signalgeräten produzierte diese Klingel kein helles Schnarren oder den Teil einer bekannten Melodie, sondern ein dauerhaftes, sich überschlagendes Geräusch, das einem beständigen Kollern glich und von der Tonlage her in Bereiche des Baritons einzuordnen war.

»Das klingt wie ein lang gezogenes Rülpsen«, dachte ich und verwarf diesen Gedanken direkt so rasch wie er entstanden war wieder, denn der Besitzer eines modernen Mehrfamilienhauses hätte in den einzelnen Mietwohnungen bestimmt keine Klingelanlagen deren Sound fatal an bekannte Körpergeräusche erinnerte installiert.

Ich betrachtete Paula, der eine für die Tätigkeit des Wartens typische Angespanntheit anzusehen war, ihr bis auf eine lange Strähne an der Stirn kurz geschnittenes dunkles Haar sowie das um ihren Hals geschlungene Palästinensertuch. Dieses für eine linksorientierte politische Einstellung sichtbare Zeichen war typisch für sie, sobald die Temperaturen ein wenig sanken pflegte Paula es anzulegen. Aber oft konnte ich ihre Handlungsweise nicht nachvollziehen. Auch an diesem Spätsommertag des Jahres 1989 war es deutlich kälter als in den Wochen davor, der herannahende Herbst merklich spürbar, aber dennoch empfand ich es noch nicht als kalt genug um einen Schal oder ein Halstuch anzulegen. Eine solche Schutzmaßnahme pflegte ich mir für Momente gravierenden Temperaturabfalls vorzubehalten.

Ebenso typisch für ihr Erscheinungsbild war das Mitführen eines Tragebehältnisses für die Vielzahl von kleinen Dingen. So mancher Mensch wertete einiges als unverzichtbar und alles musste bei jedem längeren Verlassen des Hauses unbedingt zur Hand sein. Paula war auch so ein Mensch.

Ansatzweise konnte ich diese Handlungsweisen verstehen, pflegte ich doch alleine aus dem Grund der vielen in den Taschen verstaubaren Sachen immer eine Jacke zu tragen. Allerdings nicht, dass Frauen manchmal weitaus mehr Dinge als unverzichtbar als Männer ansahen, aber gleichzeitig bei der Wahl ihrer Kleidung kaum Wert auf praktische Aspekte der Materialaufnahmefähigkeit legten, häufig aus Gründen der Optik auf eine Jacke verzichteten oder Hosen mit zu kleinen oder nicht vorhandenen Taschen anlegten. Allerdings benutzte Paula im Gegensatz zu vielen meist älteren Frauen – die ihrem Verlangen nach ausreichend Stauraum durch das Mitführen einer großbügeligen Handtasche stattgaben – meist eine Umhängetasche in den verschiedensten Formen und Farben, die manchmal an eine Miniaturausgabe des bei der Bundeswehr genutzten Seesacks erinnerte.

An diesem Tag führte Paula den von ihr bevorzugten grünen Tragebeutel mit sich, dessen Farbe und zylindrische Form mit immer wieder an eine überdimensionale Gurke erinnerten und aus unerfindlichen Gründen dachte ich an die Ursache unseres Spontanbesuches bei Ländi (so wurde er aufgrund seines Nachnamens von allen genannt).

Seit mehreren Jahren hielt sich dieser in der Punkszene auf, besuchte fast jede Woche einen der Stammtreffpunkte, aber in letzter Zeit hatte er sich rar gemacht und war nur noch selten anwesend gewesen. Wir hatten ihn einige Monate nicht gesehen, was Paula und mir eigentlich erst so richtig bewusst wurde als sie erwähnte ihn um die Telefonnummer seiner Freundin Beate zu erfahren besuchen zu wollen. Sicherlich wäre es einfacher gewesen ihn anzurufen, aber Paula meinte, dass sie es zwar mehrmals versucht hätte, aber immer von einer seelenlosen Roboterstimme mit dem Satz »Kein Anschluss unter dieser Nummer« abgespeist worden wäre. So blieb ein persönlicher Besuch als einzige Möglichkeit einer Kontaktaufnahme übrig. Zum Glück wussten wir beide wo er

wohnte, und so war es jederzeit ohne vorherige und mitunter umständliche Informationsbeschaffung möglich ihn spontan zu besuchen.

Schon nach dem ersten Klingelton öffnete sich die Tür und Ländi grinste uns nach wenigen Sekundenbruchteilen der Musterung freudig an.

»Hallo ihr«, sagte er begrüßend. »Habe gar nicht damit gerechnet euch zu sehen... Ich dachte es wäre vielleicht der Vielo oder der Krumpel, die haben zwar beide einen eigenen Schlüssel, aber vergessen ihn öfter.«

»Wieso haben die eigentlich einen Schlüssel zu deiner Bude?«, fragte ich mich still im Geiste und Ländi laut hörbar.

»Die beiden wohnen seit einigen Wochen hier, also seit die WG in der Bottroper Straße aufgelöst ist.«

»Ist das für länger oder so?«

»Nee, sie wollen ja ne neue Wohnung mieten und ne eigene WG aufmachen, aber bisher haben sie nix passendes gefunden.«

Ländi trat zur Seite und lud uns damit indirekt zum Betreten seiner Wohnung ein. Als Paula und ich an ihm vorbei schritten betrachtete ich ihn genauer. Bis auf seine Frisur hatte sich nichts Gravierendes an ihm verändert. Die ehemals fingerlangen Haare waren auf etwa zwei Zentimeter gekürzt worden, entgegen aller punktypischen Vorlieben ungefärbt und durch einen Verzicht auf jegliches Styling gekennzeichnet. Durch ihr enges Anliegen und der fehlenden Asymmetrie durch einzelne abstehende Strähnen wurde sein auffälligstes Merkmal, die besonders große und hakenförmige Nase, zusätzlich betont und erzeugte zusammen mit dem schmallippigen Mund den Eindruck eines raubvogelähnlichen Gesichtes.

Zügig ging ich an dem kräftigen und mit weit über einen Meter achtzig deutlich größeren jungen Mann vorbei, betrat seinen unaufgeräumten Wohnraum, schaute mich kurz um und nahm zusammen mit Paula, die ebenfalls keine Sitzgelegenheit entdecken konnte, auf einem nicht gemachten Bett Platz.

Angesichts meiner Umgebung fühlte ich mich etwas unbehaglich. Zwar war ich schon bei vielen Punks zu Besuch gewesen, hatte mich schon oft mit unaufgeräumten Zimmern in

allen Stadien des Durcheinanders konfrontiert gesehen, aber alle diese Räume hatten eines gemeinsam: bei allem Chaos herrschte eine gewisse Sauberkeit, bis auf den obligatorischen Staub konnte man nichts Befremdliches oder gar potentiell Gesundheitsgefährdendes entdecken. Auch benutzendem Geschirr oder Besteck war anzusehen erst seit kurzer Zeit an diesem Ort zu verweilen. Sogar die üblichen Bierflaschen und -dosen – welche bei Punks anscheinend zum Wohnungsinventar gehörten und ein so gewohnter und Normalität ausstrahlender Anblick wie ein Fernseher im Wohnzimmer der Eltern darstellte – waren in der Regel gründlich geleert worden.

Wie in meiner eigenen Wohnung wurde in vielen anderen von Punks zwar Wert auf Reinlichkeit gelegt, aber auf eine militärisch exakte Ausrichtung einzelner Gegenstände verzichtet. Auch wenn manche Zimmer an eine wenige Stunden zuvor stattgefundene Bombenexplosion erinnerten oder wirkten als ob ein mittelschweres Erdbeben für eine plötzliche Umstrukturierung der Artefaktanordnung gesorgt hätte, war dies eine Art von optischer Täuschung der ein nicht in den Sachverhalt involvierter Beobachter leicht anheim fallen konnte. Durch einen nur flüchtigen Blick glaubte ein solcher in der vermeintlich undurchschaubaren Materialformation Hinweise auf Verfall und Verschmutzung erkennen, dabei wertete der Wohnungsinhaber die Systematik der Gegenstandsanzordnung als sinnig, praktikabel und als Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Bei Ländis Wohnung sah die Sache allerdings etwas anders aus, hier von Schmutz und Dreck zu sprechen sah sogar ich als gerechtfertigt an. Sehr viele Stellen des Bodens bedeckten einzelne Kleidungsstücke oder ganze Haufen davon, die gebraucht wirkten und nicht so erschienen als wären sie nur für eine kurze Zeit des Ablegens dort deponiert worden, sondern für ein Behältnis mit schmutziger Wäsche bestimmt. Manche Dinge stachen hervor, wirkten besonders abstoßend, wie die visuell leicht wahrnehmbaren Gebrauchsspuren einzelner Exemplare der direkt am Körper getragenen Unterwäsche. Bis auf einige wenige Ausnahmen wirkten die meisten Sachen als ob sie nach dem Ablegen einfach fallengelassen und in keinsten Weise einem Unterfangen des Zusammenlegens unterzogen

worden wären. Einiges war zwar recht platzsparend gefaltet, wies aber weiße bis grünliche Flecken haariger Pilzkolonien auf, die an ein achtloses Aufeinanderlegen in noch feuchtem Zustand nach vorherigem Waschen erinnerten.

Bei den zwei Zimmerregalen beziehungsweise deren Inhalt war ein ähnlich legerer Umgang mit der Nötigkeit halbwegs ordnungsgemäßer Deponierung zu erkennen. Die einzelnen Fächer waren zumeist nur noch zur Hälfte gefüllt und die ehemals dort beheimateten Dinge türmten sich aufgehäuft zu kleinen Bergen wirren Konglomerats auf dem Boden davor, was eine zielgerechte Suche nach einem bestimmten Gegenstand erschwerte und zu einem zeitlich intensiven Vorgang machte. Zudem standen sehr viele Bierflaschen wahllos abgestellt an allen Stellen des Raumes herum, auffällig viele, ungefähr zwanzig bis dreißig, jedenfalls mindestens doppelt so viele wie in Wohnungen anderer Punks. Ungewöhnlich war die Tatsache, dass einige Flaschen nur bis zur Hälfte oder bis auf ein Viertel geleert worden waren, das restliche Bier keiner nachfolgenden Entsorgung anheim gefallen war und viele der flüssigkeitsgefüllten Flaschen inzwischen als Aschenbecher genutzt wurden, was auf dem Bier schwimmende Filter belegten.

Ich hörte angenehm leise Punkmusik aus einer etwas lädiert wirkenden Anlage quellen, es handelte sich um einen Song der neuen Bonner Punkband Molotow Soda, deren erste LP trotz ihres deutschsprachigen Gesangs oft gehört wurde. Das war eine Ausnahme, denn zu dieser Zeit Ende der achtziger Jahre bevorzugten die meisten der mir bekannten Punks amerikanischen Hardcore, und Bands mit deutschem Gesang waren allgemein verpönt.

Paula legte ihren Beutel griffbereit neben sich, wickelte ihr Palästinensertuch ab, schaute sich kurz auf der Suche nach einer Ablagemöglichkeit um, verwarf ihr Vorhaben aber sofort und ließ es am Hals hängen.

Auch ich verzichtete darauf meine Jacke abzulegen, kramte stattdessen in der Innentasche nach der Zigarettenspackung, steckte eine Kippe zwischen die Lippen und zündete sie an.

Fragend schaute Ländi Paula an, erwartete dass sie ihm als nächstes ihr Anliegen mitteilen würde.

»Wir sind nur kurz vorbeigekommen weil ich die Nummer von Beate haben wollte...«, begann Paula, die die indirekte Aufforderung verstanden hatte. »Mehrere Leute erzählten mir, dass sie eine alte Platte von Nils Lofgren hat, die würde ich mir gerne ausleihen und aufnehmen, denn da ist ein ganz toller Song drauf und die Platte gibt es in keinem Laden mehr... Natürlich hätte ich dich auch einfach anrufen können. Das habe ich auch mehrmals versucht, aber mit deinem Telefon scheint etwas nicht zu stimmen, denn immer kommt dieses blöde "Kein Anschluss unter dieser Nummer".«

»Der Apparat ist seit einigen Wochen irgendwie kaputt. Am Anfang konnte ich noch angerufen werden, aber wenn man selbst jemand anklingeln wollte musste man in die Telefonzelle gehen, von hier aus ging es nicht. Na ja, wie gesagt, vor einigen Wochen konnte ich noch angerufen werden, jetzt geht das anscheinend auch nicht mehr. Ich habe mich auch schon gewundert warum sich keiner bei mir meldet, aber eigentlich ist es ja nicht so wichtig und sowieso total egal.«

Nachdenklich zog ich an meiner Zigarette. Ich erinnerte mich an die Erzählungen eines Bekannten, der vor einigen Jahren ein ähnliches Problem gehabt hatte, nachdem er aufgrund eines finanziellen Engpasses seinen monatlichen Zahlungen an die Telekom nicht mehr nachkommen konnte. 'Das Telefon ist bestimmt nicht kaputt', dachte ich. 'Die Rechnungen sind wohl längere Zeit nicht bezahlt worden. Das sollte Ländi mal machen, so ein Bezahlen kann manchmal Wunder wirken.'

Ich beschloss nichts zu sagen und meine Gedanken für mich zu behalten, da ich nicht den Eindruck kleinkarierten Denkens hervorrufen oder von Ländi als ein rechthaberischer Besserwisser angesehen werden wollte.

»Ich habe keinen Kontakt mehr zu Beate... Seit ungefähr einem halben Jahr, als sie Schluss machte. Seitdem haben wir uns nicht mehr gesehen oder miteinander telefoniert.«

»Sorry, das wusste ich nicht«, erwiderte Paula, so als ob sie durch eine unbedachte Äußerung in einen Fettnapf getreten wäre und durch ihre Bemerkung eine halb verheilte Wunde aufgerissen hätte. »Aber ihre Nummer musst du doch noch im Kopf haben?«

»Nee, im Kopf habe ich sie nicht mehr, weil ich mir Zahlen so schlecht merken kann und nicht benötigte Telefonnummern schnell vergesse. Früher, als wir noch fast jeden Tag miteinander telefoniert haben war das anders, ich hatte mir die Nummer zwar mal auf einen Zettel geschrieben, musste aber nicht mehr darauf schauen, nach kurzer Zeit waren die Zahlen in meiner Murmel gespeichert. Jetzt ist die Nummer so wie ihr ganzer Kram weg. Das meiste hat sie ja irgendwann abgeholt aber manchmal fand ich später noch etwas warf es weg. Hauptsache keine Erinnerungen mehr an sie.«

»Hast du denn wenigstens den Zettel noch?«

»Den müsste ich noch haben, allerdings weiß ich nicht wo er ist. Seit Beate nicht mehr hier hin kommt ist alles etwas durcheinander, ich finde auf die Schnelle nichts mehr. Gerade so ein kleiner Zettel kann überall und nirgends sein. Es ist aber auch gut möglich, dass ich ihn weggeschmissen habe. Wenn er irgendwo zwischen ihrem Krempel lag, dann kann ich suchen bis ich schwarz werde.«

Paula schwieg enttäuscht und trennte sich von der Vorstellung, in Bälde eines ihrer Lieblingslieder immer wann es ihr beliebte hören zu können, während ich Ländis ausgewaschene Jeanshose kurz betrachtete. Besonders einige wie aufgemalt wirkende dunkle Flecken fand ich besonders interessant, die aber wohl nicht mit Absicht aufgebracht worden waren, sondern Überbleibsel einer versehentlichen Verschmutzung darstellten.

»Warum hat Beate eigentlich Schluss gemacht?«, fragte ich und schaute ihn an.

»Genau weiß ich auch nicht, ich kann ja nur vermuten, da es wie aus heiterem Himmel kam und meiner Meinung nach alles in Ordnung war. Ich glaube die Entfernung zwischen uns hat sie stärker belastet als ich dachte, sie wohnte ja auf so einem Dorf und meinte manchmal wie doof es wäre, dass ich soweit weg wäre. Sie sagte immer, dass sie lieber einen Freund in der Nähe hätte, einen den sie öfter sehen könnte und ihr telefonieren nicht richtig reichen würde. Als sie die Beziehung dann beendete meinte sie zwar irgendwas von Auseinanderleben oder so, aber das glaubte ich nicht so richtig. Ich nahm eher an, dass sie in ihrer Umgebung einen anderen

Mann kennen gelernt und sich in ihn verliebt hatte, daran dachte mit mir meistens nur telefonieren zu können und deshalb mit mir Schluss machte. Aber so sind die Weiber ja, immer auf ihren Vorteil bedacht, verstecken sich hinter angeblichen Gefühlen und denken eigentlich nur an sich selbst. Wenn man ihnen nicht mehr nützlich ist wird man fallen gelassen wie eine heiße Kartoffel, eine Frau beendet dann die Beziehung und der Typ kann gehen und schauen wo er bleibt.«

»Das ist so nicht wahr«, warf Paula ein, »Früher hatte ich einen Freund gehabt – Kalle hieß der – der über hundert Kilometer weit weg wohnte. Wir haben auch nur miteinander telefoniert, uns nur an den Wochenenden gesehen. Aber trotz der Distanz war er der wichtigste Mensch in meinem Leben. Irgendwann rief ich ihn an, mitten in der Woche oder so, weil ich am Wochenende zu ihm fahren wollte. Er meinte ich solle nicht kommen da er nicht könne weil er sich mit einer Arbeitskollegin zum Essen verabredet hätte. Das kam mir schon komisch vor, und als ich nach dem Wochenende wieder anrief, ihn fragte ob er dieses Wochenende zu mir kommen könnte meinte er das wird wohl nix, denn Anna – ich fand es schon sehr merkwürdig, dass er plötzlich "Anna" und nicht "Kollegin" sagte – würde zu ihm kommen. Nach ein bisschen Rumdruckserei offenbarte er mir jetzt mit dieser Anna zusammen zu sein. Außerdem meinte er, dass ich mir jetzt die Kosten und die Mühen für eine Fahrt zu ihm sparen könnte, und wenn es mir nichts ausmachen würde, dass Anna immer dabei ist, könnte ich ihn auch in Zukunft besuchen kommen. Seine letzten Worte fand ich am ätzendsten an der ganzen Geschichte, wenn er mit mir Schluss macht denke ich doch nicht ans Geld. Mir dann auch noch anzubieten ihn besuchen zu kommen ist echt der Gipfel, erstmal wäre ich mir dann sowieso wie ein fünftes Rad am Wagen vorgekommen, und außerdem wäre mir schlecht geworden wenn ich ihn dauernd in den Armen einer anderen Frau gesehen hätte. Was ich damit sagen wollte ist, dass Männer genauso an ihren Vorteil und nur an sich selbst denken können.«

Ländi schwieg und auch ich sagte nichts, betrachte schweigend den gezackten Rand der Deckel einiger geöffneter Konservendosen.

»Na ja, da hast du schon Recht. Irgendwie...«, antwortete er schließlich. »Es kommt wohl auf den Charakter vom Menschen an oder so.«

Sein Blick wirkte wie in die Ferne gerichtet, ich nahm an, dass er wieder an Beate dachte und fragte schnell wie lange schon Vielo und Krumpel bei ihm wohnten.

»Die sind schon seit zwei Wochen hier«, sagte Ländi und man konnte ihm die Erleichterung über ein anderes Thema zu sprechen ansehen. »Seit halt die WG in der Bottroper Straße nicht mehr existiert. Kurz bevor sie raus mussten habe ich Vielo zufällig getroffen, er fragte mich ob er dann bei mir pennen könnte da er keinen Bock hätte zu seinen Eltern zu ziehen und ich habe zugestimmt. Dass er dann auch noch den Krumpel mitbrachte hat mich nicht gestört.«

Ich sah mich im Raum um, konnte aber keine Anzeichen für die Anwesenheit von Besuchern entdecken.

»Wo pennen die beiden eigentlich, hier ist doch kaum Platz?«

»Natürlich hier, die beiden haben Penntüten mit und legen sich immer wo gerade Platz ist ab.«

Ländi grinste über meinen ungläubigen Gesichtsausdruck.

»Weil hier so viel rumliegt sieht es voller aus als es ist. Man muss nur einige Kleinigkeiten auf Seite räumen dann geht das schon mit dem pennen.«

»Sind diese Penntüten eigentlich alles sind was sie besitzen, ich meine, sie müssten doch mehr haben, irgendwelche Anzihsachen oder so?«

»Na ja, viel haben sie echt nicht, aber das meiste was sie haben ist in einigen Plastiktüten und in einem Koffer und steht im Keller. Das würde hier richtig stören, wegen Platz und so, aber es wird ja sowieso kaum gebraucht, da kann das Zeug ruhig in den Keller.«

Plötzlich verspürte ich einen extrem starken Wunsch nach einem alkoholhaltigen Erfrischungsgetränk, wunderte mich gleichzeitig ein wenig darüber, dass mir Ländi noch kein Bier gereicht hatte, gehörte es doch zum guten Ton ein solches einem Gast innerhalb der ersten Minuten anzubieten.

»Hätte jetzt voll Bock ein Bierchen zu trinken. Haste eines da?«

»Keine Ahnung. Seit der Kühlschrank so komisch ist kaufen wir kein Bier mehr auf Vorrat, wird sowieso nicht richtig kalt. Aber du kannst ja mal gucken gehen, vielleicht steht da noch ne Pulle rum.«

»Okay, das mache ich«, antwortete ich, wurde mir der fast aufgerauchten Zigarette zwischen meinen Fingern bewusst und suchte mit den Augen einen Aschenbecher, entdeckte aber nur ein einziges, förmlich überquellendes, Exemplar am Kopfende des Bettes. Allerdings sah ich wegen der Überfüllung von einer Benutzung ab.

»Wo kann ich eigentlich schnell die Kippe ausmachen? Der Aschenbecher da vorne ist total voll, den müsstest du mal leer machen.«

»Dieses volle Ding da hat mich nur in der ersten Woche gestört, mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt. Weißt du, die meisten der Kippen sind von Vielo und Krumpel, und da sehe ich nicht ein die Mühe auf mich zu nehmen ihn immer wieder leer zu machen. Vielleicht macht es ja demnächst einer der beiden. Leg deine Kippe einfach hier ab, das machen wir jetzt immer so.«

Ländi hielt mir einen Teller mit Essensresten entgegen, der zur Hälfte von einer gelblichen Masse bedeckt wurde und in der einige Filter steckten die wie die Stacheln eines Igels emporragten.

Ich zuckte mit den Schultern und Paula verzog angewidert das Gesicht. Eigentlich mochte ich es nicht Zigaretten auf einem Essteller auszudrücken, aber ich sah es als übliche und einzige Möglichkeit mich von dem glühenden Stummel zwischen meinen Fingern rasch zu trennen an.

Nachdem ich meine Zigarette entsorgt hatte erhob ich mich und schritt der geöffneten Küchentür entgegen. Unbewusst folgte ich einer Art von Trampelpfad der durch unterschiedlich farbige Flecken auf dem abgewetzten Teppichboden klar erkennbar war und direkt zum Kücheneingang führte, wick vorsichtig einem Dutzend leerer Bierflaschen aus und vermied es auf irgendwelche herumliegende Kleidungsstücke zu treten. In der Küche angekommen bot sich mir ein aufgrund des Zustandes des Wohnraums ein erwartetes, aber bisher noch nicht gesehenes Bild.

Wie in vielen anderen Räumen dieser Art beschränkte sich die funktionelle Einrichtung auf eine Spüle nebst Ablage, einem über diesen in Griffweite angebrachten Schränkchen, dem Herd sowie einem Kühlschrank. Allerdings wirkte es etwas ungewöhnlich, dass sich das Mobiliar auf einen einzigen Stuhl beschränkte, der auf das Beisein eines Tisches verzichten musste und einsam und allein auf dem braungefliesenen Küchenboden stand, dessen gedachte Funktion obendrein durch einen auf den Sitzfläche abgestellten Topf verhindert wurde.

In der Spüle selbst und auf der Ablagefläche daneben türmten sich Berge von dreckigen und ungespülten Geschirr. Die Türen des weißen Hängeschränkchens darüber standen offen und boten einen Anblick gähnender Leere. Diesen Zustand konnte man zwar nicht als optimal bezeichnen, war mir aber in den Küchen von Punks schon des Öfteren begegnet. Ungewöhnlicher waren die weißen Porzellanscherben eines Gebrauchsspuren aufweisenden Tellers davor, sowie das Erscheinungsbild des Herds. Die weiße Fläche zwischen den einzelnen Platten überzog ein sternenhimmelähnliches Muster aus dunklen Flecken, die meist durch die Hitze in den Lack eingebrannt waren und auch durch intensives Putzen nicht beseitigt werden konnten. Ein Anblick der eher appetithemmend statt -fördernd wirkte.

Auch das eigentliche Objekt meiner Begierde zeigte sich in einem bedenkenswerten Zustand. Die Kühlschranktür stand ebenfalls offen, was mich einen Moment lang verwunderte, konnte dieser derartig doch keine ausreichende Kühlleistung erzeugen. Der Grund hierfür war leicht ersichtlich. Aus dem Eisfach des Kühlschranks schob sich eine Gletscherzunge hervor, hatte die kleine Klapptür des Gefrierfachs niedergedrückt und ragte mehr als dreißig Zentimeter ins Freie. Aufgrund dieses Hindernisses konnte die Tür nicht mehr geschlossen werden, jedenfalls nicht ohne vorher mit einigem Zeitaufwand und dem Einsatz entsprechender Werkzeuge die gefrorene Barriere zu entfernen.

Zudem lag auf dem Küchenboden vor der geöffneten Kühlschranktür eine einzelne Socke, sie wirkte wie heraus gefallen. Eine vorherige Deponierung im Kühlschrank konnte

ich mir nicht vorstellen, mussten Socken doch nur in den seltensten Fällen kühl gelagert werden, eher glaubte ich an ein sichtbares Produkt nachlässigen Handelns.

Da in dieser Wohnung vieles nicht so war wie in den meisten anderen machte ich mir keine großartigen Gedanken über das deplatzierte Kleidungsstück, mehr darüber, dass ich nach einem schnellen Blick ins Innere keinerlei Bierflasche oder –dose erkennen konnte. Zudem irritierte mich der Anblick einer grünschillernden Pelzkugel in der Mitte einer Stellfläche. Das Gebilde steckte in einer offenen Plastiktüte, die Aufschrift erinnerte an eine bekannte Brotsorte und die Oberfläche an haarige Schimmelpilze, also nahm ich an, dass diese vor vielen Wochen einige Brotscheiben enthalten und jene durch den beständigen Luftkontakt ihr Erscheinungsbild dramatisch verändert hatten.

Als ich mich enttäuscht abwandte und zurück in den Wohnraum ging blickte mich Ländi fragend an.

»Da ist nix mehr«, sagte ich in der Annahme eines fragenden Blickes. »Aber dein Kühlschrank geht überhaupt nicht mehr zu.«

»Och, das ist seit einiger Zeit schon so. Genau gesagt irgendwann nachdem Beate Schluss gemacht hat.«

»Ich glaube nicht, dass Beate etwas für den Kühlschrank kann. Eher ist dieses Eis schuld an dem Problem.«

»Was ist denn mit dem Kühlschrank?«, fragte Paula interessiert.

»Da hängt so ein großes Eisdingen aus dem Gefrierfach«, antwortete ich. »Und das steht fast einen halben Meter weit heraus. Deswegen kann man ihn nicht mehr schließen, und die Tür bleibt immer offen.«

»Die Tür ist immer offen? Dann ist es ja kein Wunder wenn das Eisdingen immer größer wird. Der Kühlschrank muss dauernd kühlen, und da das wegen der offenen Tür erst etwas bringt wenn die ganze Wohnung kalt genug ist kühlt er immer weiter.«

»Vielleicht sollte ich mal für längere Zeit die Heizung abschalten. So um den Kühlschrank zu helfen. Aber wenn ich es mir recht überlege bringt das nicht viel, ich kann mich zwar ins Bett legen, aber Vielo und Krumpel mögen es immer recht

warm, und die haben keinen Bock den ganzen Tag in ihren Penntüten zu liegen.«

»Das wäre der falsche Weg. Wenn der Kühlschrank immer weiter an ist dauert das recht lange bis drinnen alles kalt genug wird, selbst wenn ihr euch zu dritt ins Bett legen würdet. Das kostet mit Sicherheit total viel Geld für Strom. Nein, am einfachsten wäre es wenn du den Stecker ziehen würdest damit er mal richtig abtauen kann.«

Ländis Gesicht zeigte eine Miene der Überlegung, er blickte Paula an und kratzte sich am Kinn.

»Ich glaube du hast Recht. Das werde ich mal ausprobieren. Vielleicht morgen... Oder übermorgen... Oder nächste Woche... Jedenfalls sofort wenn ich mal Zeit habe.«

»Gehst du eigentlich noch arbeiten?«

»Nee, damit habe ich schon lange aufgehört und den Job geschmissen. Jeden Tag auf den Bau gehen schaffe ich bei dem ganzen Stress nicht. Nächstes Jahr werde ich mich wohl wieder um eine Arbeit bemühen, jetzt mache ich erst mal Pause.«

»Dann hast du ja jetzt recht viel Zeit«

»Stimmt. Ich muss mich echt mal aufraffen und mich um den Kühlschrank kümmern,«

Noch während seiner Worte drehte er sich zum Kopfende seines Betts um, griff zu einem am Boden liegenden zusammengeknüllten Taschentuch, schaute es kurz an, murmelte etwas wie »Noch sauber« und putzte sich die Nase.

Sein Schnäuzen klang wie eine Fortsetzung seiner Ausführungen und er warf das wieder zu einer kleinen Kugel geformte Taschentuch auf den Teppichboden, wirkte dabei ähnlich wie jemand, für den eine bestimmte Handlungsweise einen Rang von Normalität angenommen hatte und die gedankenlos ausgeführt wurde.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, ergriff er das Kopfkissen und schüttelte das vorher an eine Wand gedrückte Federbehältnis auflockernd auf. Eine fingerähnliche braune Masse segelte durch die Luft, landete auf einigen leeren Bierflaschen, verharrte dann wenige Sekundenbruchteile auf dem oberen Rand einer Flasche, gab dem Drängen der Schwerkraft nach und entzog sich durch einen weiteren Fall unseren Blicken.

»Irgendwie sah das wie Kacke aus«, bemerkte Paula und runzelte ihre Stirn. »Es erinnert mich an die Häufchen die der Hund meiner Mutter immer produziert. Aber das kann ja nicht sein, du hast doch keinen Hund.«

»Datt datt Vieh auch überall hinscheißen muss!«, fluchte Ländi, beachtete Paulas Worte nicht und warf das Kissen zurück an seinen Platz. »Langsam geht mir datt auf die Eier. Der Köter wird wohl nie stubenrein.«

Abrupt wandte er sich zu Paula.

»Was du sagtest stimmt schon«, grinste er und wirkte eher amüsiert als verärgert. »Einen Hund habe ich nicht, aber der Krumpel hat letztens einen Welpen von so einer Frau geschenkt bekommen. Deren Hündin hat geworfen, waren wohl recht viele und einige doppelt und sie hat ihm einen gegeben.«

»Ist das ein Männchen oder ein Weibchen? Welcher Rasse ist der Hund?«

»Ein Rüde. Sagt der Krumpel wenigstens. Übrigens ist das ein Pitbull, wenn der ausgewachsen ist, ist der zwar auch recht klein, nur so halbe Kniehöhe, aber dann ein richtiger Kampfhund. Der Krumpel möchte, dass der Hund ihm dann helfen kann wenn es mal wieder Ärger mit Faschos gibt.«

»Kleine Hunde finde ich süß.«

»Ich eigentlich auch. Was mich halt nervt ist diese ständige Scheißerei, aber er ist ja noch klein und hat das mit dem Gassi gehen noch nicht so richtig drauf, außerdem frisst er immer alles Mögliche.«

»Ihr müsst halt drauf achten nichts Essbares rumstehen zu lassen.«

»Das machen wir ja sowieso. Nee, das Problem ist, dass der Köter auch öfter Dinge frisst die überhaupt nicht zum fressen sind. Letztens zum Beispiel hat der Vielo morgens nach dem Aufwachen alle seine Ohrringe ablegt weil er duschen wollte. Als er wieder kam sah er gerade noch wie der Hund den letzten davon auffraß.«

»Würde mir stinken wenn alle meine Ohrringe plötzlich für immer weg wären«, warf ich ein.

»Vielo war auch total sauer auf den Hund, aber am nächsten Tag hatte er sie wieder. Wir achten nämlich alle genau darauf

wo der Hund hinscheißt, und dann hat Vielo mit einem kleinen Stöckchen die Scheiße durchsucht, seine Ohrringe wieder gefunden und sie direkt angelegt.«

»Iiihhhh«, entfuhr es Paula und sie machte ein Gesicht als hätte sie auf etwas extrem Saures gebissen.

»Natürlich nicht ganz direkt«, beeilte sich Ländi zu sagen. »Vor dem Anlegen hat er sie im Bad unter den Wasserhahn gehalten und sie gesäubert. Die waren ja noch richtig voller Kacke und da ist es echt unhygienisch die Dinger direkt ans Ohr zu machen.«

Während seiner letzten Worte kroch überraschenderweise ein winzigkleines Tier aus seinem Haaransatz oberhalb der Stirn, erkannte sich nun auf einer völlig haarfreien Hautfläche zu befinden und verschwand nach kurzer Zeit wieder in dem Gewirr von Ländis Kopfschmuck. Vom Aussehen her erinnerte es mich an ein kleines Insekt namens Silberfisch. Solche hatte ich auch, allerdings lebten sie nicht in meinen Haaren sondern unter dem Küchenherd. Silberfische waren sehr menschen scheu, wagten sich nur in der Dunkelheit ihre Heimat zu verlassen, einen garantiert menschenleeren Raum zu betreten und verschwanden sobald das Licht angeschaltet wurde nach einer rasanten und panischen Flucht in ihrem Versteck.

Offensichtlich hatten sich die Silberfische in Ländis Wohnung verändert, waren zutraulich und kontaktfreudig geworden, fühlten sich durch die Zustände wie in einem paradiesischen Lebensraum und begannen verschiedene parasitäre Neigungen zu entwickeln.

Mit Schaudern erinnerte ich mich an die Wohngemeinschaft in der Bottroper Straße, in der ein ähnlicher Grad der Lockerheit im Umgang mit hygienischen Grundregeln gepflegt wurde. Natürlich war dieser trotz der Ablehnung bürgerlicher Gepflogenheiten um ein vielfaches höher als bei Ländi, aber dafür zählte zu den Bewohnern der WG ein junger als Fernfahrer arbeitender Mann der fast ausschließlich Tiertransporte machte und häufig Kontakt zu seinen faunalen Gästen hatte. Eines Tages suchten zwei der Punks wegen nässender Hautausschläge an Armen und Beinen einen Arzt auf welcher nach kurzer Untersuchung eine Infektion namens

"Kuhpocken" diagnostizierte. Die Ursache lag schnell auf der Hand: Durch die Kombination einer zwanglosen Handhabung von der Sauberkeit dienenden Tätigkeiten und dem Job ihres Mitbewohners kam es zu einer Übertragung von Erregern einer Tierkrankheit auf den Menschen.

Plötzlich fühlte ich mich sehr unwohl, dachte an die Möglichkeit einer versehentlichen Ansteckung mit einer bekannten oder einer neuen Erkrankungsform. Diese konnte zum Beispiel bei Silberfischen und Artverwandten gängig sein, dort zu keinen größeren Problemen führen aber beim Menschen aufgrund des unterschiedlichen Immunsystems mit negativen Überraschungen aufwarten.

»Wir müssen jetzt gehen«, sagte Paula zu Ländi, die ähnlich wie ich empfand und ebenfalls von einer starken Ortswechselneigung getrieben wurde.

Der Angesprochene nickte und stand als sich Paula ihren Beutel fest an sich gedrückt vom Bett erhob ebenfalls auf.

»Es tut mir Leid jetzt so abrupt aufzubrechen«, meinte Paula als wir zur Eingangstür schritten. »Aber wir wollten ja nur kurz reinschauen und müssen jetzt weiter. Noch zum Baumarkt und einige Sachen einkaufen.«

»Das ist mir schon klar.«

Ländi öffnete die Holztür, hielt sie weit auf und Paula und ich betraten den kahl wirkenden Hausflur.

Ich drehte mich zu ihm um, warf einen letzten Blick auf seine Person und wollte einige abschließende Worte sagen.

»Mach's gut Alter«, sagte ich und meine Stimme klang wegen des Halles etwas hohl. »Bist du nächstes Wochenende eigentlich im Club? Zwei englische Hardcorebands spielen übrigens am Samstag im KM – Ripchord und noch so eine – und da wollen wir alle später zusammen hin fahren.«

»Nee, ich glaube nicht. Zur Zeit habe ich echt wenig Kohle und bin deshalb meistens hier in der Bude und bleibe zu Haus. Aber ich erzähle Vielo und Krumpel davon, vielleicht haben die ja Bock dahinzugehen.«

»Okay, also bis die Tage...Tschöö Ländi!«

»Tschöö!«, antwortete er und schloss nachdem er Paulas verabschiedendes Nicken registriert hatte die Tür.

Wenige Augenblicke später gingen wir die steinerne Treppe zur Haustür hinunter.

»Bei Ländi sieht es echt etwas komisch aus. Ich wusste zuerst gar nicht wo ich mich hinsetzen sollte in dem ganzen Durcheinander«, sagte Paula.

»Da hast du Recht, mir ging es genauso. Aber am Härtesten sah echt der Kühlschrank aus, schade, dass du den nicht gesehen hast. Weißt du, ich war ja schon bei vielen Leuten zu Besuch, aber so was Extremes wie bei Ländi ist mir noch nicht begegnet. Er übertreibt echt ein bisschen mit seiner Ablehnung aller bürgerlichen Normen.«

Paula öffnete die Haustür, wir traten hinaus und ich atmete tief durch, sog die nicht zu warme und noch nicht zu kalte Luft eines Spätsommerabends gierig ein.

»Meiner Meinung nach ist es weniger dieser ganze Kram mit den Normen. Eher dass Beate weg ist, das hat er wohl nicht richtig verkraftet und lässt sich jetzt gehen.«

»Klar, für viele Leute ist es ein richtiger Schock wenn sie plötzlich alleine sind. Der eine verkraftet das recht leicht, für andere ist es schwieriger. Aber einen Vorteil hat es ja: man muss nicht mehr für zwei denken, immer die Bedürfnisse und Ansprüche des anderen mit einbeziehen. Also kann man sein Leben also lockerer führen als vorher. Ich glaube, Ländi ist noch ziemlich schockiert über das plötzliche Ende der Beziehung und übertreibt etwas mit dem recht lockeren Leben.«

»Das kann gut sein. Trotzdem muss er sich mal am Riemen reißen, auf Dauer so zu leben ist doch nix. Einerseits versackt er irgendwann richtig wenn er so weitermacht, andererseits wird er bestimmt mal eine nette Frau kennen lernen.«

»Ich kann mir schon vorstellen wie er denkt. So in der Art "Sie ist weg und ich werde nie mehr eine Frau bekommen..." und deswegen meint er, dass ihm alles egal sein kann.«

»So zu denken ist doch Quatsch. Ländi ist noch jung, hat sein ganzes Leben noch vor sich, und in einigen Jahren sieht er seine Zeit mit Beate nur noch als Erinnerung an. Ich kenne das doch von mir, als meine Beziehung zu Kalle zu Ende war dachte ich auch ich würde nie mehr einen Freund haben. In diesen Dingen unterscheiden sich Männer und Frauen nicht so

sehr. Aber spätestens wenn er eine nette Frau kennen lernt muss er sich ändern, seine Wohnung in Schuss bringen, richtig aufräumen und regelmäßig ordentlich duschen. Die Frau würde ihn dann bestimmt mal besuchen kommen, und wenn ihm plötzlich ein Tier aus den Haaren krabbelt kriegt sie mit Sicherheit eine Krise.«

»Der wird sich schon wieder fangen. Zur Zeit dominieren halt Vielo und Krumpel sowie dessen Kackkötter seine Aufmerksamkeit, wenn die erstmal weg sind wird ihm wohl der Zustand seiner Bude so richtig bewusst.«

Paula nickte zustimmend.

Schweigend gingen wir nebeneinander her.

»Willst du eigentlich echt noch zum Baumarkt fahren?«, fragte ich sie.

»Nee, das habe ich doch nur so gesagt. Eigentlich möchte ich nach Hause, meine Schwester will heute Abend auf Besuch kommen. Aber vorher kann ich dich noch schnell heimfahren.«

»Das wäre optimal. Der Tag war doch ein bisschen stressig, jetzt würde ich mich gerne einige Stunden auf der Matratze ausstrecken und nichts machen. Heute Abend kann ich dich ja anrufen und wir können etwas plaudern.«

»Am besten ist es ja wenn ich dich anrufe, direkt wenn meine Schwester wieder fort ist.«

»Da hast du Recht. Okay, machen wir es so«, antwortete ich, sah ihren geparkten Wagen in unserem Blickfeld erscheinen und dachte an die Bierdosen in meinem Kühlschrank.

»Die sind bestimmt schön kalt«, freute ich mich.

INTERVIEW IM „PANKERKNACKER“

MAI 2007

Was waren Deine Beweggründe mit dem Schreiben anzufangen, insbesondere für Fanzines?

Zum ersten Mal entdeckte ich das Schreiben von Prosa-Texten als angenehm für mich mit 20 oder 21, weil ich einerseits einen ständigen Erzähltrieb verspürte, andererseits merkte, dass ich am einfachsten und für mich am leichtesten eigene Gefühle und Gedanken in hoffentlich unterhaltsame Geschichten verpacken kann. Zuerst veröffentlichte ich meine Texte in selbstherausgebrachten Zines, aber da jeder der schon selbst ein Zine herausgebracht hat, genau weiß mit wie viel Arbeit es verbunden ist, und da ich meine Energie für das Anfertigen von Texten selbst und nicht für irgendwelche Vertriebs-, Layout- oder Organisationsgeschichten verwenden wollte, bot ich später die Geschichten diversen Fanzines an.

Welche Fanzines waren in Deinen jungen Jahren am angesagtesten? Gab es viele Zines? Welche hast Du damals am liebsten gelesen?

Zu Beginn der bundesdeutschen Punkszene waren Fanzines etwas besonderes, eindeutig das Kommunikationsmittel Nr. 1, manchmal gab es fast fünfzig verschiedene davon. Allen war gleich, dass sie im A5-Format waren, nur eine geringe Auflage hatten und lokal begrenzt waren. Von diesen las ich besonders gern das „U.n.gewollt“ aus Duisburg (von einem gewissen Willy Wucher) und das „Schmier“ aus Düsseldorf. Erst als die Bremer „Endlösung“ 1982 den Versuch wagte, erstmalig ein aus der Punkszene stammendes Heft bundesweit zu vertreiben, sich auf DinA4 vergrößerte und damit einen neuen Zielpunkt markierte, änderte sich die Zielsetzung der Herausgeber. Das Zine las ich natürlich besonders gerne.

Was treibt Dich an immer weiterzuschreiben?

Es ist hauptsächlich der schon erwähnte Erzähltrieb, ich kann nicht anders als Geschichten erzählen zu müssen, und durch den Hörverlust sind logischerweise Unterhaltungen in Kneipen oder bei Konzerten nicht mehr möglich, also bleibt nur das Schreiben um erzählen zu können.

Wie motivierst Du Dich dazu?

Am meisten motiviert mich wenn ich dadurch Menschen zum Lachen bringen kann oder erfahre, dass sie sich beim Lesen amüsiert haben. Ich weiß genau, dass es mir am allermeisten Spaß bereitet, Geschichten zu erzählen und Menschen zum Lachen zu animieren. Das ist mir Lohn genug für jegliche Mühe.

Welche Kabarettisten, Zyniker, Satiriker, Literaten können Dich selbst zum Lachen bringen?

Hier kann ich nur sagen, dass ich, als ich noch hören konnte, besonders alles von Monty Python gut fand, und britischen Humor sowieso. Was ich schon seit über zwanzig Jahren gerne lese ist alles von dem Autor Tom Sharpe, der denkt sich abgedrehte und lustige Dinge aus, einfach Wahnsinn, bei der Lektüre kann ich mich oft schlapplachen.

Wecken Deine eigenen Texte in Dir beim Durchlesen etwaige Emotionen?

Fast immer sorgen sie dafür. Da ich meisten eigene Erlebnisse beschreibe, kommen beim Lesen die Erinnerungen zu dem Ereignis wieder hoch und echt sehr oft kann ich meine damaligen Gefühle nachempfinden.

Kommt es vor, dass Du etwas schreibst über das Du Dich beim Durchlesen selbst totlachen musst? Oder dass Du etwas von Dir durchliest und Dich über Dich selbst wundern musst?

Es ist beim Schreiben meistens so, dass ich grinsend vor der Tastatur sitze, denn ich möchte Spaß dabei haben und muss sehr oft über meine eigenen Formulierungen und Vergleiche lachen. Dass ich mich bei einem späteren Durchlesen einer Story selbst über mich gewundert habe, ist mir auch schon recht häufig passiert, da ich einerseits bei Prosatexten versuche mir vorzustellen wie ich damals dachte (das können auch Überzeugungen sein, die schon seit vielen Jahren nicht mehr die meinigen sind), oder andererseits bei kürzeren Texten, die ich nicht als Prosa bezeichne. Hier schreibe ich meine Meinung zu diesem oder jenem Thema, und schon oft habe ich mich Jahre später gewundert, wie ich bei Niederschrift gedacht habe.

Warum hast Du bisher nie versucht, das was Dir am allermeisten Spaß bereitet, das Schreiben zum Beruf zu machen? Sei es als Autor, Redakteur oder Journalist?

Nein, so etwas lag mir fern, ich schrieb stets nur aus Spaß an der Freude, schrieb nur Geschichten die ich erzählen wollte und mit dem Bedürfnis, mich nach einer Schicht in der Fabrik in meiner Freizeit dem Erzähltrieb zu widmen.

Was gibt Dir das Schreiben?

Selbst wenn ich eine Geschichte nur für die digitale Schublade schreibe, gibt es dennoch die innere Befriedigung, etwas erzählt und aufgeschrieben zu haben. Ich glaube, jeder Mensch der selbst schreibt kann dieses Gefühl verstehen. Aber wenn ich etwas gedruckt vor mir sehe oder ich positive Reaktionen von anderen Menschen darauf erfahre, steigt dieses Gefühl der Befriedigung natürlich noch.

Woher nimmst Du Dein scheinbar endloses Repertoire?

Das ist einfach: Hauptsächlich erzähle ich Geschichten aus meinem Leben, und ich kann sagen, dass ich fast zwanzig Jahre lang bemüht war, in

meiner Freizeit so viel zu erleben wie nur möglich, ich hatte sehr oft die Angst, irgendwas zu verpassen. Da hat man natürlich viele Erinnerungen, obwohl ich mir manchmal vorkomme wie ein alter Opa, der nur von früher erzählt.

Woher bekommst Du Deine Ideen? Woher nimmst Du die Inspiration? Was und wer beeinflusst Dich?

Ideen und Inspiration für nicht selbst erlebte Geschichten kommen entweder von allein oder ich brauche – wie die Erfahrung zeigt – eine Anregung von außerhalb, wie die Worte eines anderen Menschen oder irgendeine Schlagzeile. Wenn mir etwas gefällt, spinnt meistens meine Phantasie den Faden weiter. Bestes Beispiel sind dafür die vier Short-Stories "Szenen einer Ehe". Als ich vor knapp zehn Jahren auf der Arbeit an einer Maschine stand, fiel mir aus irgendeinem Grund der Satz "Manuela bebte vor Penisneid" ein und ich lachte mich darüber innerlich schlapp. Der Satz gefiel mir so gut, dass ich ihn mir notierte, der Faden wurde weitergesponnen und am Ende sind es vier zusammenhängende Geschichten geworden.

Als Haupteinflüsse sind klar zwei Menschen zu nennen: Charles Bukowski und Klaus N. Frick. Hierbei möchte ich betonen, dass ich nie versucht war, jenen irgendwie literarisch nachzueifern, sondern mein Denken durch dessen jeweilige Texte und die dahinterstehende Geisteshaltung beeinflusst wurde. In jungen Jahren war es Bukowski, der mir durch seinen Realismus sehr zusagte. Ich mochte halt noch nie Schreiber, die lediglich ersponnene Kopfgeburten von sich geben konnten, bei denen man davon ausgehen konnte, dass sie das Erzählte nie selbst erlebten. Später war es Herr Frick mit seinem Enpunkt-Zine, der mir zeigte, dass gut erzählte Geschichten auch Alltagserlebnisse beinhalten können. Ich würde sagen, die Lektüre von Enpunkt hat mich am Nachhaltigsten dazu animiert, selbst Geschichten aus meinem Leben zu erzählen.

Hattest Du vor Deiner Zeit beim Suburbia schon andere Auftritte in schriftlicher Form?

Mit dem Suburbia begann meine „Fanzinekarriere“ nicht, beileibe nicht. Als das erste „Suburbia“ erschien war ich glaube ich 31 oder so. Mit 17 hatten mein damaliger Kumpel Achmed und ich die Idee, ein Zine zu machen um andere Punks kennenzulernen (Ende der Siebziger gab es hier im Köln/Bonner Raum sehr wenig Punks) und veröffentlichten es unter dem Namen "Kanal-Kultur", mit teilweise lächerlichen und voll pseudohaften Inhalt. Ab der Issue zwei erschien es unter dem Namen "Der Tiefschlag". Insgesamt veröffentlichte ich inklusive "Kanal-Kultur" sechs Ausgaben, bis ungefähr Herbst 81, dann hatte ich keine Lust mehr (Achmed machte schon lange nicht mehr mit). Danach kam erstmal nichts, bis ich schätzungsweise 85 "Geistige Blähungen" veröffentlichte, es war ein reines Ego-Zine, enthielt die ersten Prosatexte und wurde fast nur in einer Troisdorfer Kneipe verkauft. Die fünfte Ausgabe war die letzte, 1989, danach machte ich mal wieder viele Jahre schreibtechnisch nichts. Mit dem "Suburbia" 93 oder 94 erwachte meine Lust zu schreiben wieder, irgendwann wandte ich mich auch an andere Zines, und mit dem Ende vom "Suburbia" nach der neunten Ausgabe verstärkte ich dieses. Einige Jahre später machte ich zusammen mit dem Alex (damals wohnhaft in Köln) das "Savage Tunes", welches es auf drei Ausgaben brachte, bis meine Erkrankung die Herausgabe abrupt beendete.

Hast Du das schriftstellerische Handwerk irgendwo erlernt oder könnte man Dich als Autodiktaten bezeichnen?

Meine Erfahrungen beim Schreiben habe ich ausschließlich über das sogenannte "learning by doing" gemacht, also etwas schreiben und danach selbstkritisch lesen. Was ich als ganz wichtig ansehe ist, den Text dann anderen Menschen zu lesen zu geben, deren Kritik als Anregung zu sehen, und danach zu versuchen sich selbst zu verbessern. Logisch, andere Menschen haben andere Gehirne, eine Geschichte, die mir voll verständlich erscheint, muss es für andere Menschen nicht sein. So gesehen ist es ein bisschen autodidaktisch vor sich gegangen. Irgendwo Geschichten zu schreiben lernte ich nie, lediglich wusste ich um meine guten Voraussetzungen beim schriftlichen Ausdruck, der auch schon früher in der Hauptschule den Lehrern auffiel.

Ist es nicht auch mit viel Arbeit und Disziplin verbunden täglich zu schreiben?

Aber sicher datt. Ich meine, vor meiner Erkrankung die mit dem Schreiben verbundene Arbeit gescheut zu haben, in meiner Freizeit wollte ich nicht so viel Disziplin praktizieren wie ich es jetzt mache. Zur Zeit sieht es so aus, dass mein Ziel darin besteht jeden Tag etwas zu schreiben, ich jeden Tag morgens so um acht Uhr aufstehe und mich manchmal zwingen muss loszulegen. Aber es geht, wenn ich erstmal schreibe, macht es mir Spaß.

Du hast bisher zwei (drei?) Romane geschrieben, die bisher noch nicht veröffentlicht wurden. Worum geht es in den Büchern?

Als richtigen Roman würde ich bisher nur ein Werk bezeichnen, die Story "Meia, Hotte und Co. Kg." (Nachtrag 2013: unbenannt in "Wurmterror"), deren Anfang bereits in den Suburbias als Fortsetzung erschien, ich aber nach fertigen neunzig Seiten keine Lust mehr hatte weiterzuschreiben. Es geht um einen Punk, der die Idee hat Regenwurmzüchter zu werden, und gleichzeitig bei der politischen Kriminalpolizei in den Verdacht gerät Terrorist zu sein. Nicht unlustig, wie ich finde. Am interessantesten an dieser Geschichte finde ich ihre Entstehung, sie lag knapp zehn Jahre unberührt und halbfertig auf meiner Festplatte, erst nach meiner Erkrankung hatte ich irgendwann Lust sie fertigzustellen.

Als zweites schrieb ich die Geschichte "Die ersten Jahre", nur für mich persönlich und keinerlei ausdruckstechnischer Form unterworfen. Gut fand ich daran nur, dass es mir erneut zeigte, sehr lange (mehr als ein Jahr) an einer einzigen Geschichte arbeiten zu können. Sie enthält einige Lebenserinnerungen, als ich in der Story das Alter von sechsundzwanzig erreichte und die Geschichte selbst über dreihundert Seiten hatte, hörte ich auf, sonst wäre ich jetzt noch damit zugange.

Danach wollte ich unbedingt einige Kurzgeschichten schreiben, ich tat es und schrieb unter anderem "Zarte Gefühle", die wegen ihrer Länge (60 Seiten) von manchen als Roman angesehen wird, von mir selbst aber als XXL-Short-Story. Es geht um meine Gefühle und Erlebnisse als Fünfzehnjähriger, als ich zum ersten Mal verliebt war.

Gibt es Themen, welche Du aus moralischen Gründen bzw. der Pietät wegen nicht in Deine Geschichten mit einfließen lassen würdest? Oder darf (muss/soll) Prosa alles?

Meiner Meinung nach bedeutet über sich selbst und eigene Erlebnisse zu erzählen automatisch, dass einem fast kein Thema tabu ist, eigentlich gar kein bestimmtes Thema, nur einzelne Dinge. Zum Beispiel würde ich es nie und never machen, etwas was mir ein anderer Mensch im Vertrauen erzählt hat, irgendwie in einer Story zu verbraten. Das kommt mir nicht in die Tüte, dann könnte ich nicht mehr in den Spiegel schauen. So gesehen bin ich der Meinung, dass realistische Prosa thematisch schon alles darf, wenn man über das schreiben möchte, was man selbst erlebt hat. Ich habe ja auch schon über alle möglichen und unmöglichen Dinge aus meinem Leben geschrieben. Lustig: Als ich vor vielen Jahren zum ersten Mal eine Sex-Story schrieb, trug ich einen Kapuzenpullover, und ich habe mich so geschämt, dass ich unbedingt die Kapuze über den Kopf ziehen musste. Bestimmt bin ich beim Schreiben dauernd rot geworden.

Was hältst Du von so neumodischem Kram wie der so genannten Pop-Literatur oder Poetry Slams?

Ich muss gestehen, dass ich mit dem Begriff Pop-Literatur wenig bis nichts anfangen kann, ich las/lese immer nur Bücher, die mir nur gefielen, ob sie einer bestimmten Stilrichtung angehörten weiß ich nicht. Die Idee von Poetry-Slams finde ich gut, ich habe noch nie an so etwas teilgenommen und war auch erst einmal bei einer Lesung, damals bei unserem Auftritt in Freiburg. Ich ärgere mich immer noch darüber, dass ich nicht den Mut hatte, spontan auf die Bühne zu gehen und ein paar Gedichte zu rezitieren, die ich zu dieser Zeit auswendig kannte.

Wie viel Bier müsstest Du trinken um Dich mit Deinen Kurzgeschichten auf die Bühne zu wagen?

Ich glaube, ich würde es wie vor einem Auftritt halten, zwei oder drei Mutbier, genug um ein gutes Gefühl zu erzeugen, aber auf alle Fälle wenig genug, um etwaige Ausfallerscheinungen zu vermeiden. So habe ich es als Schlagzeuger immer gehalten. Saufen ohne Rücksicht auf Verluste war immer erst nach dem Auftritt angesagt.

Darf Punkrock alles? Wo hört für Dich Humor auf?

Ich bin nicht der Meinung, dass Punkrock alles darf. Für mich war Punk auch immer eine automatische Opposition gegen alles und jeden der Stärke ausstrahlte oder sich für stark hielt, seien es Menschen die dachten wegen ihres Berufs besser als andere zu sein (Bullen) oder Leute die glaubten, wegen ihrer Herkunft einer auserwählten Rasse anzugehören (Nazis). Hinzu kamen jede Menge mächtig selbstüberzeugte Nasengesichter, die um einen seelischen Dämpfer förmlich bettelten. Bei Punks die sich genau gegenteilig verhielten (das habe ich auch manchmal gesehen) hörte für mich jeglicher Spaß auf. Wer gegenüber deutlich schwächeren den Starken raushängen ließ, war in meinen Augen auch ein Nasengesicht, das einen Dämpfer brauchte.

Du bist ja beinahe von Anfang an dabei. Wie hast Du die erste Punkwelle 1977/78 erlebt und warum hat sie Dich erwischt? Wie waren Deine ersten Berührungspunkte mit Punkrock? Was hat Dich daran fasziniert?

Ende der Siebziger erging es mir wie vielen anderen jungen Menschen die später Punks wurden auch, die Auswirkungen der ersten Punkwelle spürte man höchstens nur in größeren Städten, in denen es bereits eine kleine Punkszene gab. Hier in der Gegend kannte ich keinen Punk, die nächste richtige Punkszene war in Düsseldorf zu finden, in Köln gab es damals so etwas vielleicht auch, aber Nichtkölnler hatten keine Chance, diese zu entdecken. In Bonn entstand eine richtige Punkszene erst 1980 (ich merke gerade wie viel mir einfällt, wenn ich über die Vergangenheit rede). Mein erster Kontakt zu Punk 1978 war eher lustig: Damals hörte jeder musikinteressierte Jugendliche die John Peel-Show im Radio auf BFBS, die zwar englischsprachig und somit für viele unverständlich war, aber dafür spielte er die neuesten Sachen aus Großbritannien. Ein Lied gefiel mir besonders: "If the Kids are united" von Sham 69. Ich schrieb mir Namen und Titel auf und bestellte die Schallplatte in einem Siegburger Plattenladen. Es dauerte mehrere Wochen bis ich sie in Händen hielt, denn sie musste aus England importiert werden. Kurz danach lernte ich Achmed kennen, der mir mitteilte, dass ich eine Punkplatte habe. Aha, meine Lieblingsmusik hieß also Punk. Im Nachhinein würde ich sagen, dass mich neben Musik und Outfit besonders die Lebenseinstellung faszinierte, nicht verwunderlich, denn ich war 16 und steckte mitten in der Protestphase. Besonderen Reiz übte für mich mit Sicherheit die oft gezeigte Grundhaltung aus, sich in keiner Form anpassen zu wollen. Anpassung ist für mich eine Form des Aufgebens, und jenes gefiel mir noch nie.

Kamst Du damals in den Genuss die legendären Cotzbrocken live sehen zu dürfen?

Die Cotzbrocken aus Köln habe ich zweimal live gesehen, einmal als Vorband von U.K. Subs in Bonn (ich glaube 1981 war das) und das zweite Mal ein Jahr später auch in Bonn, aber in einem anderen Laden (Mit Fehlfarben! Kennt jemand die noch?). Unterschiedlich waren die Sänger, beim ersten Mal sang ein anderer als auf der Platte und ich fand die Band wirklich gut, beim zweiten Mal war es die Besetzung wie auf der Platte und mir erschien der Gesang.. äh.. gelinde gesagt durchwachsen.

Welche Ereignisse aus jener Zeit wirst du nie vergessen? Wovon warst du am meisten beeindruckt? Gab es Erlebnisse die Dich geprägt bzw. in deinem Handeln nachhaltig beeinflusst haben?

Am meisten prägte mich auf alle Fälle die öffentliche Rekrutenvereidigung der Bundeswehr am 12.11.1980 in Bonn. Diese Veranstaltung war eine von vielen in einer über das gesamte Land reichende Kette von öffentlichen Gelöbnissen, die die Bundeswehr aus Jubiläumsgründen und zwecks Demonstration ihrer Bürgernähe durchführte. Bei den Vorgängerveranstaltungen hatte es teilweise richtig gut geknallt, wie zum Beispiel in Bremen (sehr gut beschrieben in Sven Regenens "Neue Vahr Süd")

oder in Hannover. Um die damalige Hauptstadt vor ähnlichen Ausschreitungen zu bewahren, drängten sich 10.000 Polizisten in der kleinen Bonner Innenstadt. Die knapp zwei Dutzend Bonner Punks waren natürlich mittendrin, ich war siebzehn Jahre alt und entsprechend naiv. Polizei kannte ich bisher nur aus dem Straßenverkehr oder aus dem Stadion, beide Mal sah ich sie lediglich als störend und nervig an, nicht als richtiges Problem. Gerade im Stadion galt die ungeschriebene Regel, dass zum Beispiel Gewalt gegen Frauen total tabu war, und den Dicken gegenüber klar schwächeren heraushängen zu lassen galt als unmännlich, wer es trotzdem machte konnte sich sicher sein, den Spott der anderen hervorzurufen. In meiner Naivität dachte ich, dass diese Regeln von fast allen männlichen Erwachsenen befolgt wurden, sehr blauäugig diese Denkweise. Abends wurde ich dann eines Besseren belehrt, offenbar galten diese Verhaltensregeln für Polizisten nicht, denn ich musste fassungslos beobachten, wie Polizisten genüsslich Frauen zusammenschlugen oder mehrere Beamte auf einen einzelnen schwächlichen Hippie losgingen. Für mich brach eine Welt zusammen, seit jenem Abend betrachtete ich Polizisten mit anderen Augen. Übrigens waren diese Erlebnisse nicht die Ausnahme, in den Folgemonaten wurde ich oft genug Zeuge ähnlicher Amtshandlungen. Es liegt mir am Herzen zu betonen, dass ich gleichzeitig auch vereinzelt Polizisten kennenlernte, die voll in Ordnung waren, ich also schon als junger Mensch nicht alle Polizisten pauschal über einen Kamm scherte. So zum Beispiel jener Polizist, mit dem ich mich lange unterhielt und der alle angesagten Punkläden im Ruhrgebiet kannte, und welcher dafür sorgte, dass ich nach einer Festnahme in einem Polizeiwagen vom Landesbehördenhaus (genau zwischen Bonn und Godesberg) Richtung Innenstadt mitfahren konnte und mich die Beamten am Kaiserplatz rausließen.

Nicht zu vergessen ist das gesamte Jahr 1981, die Punkszene war jung, es herrschte eine kribbelnde Aufbruchsstimmung und es gab fast jede Woche irgendwo irgendwelche Ausschreitungen von irgendwelchen Linken Gruppen. Allein über die Erlebnisse in diesem Jahr habe ich in "Die ersten Jahre" ungefähr hundert Seiten geschrieben, und es ist echt nur ein Teil meiner Erinnerungen.

Warst Du Anfang der Achtziger oder später auf den Chaostagen?

Von den Chaostagen hörte ich 1983 zum ersten Mal, als mir Punks aus Hannover einen Stapel Aufrufflugblätter schickten. Am Wochenende verteilte ich sie unter den Bonner Punks in unserer Stammkneipe. Ich weiß nicht, ob jemand von ihnen dahin fuhr, ich selbst nicht. Ein Jahr später fuhr ich selbst wieder nicht, aber dafür ungefähr 80% der Bonner Punks. An diesem Samstagabend waren wir am Kaiserplatz nur sechs oder sieben Leute, es war ein sehr seltsames Gefühl. 1994 reiste ich dann zum ersten Mal zu den Chaostagen in Hannover, es war sehr lustig, viel Remmidemmi, viel Bier, Festnahme und Bild von mir in der Zeitung. Es lohnte sich also sehr, und dementsprechend machte ich hier Werbung für die Chaostage 1995.

Konntest Du in all den Jahren in welchen Du mittlerweile dabei bist eine große Veränderung in der Punkrockszene feststellen? Etwa was den Zusammenhalt bzw. die Innovation der Punks angeht, aber auch was die Musik- und Fanzine-Szene angeht?

Schon 1984 fiel mir ein großer Unterschied zwischen der damaligen Punkszene und der von 80/81 auf: Am Anfang wollten wir alle möglichst fertig aussehen, aber nicht möglichst fertig sein, wir hatten zwar den Spruch "No Future" sehr oft auf den Lippen, glaubten aber nicht wirklich an Zukunftslosigkeit. 1984 war das anders. Die meisten damaligen Punks hatten wirklich keine Zukunft, und der Spruch "No Future" wurde selten genannt. Diese Leute wollten nicht nur fertig aussehen, sondern auch möglichst fertig sein. Es herrschte damals eine besondere Stimmung, es war eine absolut besondere Punkgeneration, in keinsten Weise mit den Punks zu vergleichen, die ich in den neunziger Jahren kennenlernte. Als positiv sah ich die Entwicklung in puncto Zusammenhalt an. Noch 1981 war es ein oder zwei Schnaubartasis immer möglich, in eine Gruppe von ungefähr 50 Punks zu gehen und einen davon zusammenzuschlagen, ohne das ihnen von Seiten anderer Punks etwas geschah. Selbst erlebt. Schon 1984 war das Gleiche nicht mehr möglich. Wären ein, zwei oder mehrere Asis mitten unter die Punks am Kaiserplatz oder sonstwo gegangen und hätten einen Punk vermöbelt, wären diese bestimmt von allen sofort gut zusammengefasst worden. Aber ich finde, gerade der selbstzerstörerische Effekt hatte 1984 seinen Höhepunkt, die späteren Generationen waren zum Glück nicht so krass.

Ebenfalls fiel mir im Lauf der Jahre eine deutliche Steigerung der Ansprüche im kreativen Bereich auf. Was teilweise Anfang der Achtziger im musikalischen Punkbereich den Leuten zugemutet wurde, hätten die Punks zehn Jahre später als erbärmliche Stümperei bezeichnet. Zu Recht.

Hast Du es jemals bereit 20 Jahre Vollgas gegeben zu haben, 20 Jahre Punkrock gelebt zu haben?

Bereit habe ich die Zeit gesamtgesehen nicht, da ich wirklich viel Spaß hatte und jede Menge erlebte. Jedenfalls fand ich es immer besser, als nur vorgegebenen bekannten Abläufen zu folgen, die jahrelange Arbeit in der Fabrik reichte mir in dieser Hinsicht. Es war absolut unnötig, auch in der Freizeit einer ähnlich langweiligen Routine zu folgen. Man lebt doch nur einmal. Allerdings würde ich sagen, dass ich jetzt mit Abstand betrachtet der Meinung bin, die Sache mit Punk lange Zeit viel ernster genommen zu haben als die meisten.

Wie lange spielst Du schon Schlagzeug? Hattest Du weitere Bands außer Pissed but Sexy?

Eigentlich habe ich die meiste Zeit meines Lebens über entweder alleine Schlagzeug gespielt oder war in irgendwelchen Bands. Zuerst als Sänger, den Anfang machten "Achmed und die Arschkriecher", danach "F.D.G.O." aus Troisdorf und dann zwei Jahre bei "Bonn-Duell". Ich glaube 1984 war es, als ich meine Liebe zum Schlagzeug entdeckte. Zuerst hatte ich keines, spielte in keiner Band, übte nur zu Hause mit selbstgemachten Sticks zu der Musik von Platten. Zu dieser Zeit wurde ich bei jeder Punkfete in Troisdorf zum Luftschlagzeugspielen bei einem bestimmten Lied von den "Destructors" aufgefordert, ich kannte jeden Drum- und Beckenschlag genau. 1985 oder so spielte ich zum ersten Mal Drums in einer Band, bei den Troisdorfer "Büchsen, Flaschen, Scherben" (1 Livegig). Danach folgte "Nevertheless" (Speedcore, auch nur 1 Gig, in Troisdorf mit "Hass") und als sich die Band auflöste viele Jahre nichts festes mehr, eigentlich hatte ich den Gedanken in einer Band zu spielen schon ad acta gelegt, bis mich Alex überredete bei "Pissed but Sexy" fest einzusteigen.

Du bezeichnest dich ja ganz gerne selbst als Schreibtischtäter. Fiel es Dir leichter Dich auf der Bühne zu präsentieren oder Dich hinterm Schreibtisch zu verstecken? Wie bewertest Du diese beiden Kommunikations- bzw. Ausdrucks-Plattformen im Vergleich?

Als Schreibtischtäter bezeichne ich mich in erster Linie wegen meiner Erkrankung, die mich förmlich zwingt, hauptsächlich am Schreibtisch zu sitzen. In sehe ich mich selbst als einen eher introvertierten Menschen an, aber ich weiß auch, dass ich eine ausgeprägte extrovertierte Ader besitze. Diese habe ich auch häufig in der Praxis erlebt, wirklich schon oft vor Publikum gestanden. Meiner Meinung nach hat beides – Bühne wie Schreibtisch (oder Proberaum) – seinen Sinn. Am letztgenannten Orten kann man kreative Dinge am besten erschaffen, die Bühne ist eine Möglichkeit, sie der Öffentlichkeit präsentieren zu können.

Punkrock und Bundeswehr widerspricht sich ja irgendwie. Du hast das Abenteuer dennoch gewagt. War es schwer diese Zeit als Punkrocker durchzustehen?

Klar, Punkrock und Bundeswehr widerspricht sich, aber ich hatte absolut null Lust irgendwo Zivildienst zu machen. Viele Punks damals sahen es als normal an, dass man verweigert und diesen macht, und mit deshalb verweigerte ich nicht und bin zur Bundeswehr gegangen. Die Zeit beim Bund wurde durch die Punkvergangenheit eher erleichtert: Ich hatte schon so manches erlebt, und auch der raue Ton dort konnte mich nicht schocken. Hinzu kam, dass ich sauftechnisch erfahren war, es für mich keine Umgewöhnung darstellte den ganzen Tag Stiefel zu tragen, und da ich nie einen Führerschein besaß, war es für mich normal längere Strecken zu wandern. Trotzdem zählte ich wie jeder dort meine Tage, und ich war mächtig froh, als ich dem Verein meinen Rücken kehren konnte.

No Future ist längst vorbei. Was erwartest Du bzw. erhoffst Du Dir von der Zukunft? Welche Wünsche bzw. Träume hat ein Mann um die 40, der schon soviel von der Welt gesehen hat?

Meine Wünsche sind natürlich nicht typisch für einen Mann meines Alters, da diese rein gesundheitlicher Natur sind und sich um Dinge drehen, die für einen gesunden Menschen selbstverständlich sind. So wünsche ich es mir am allermeisten, dass beim Gehen irgendwann eine derartige gesundheitliche Besserung eintritt, dass ich auf den nervigen Rollator verzichten kann. Als meinen größten Traum bezeichne ich es, irgendwann einmal eine gedruckte Buchform von "Meia, Hotte und Co.Kg" vor mir liegen zu haben. Aber ich bin mir sicher, dass es irgendwann so sein wird. Dazu brauche ich nur an meine Jugend denken, in der die Parole "Träume wahr machen" oft genannt wurde. Und in der Vergangenheit habe ich es oft geschafft. Echt.



EIN PAAR WORTE ZUM SCHLUSS:

Ende der siebziger/Anfang der achtziger Jahre war Punk war in erster Linie für mich eine Ausdrucksform meines Protestes gegen die bürgerlichen Normen. Aber so wie sich die Punkszene im Laufe der Jahre wandelte, so veränderte sich auch meine eigene Einstellung zu Punk. Die mir früher so wichtige Musik spielte nur noch eine zweitrangige Rolle, hauptsächlich sah ich in Punk eine eigene Lebensart, basierend auf einer lebendigen und mir sehr nahestehenden Subkultur, in der ich mich neben meiner langjährigen Fabrikarbeit musikalisch und schreiberisch verwirklichen konnte. So schrieb ich bis zum Beginn dieses Jahrtausends für viele Punkfanzines, brachte selbst einige heraus und spielte in knapp einem halben Dutzend Bands. Ende 2002 – ich war gerade Mitherausgeber des Fanzines "Savage Tunes" und seit mehreren Jahren Schlagzeuger der Punkband "Pissed but Sexy" – schlug eine verschleppte Erkältung in eine bakterielle Meningitis um und zusätzlich erlitt ich zwei Schlaganfälle. Die bleibenden Folgen bestanden unter anderem in starken Gleichgewichtsstörungen und einem fast vollständigen Verlust des Gehörs. Da ich keine Musik mehr hören oder Konzerte besuchen konnte begann ich das in über zwei Jahrzehnten Erlebte aufzuschreiben, veröffentlichte Kurzgeschichten im Berliner Fanzine "Pankerknacker" und schrieb mehrere Texte für das Buch "Keine Zukunft war gestern", einer Historie über Punk in Deutschland. Irgendwie geht es halt immer weiter und ich habe noch viel zu erzählen.

Von den Anfängen der Bonner Punkszene an schildert Szeneveteran The Meja in 15 Kurzgeschichten einige persönliche Erlebnisse in diesem ereignisreichen Jahrzehnt. Unter anderem erzählt er von dem öffentlichen Rekrutengelöbnis 1980, dem Leben in einem von Punks besetzten Haus und vom Kaiserplatzüberfall durch rechtsextreme Gruppierungen einige Jahre später. Auch die in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts wachsende Bedeutung der Muskrichtung "Hardcore" sowie die sich steigende Hinwendung zu Alkohol und Zerfall bleiben nicht unerwähnt. Seine oft mit trockenem Humor unterlegten Geschichten zeichnen ein wirklichkeitsgetreues Bild der rheinländischen Punkszene in den achtziger Jahren und berichten von einigen der nicht nur für ihn prägendsten Erlebnisse in dieser Zeit.